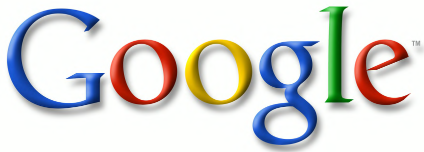
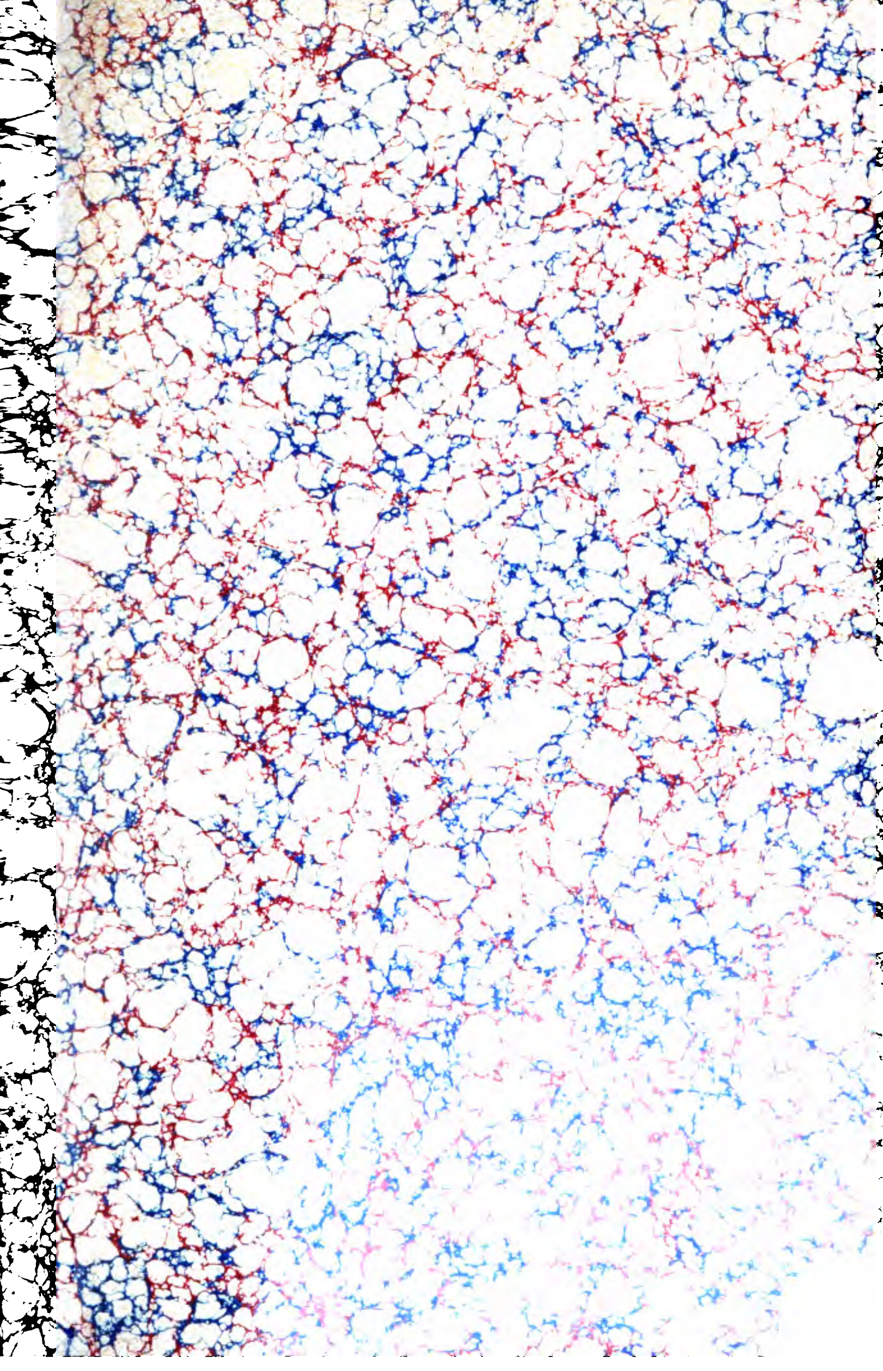

Google


WIDENER
HN UFQR 9





Dr Anton Günther

Druck v F Kargl Wien

Anton Günther.

Eine Biographie

von

Peter Knoodt.

In zwei Bänden.

I. Band.

Mit dem Bildnisse Günther's.

Wien 1881.

Wilhelm Braumüller

[illegible]





Anton Günther.

Eine Biographie

von

Peter Knoodt.

In zwei Bänden.

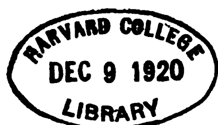
I. Band.

Mit dem Bildnisse Günther's.

Wien 1881.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


HARVARD COLLEGE
DEC 9 1920
LIBRARY

Vorwort.

Im April 1863 schickte mir Canonicus Veith die hinterlassenen Papiere Anton Günther's, unter denen sich eine Autobiographie desselben und ein Brief von Günther's Vater befand, in Betreff dessen Veith bemerkte: „G.'s Eltern müssen sehr edele und biedere Christenseelen gewesen sein, gütig, kindlich, rauh und redlich, wie der geliebte und verehrte Herr Sohn, ‚das gesalbte Haupt' betitelt. An solchen Kindern Gottes verarmt die jetzige Welt. Wunderbar ist es, wie dieser Geist christlicher Einfalt auch, wie wiederkehrender Knabensinn, in der Biographie sich spiegelt." Warum habe ich nun dieselbe nicht sofort herausgegeben? Wegen ihrer Beschaffenheit. Veith fährt nämlich fort: „Und doch leidet dieselbe oft wieder an trockenen, wenig Interesse gewährenden Sandstrecken. Manches ist sehr ungenau, ja unrichtig erzählt, viel reicher Stoff z. B. in Bezug auf Pater Hoffbauer, Zacharias Werner, Friedrich Schlegel, Adam Müller, auf die damalige stille Despotie des Josephinismus ꝛc. ist übergangen. Die oftmaligen Gänge, die wir (G. und ich) zu dem prächtigen alten Pfarrer in Brunn, Mich. Korn, gemacht, bei dem wir gewöhnlich in Einem Zimmer übernachteten, Korn's Humor und seine Mittheilungen über die

Brühler Freimaurer, Schlegel's Verbindung des katholischen Sakraments mit den sprühenden Fingerspitzen des Magnetiseurs, der rationalistisch-mystische Maler Schnorr, die Gräfin Lesniowska, der Thaumaturg Al. Hohenlohe, die Asthenie und Anämie des Clerus sine fide et sine scientia — wie hätte der fast wunderbar scharfsinnige Mann über alles dergleichen sich aussprechen können! Allein er hätte ein Tagebuch vor sich haben müssen; anno 1859 war es zu spät, da blieben ihm nur die früheren Jugendzeiten erinnerlich. Die Edition wird daher mancher Sichtung und Ergänzung bedürfen, zu der ich das Meinige beizutragen bereit bin."

Und als ich die Biographie las, überzeugte auch ich mich, daß sie so, wie sie ist, nicht herausgegeben werden könne, und daß sie auch, da sie mit dem Jahre 1828, in welchem G.'s erstes größeres Werk, die „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums" erschien, schließt, bis zu seinem Todesjahre 1863 fortgesetzt werden müsse. Und dazu kam noch, daß die sofortige Herausgabe derselben weder den Canonicus Veith und Greif (dem langjährigen Freunde G.'s) noch auch mir zeitgemäß erschien. So schrieb mir Veith Ende Dezember 1864: „Ich bin nicht der Meinung, daß die Autobiographie qua talis für sich an's Licht treten solle. Unverändert zu brauchen ist doch nur die Idylle des ersten Jugendlebens; die Geschichten aus dem Hause des Barons, wo er Hofmeister gewesen, können kein Publicum interessiren, das weiter Folgende ist mangelhaft und dürr, theilweise auch zu incorrect, um so veröffentlicht zu werden, wozu überdies jetzt, da die syllogistischen Wogen noch hoch gehen, der Zeitpunkt nicht geeignet ist. Es muß erst eine Krise eintreten, die sich in der That zu nähern scheint." Und ähnlich schrieb mir

Greif: „Ihre Vorsicht, die Biographie G.'s noch nicht herauszugeben, können Veith und ich nur billigen, weil es sonst unmöglich wäre, ihn später, wie Sie sagen, vom Tode zu erwecken. Ein und der Andere von G.'s Freunden ist zwar ungehalten darüber, daß die Herausgabe verzögert wird, allein einerseits kennen sie die Beschaffenheit der Biographie nicht und anderseits ist es ja gewiß, daß sie sogleich dem Index verfallen würde. Es müssen erst günstigere Umstände das gegenwärtige Vorurtheil gegen den Güntherianismus überwinden. Und am Ende wird doch auch die römische Geisel wirkungslos werden: accedit in puncto, quod non speratur in anno (auf einmal geschieht, was in Jahren nicht gehofft wird)."

So entschloß ich mich denn, die Herausgabe der Autobiographie hinauszuschieben, und durch eine Fortsetzung derselben zu ergänzen. In der Zwischenzeit sah ich mich nach Material sowohl für letztere als für die Vervollständigung und Berichtigung der ersteren um. Die in Aussicht gestellte Beihilfe Veith's blieb aber aus, obwohl ich wiederholt, selbst mit Bezeichnung derjenigen Punkte, für welche ich nähere Aufklärung wünschte, brieflich darum bat. Er war eben ganz und gar von seiner so überaus fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Und auch als ich ihn bei einem längeren Aufenthalte in Wien täglich besuchte, vermochte ich nur Weniges, was ich brauchen konnte, aus ihm herauszulocken. Da eröffnete sich mir unerwartet eine Aussicht auf Vermehrung und Verbesserung der Autobiographie. Im Herbste 1863 befand ich mich nämlich auf der katholischen Gelehrtenversammlung zu München, und da hörte ich von dem Abte des Benedictinerklosters, Haneberg, daß der Jesuit Pater Rinn sich gerade auf Besuch in

seinem Kloster befinde. Dieser war einer der drei Gefährten G.'s auf der Reise von Wien nach der Niederlassung der Jesuiten zu Staravies in Galizien, und, während zwei derselben, G. und Horny, die Societas Jesu später wieder verließen, mit Pater von Stoeger in derselben geblieben. Er lebte daher nicht nur während des Noviziats zwei Jahre lang mit G. zusammen, sondern kannte ihn schon vorher und besuchte ihn auch später wiederholt in Wien; er konnte mir also nähere Mittheilungen machen. Ich eilte mit Haneberg, der mich ihm vorstellte, auf seine Stube, und fand in ihm einen überaus ehr- und liebenswürdigen und mit dem echtesten österreichischen Humor begabten alten Herrn, der auch mit der größten Verehrung und Liebe von G. sprach und sich ungemein freute, in mir einen begeisterten Schüler und Freund des seligen Meisters kennen zu lernen. Die köstlichen Augenblicke des äußerst gemüthlichen Zusammenseins mit ihm sind mir unvergeßlich geblieben. Ich bat ihn, möglichst ausgiebige Notizen über G. für dessen Biographie mir schriftlich mittheilen zu wollen, da es mündlich nicht möglich war, weil ich mit dem lieben Herrn, der am folgenden Tag wieder abreisen mußte, nur eine kurze Besprechung haben konnte. Bereitwilligst sagte er es zu. Nachdem ich aber Monate lang auf die Erfüllung dieser Zusage vergeblich gewartet hatte, erinnerte ich ihn, der damals Spiritual im Collegio Societatis Jesu zu Kalksburg bei Wien war, brieflich an das gegebene Versprechen. Am 12. September 1864 erhielt ich folgende Antwort: „Euer Hochwürden, verehrtester H. Professor! Vor Allem fühle ich mich gedrungen, die Gründe anzugeben, die mich bisher abhielten, das Ihnen bei St. Bonifacius in München gegebene Versprechen zu erfüllen. Ganz einge-

nommen von der — gleichsam fascinirenden — Liebenswürdigkeit Ihrer Person und Ihres Benehmens gegen mich, wurde ich mehr hingerissen als bewogen zu jenem Versprechen, dessen Schwierigkeit ich damals im Drange der allzu kurzen Unterredung nicht reiflich genug überlegen konnte. Später aber zeigten sich dann desto mehr Bedenklichkeiten. Eine derselben und zwar die Hauptbedenklichkeit — scheint mir — habe ich wohl schon gleich in unserem Colloquio selbst angedeutet, nämlich: daß ich als Ordensmann eigentlich kein bindendes Versprechen ohne die ausdrückliche Erlaubniß meiner Oberen zu geben berechtigt, und überhaupt in jeder Thätigkeit nach Außen ganz von der Leitung des Gehorsams abhängig bin.

„Das zweite nicht minder wichtige, oder eigentlich wichtigste Bedenken bezieht sich auf die Natur und Art des Werkes, zu dem ich einen, wenn auch nur sehr geringen, Beitrag liefern sollte. — Handelte es sich blos einfach um eine Biographie — Lebensgeschichte des sel. Priesters Anton Günther, und eine Schilderung seines reinen edlen Charakters, seiner ausgezeichneten Geistesgaben, seiner gründlichen Frömmigkeit, dann — freilich — würde es mir sogar lieb sein, dabei in Etwas mitwirken zu können. — Allein nicht ohne Grund besorge ich, daß das Werk zugleich vielleicht eine Art Vertheidigung und Rechtfertigung der speculativen theologischen Ansichten Günther's werden könnte; in diesem Falle bin ich: „amicus usque ad altare“ (Freund bis zum Altar); und weiß auch im Voraus, daß die in unserer Ordensregel bei jeder Veröffentlichung eines Schriftstückes vorgeschriebene sorgfältige Zensur es mir nicht erlauben würde, auch nur indirect oder concomitanter an einem solchen Werke Theil zu nehmen.

„Dazu kam noch, daß nach meiner Ueberzeugung, solche Zurückhaltung auch ganz dem Geiste unseres geliebten Günther entspricht, der ja selbst, sobald ‚Rom gesprochen hatte,‘ nicht nur das ehrfurchtvollste Schweigen über seine Angelegenheit sorgfältig beobachtete; sondern auch — zum großen Troste des heiligen Vaters, und zur höchsten Freude, — ja auch zum erbauenden Beispiel aller seiner Freunde die aufrichtigste Unterwerfung beurkundete. —

„Mögen diese einfachen offenen Erklärungen mir volle Verzeihung erwirken: ‚indulgentiam, absolutionem et remissionem!‘ damit das Andenken an die mir so liebe Begegnung in München nicht nur nicht getrübt; sondern durch treue Gemeinschaft im Gebete für immer lebendig erhalten und geheiligt werde! Mit aufrichtiger Hochachtung Euer Hochwürden ergebenster Diener in Christo Friedrich Rinn S. J.“

Als ich in einem zweiten Schreiben, worin ich seine Bedenken niederzuschlagen mich bemühte, meine Bitte wiederholte, erhielt ich keine Antwort. Und so war ich denn wieder so rathlos, wie vor der Zusammenkunft mit Pater Rinn, und schob die Herausgabe der Biographie auf unbestimmte Zeit hinaus. Da kam endlich jene „Krise“, von der Veith mir geschrieben, daß sie „erst eintreten müsse“, und zwar 1870 in dem Unfehlbarkeitsdogma des Papstes Pius IX. Und hiezu kam die wiederholte Aufforderung Braumüller's in Wien, der die Herausgabe der Biographie G.'s noch erleben wollte, da er mit Günther persönlich freundschaftlichen Umgang gepflogen und sein Andenken schon dadurch geehrt hatte, daß er sämmtliche Schriften G.'s durch Ankauf mit seinem großen wissenschaftlichen

Verlage vereinigt hatte. Da entschloß ich mich, sofort an die für die Zurechtstellung der Autobiographie und für ihre Fortsetzung nöthigen Arbeiten mich zu begeben. Aber sehr bald wurde die von meinen Berufsarbeiten mir erübrigende Zeit durch die altkatholische Bewegung so sehr in Anspruch genommen, daß mir für jene Arbeiten nur wenige Augenblicke übrig blieben. Erst in den zwei letzten Jahren konnte ich mehr Zeit darauf verwenden.

Zunächst schickte ich eine Abschrift der Autobiographie an meinen Freund Professor Löwe in Prag, den einzigen unter den wenigen noch lebenden Freunden G.'s, von dem ich Hilfe in Beziehung auf das, was wegzulassen, hinzuzufügen und zu verbessern sei, hoffen konnte. Und Löwe ging bereitwillig auf meine Bitte ein, so daß ich ihm nicht nur guten Rath sondern auch einige Notizen zu verdanken habe. Und später, im August 1878, schickte ich ihm auch meine Fortsetzung der Biographie (mit Ausnahme desjenigen Theils derselben, der von den vor der „Vorschule" in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen G.'s handelt), und zwar in viel ausführlicherer Weise, als ich selber sie dem Drucke übergeben wollte, um von ihm zu erfahren, was nach seiner Ansicht auszuscheiden sei. Und auch jetzt wieder unterzog sich Löwe der nicht geringen Mühe, nicht nur diesen Wunsch zu erfüllen, sondern auch einige Verbesserungen und Zusätze in Vorschlag zu bringen. Auch theilte er mir eine Anzahl Briefe G.'s an ihn und an Professor Ehrlich mit. Für diese seine freundschaftliche Bemühung sage ich ihm hiemit meinen öffentlichen Dank.

Was nun die Autobiographie G.'s betrifft, so erscheint dieselbe im Texte unverändert mit den Worten

des Verfassers. Nur einige Partien habe ich (aus den angeführten Gründen) weggelassen, und kleine stylistische und sachliche Verbesserungen mir erlaubt. Alle Zusätze aber habe ich in Noten unter den Text verwiesen. Auch in dieser abgekürzten Gestalt wird dieselbe, wie ich nicht zweifle, hinlänglich interessiren und zeigen, was für ein Geisteskind Günther gewesen.

Was die Quellen betrifft, aus denen ich die Fortsetzung der Biographie schöpfte, so sind dieselben an erster Stelle die zahlreichen Briefe G.'s an mich, so wie diejenigen an andere Schüler und Freunde desselben. Denn „gerade diese Art von Selbstbiographie ist um so werthvoller, als sie völlig unbeabsichtigt war. Ist es doch eine Thatsache, daß Briefe großer Männer uns oft in das Triebrad der Gedanken, in die Tiefe der Seele blicken lassen, wohin ohne sie das Auge des Biographen nicht eindringen würde.“ *) An zweiter Stelle sind es Briefe von mir und von anderen Personen an G., die sich im Nachlasse desselben vorfanden. An dritter Stelle Briefe von einigen meiner Freunde und Schüler an mich. Weiter lieferten mir Material Dr. Ernst Melzer's „Joh. Bapt. Baltzer's Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung“, Prof. Friedrich's „Geschichte des Vaticanischen Concils“, und Joh. Heinr. Löwe's „Joh. Em. Veith. Eine Biographie“. Wien, W. Braumüller. 1879. Endlich schöpfte ich aus meinen Erinnerungen, indem ich beinahe drei Jahre lang (1842—1844) in fast täglichem Umgange mit G.

---

*) Max Frommel, evangelisch-lutherischer Pfarrer in Ispringen bei Pforzheim, „Paulus der große Weltapostel, ein Charakter“. 2. Aufl. Frankfurt a. M. Zimmer. 1878. S. 5.

zu Wien verlebte, und in späteren Jahren wiederholt mit ihm zusammenkam.

Eine Skizzirung der Philosophie G.'s habe ich von dieser Biographie ausgeschlossen, weil dieselbe dadurch zu umfangreich geworden wäre. Für sie verweise ich auf G.'s Schriften selber; und daneben auf meine Artikel „Anton Günther und seine Lehre“ im Brockhaus'schen Jahrbuch zum Conversationslexicon „Unsere Zeit“ X. Heft 1857, und „Günther, Anton“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“; auf Prof. Weber's „Anton Günther. Kurzer Abriß seines Lebens und seiner Philosophie“ in der „Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber“; auf den Abschnitt „Populärer Abriß der rein philosophischen Lehren G.'s über Gott, die Natur und den Menschen“ in Löwe's Biographie Veith's S. 152—173; endlich auf meine 3 Bände „Günther und Clemens. Offene Briefe“. Wien, W. Braumüller. 1853 und 1854 *). Löwe beginnt die Darstellung der G.'schen Philosophie (seinem Plane entsprechend) mit der Gottesidee, und kommt erst am Schlusse auf die Ichidee zu reden, welche die Grundlage des ganzen Systems bildet, während ich in jenen Artikeln von der Ichidee ausgehe und von diesem Fundamente aus das ganze Gebäude aufführe, in den „offenen Briefen“ aber seine speculative Theologie bespreche, weil nur diese von den Gegnern angegriffen war. Weber dagegen geht von dem Verhältnisse der G.'schen

*) Während des Druckes erschien auch noch „A. Günther's Dualismus von Geist und Natur, aus den Quellen dargestellt von Dr. J. Flegel (einem Schüler Weber's). Breslau 1880. A. Gosohorsky“. Eine Recension dieser Schrift habe ich in Schaarschmidt's philosophischen Monatsheften veröffentlicht.

Philosophie (die Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz in unbegreiflicher Weise als „eine scholastische Speculation“ bezeichnet hat) zur Scholastik aus, und zeichnet jene in ihrer Beziehung zu dieser, so wie zu Cartesius und Kant. Demgemäß bespricht er zunächst G.'s Dualismus, das ideelle und begriffliche Denken, den Menschen als Vereinwesen von Geist und Natur, die Gottheit in ihrer Selbstoffenbarung (Trinität und Weltidee) und ihrer Offenbarung nach Außen (Schöpfung), die Menschengeschichte und Erlösung (Adam und Christus). — So ergänzen denn diese vier Darstellungen einander für die Kenntnißnahme der reinen Philosophie und der speculativen Theologie G.'s. Uebrigens treten auch aus dieser Biographie G.'s selber, insbesondere aus G.'s Briefen, die wesentlichen Punkte seiner Speculation deutlich hervor.

Nur aus den vor dem Jahre 1828 erschienenen Rezensionen, die bisher so gut wie ganz unbeachtet geblieben sind, habe ich ausgiebige Auszüge gemacht, um die ersten Anfänge und das allmälige Werden seiner originellen Philosophie ans Licht treten zu lassen.

Die lateinischen Citate, die namentlich in G.'s Briefen häufig vorkommen, habe ich in Klammern verdeutscht.

Endlich bemerke ich noch, daß gerade jetzt, nach dem Erscheinen der Thomasencyclica Leo's XIII. vom 4. August 1879 der geeignetste Zeitpunkt für das Erscheinen der Biographie Günther's, der während drei Dezennien die thomistisch-scholastische Philosophie und Theologie bekämpfte, gekommen sein möchte *).

*) Ueber die Bedeutung jener Encyclica vgl. „Die Thomasencyclica Leo's XIII. Ein Vortrag von Prof Dr. P. Knoodt. Bonn. Ed. Weber's Verlag. 1880.“

Um durchaus objectiv zu verfahren, habe ich, so weit es irgend anging, auf die organische Zusammenfügung der zahlreichen Briefe und der sonstigen Aktenstücke mich beschränkt, welche Leben, Schaffen und Schicksal des außerordentlichen Mannes darlegen und beleuchten.

Ich schließe das Vorwort mit dem lebhaften Wunsche, daß diese Biographie etwas beitragen möge zur Wiederbelebung des Studiums der Schriften Günther's.

Bonn. Palmsonntag 1880.

Peter Knoodt.

Brühler Freimaurer, Schlegel's Verbindung des katholischen Sakraments mit den sprühenden Fingerspitzen des Magnetiseurs, der rationalistisch-mystische Maler Schnorr, die Gräfin Lesniowska, der Thaumaturg Al. Hohenlohe, die Asthenie und Anämie des Clerus sine fide et sine scientia — wie hätte der fast wunderbar scharfsinnige Mann über alles dergleichen sich aussprechen können! Allein er hätte ein Tagebuch vor sich haben müssen; anno 1859 war es zu spät, da blieben ihm nur die früheren Jugendzeiten erinnerlich. Die Edition wird daher mancher Sichtung und Ergänzung bedürfen, zu der ich das Meinige beizutragen bereit bin."

Und als ich die Biographie las, überzeugte auch ich mich, daß sie so, wie sie ist, nicht herausgegeben werden könne, und daß sie auch, da sie mit dem Jahre 1828, in welchem G.'s erstes größeres Werk, die „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums" erschien, schließt, bis zu seinem Todesjahre 1863 fortgesetzt werden müsse. Und dazu kam noch, daß die sofortige Herausgabe derselben weder den Canonicus Veith und Greif (dem langjährigen Freunde G.'s) noch auch mir zeitgemäß erschien. So schrieb mir Veith Ende Dezember 1864: „Ich bin nicht der Meinung, daß die Autobiographie qua talis für sich an's Licht treten solle. Unverändert zu brauchen ist doch nur die Idylle des ersten Jugendlebens; die Geschichten aus dem Hause des Barons, wo er Hofmeister gewesen, können kein Publicum interessiren, das weiter Folgende ist mangelhaft und dürr, theilweise auch zu incorrect, um so veröffentlicht zu werden, wozu überdies jetzt, da die syllogistischen Wogen noch hoch gehen, der Zeitpunkt nicht geeignet ist. Es muß erst eine Krise eintreten, die sich in der That zu nähern scheint." Und ähnlich schrieb mir

Greif: „Ihre Vorsicht, die Biographie G.'s noch nicht herauszugeben, können Veith und ich nur billigen, weil es sonst unmöglich wäre, ihn später, wie Sie sagen, vom Tode zu erwecken. Ein und der Andere von G.'s Freunden ist zwar ungehalten darüber, daß die Herausgabe verzögert wird, allein einerseits kennen sie die Beschaffenheit der Biographie nicht und anderseits ist es ja gewiß, daß sie sogleich dem Index verfallen würde. Es müssen erst günstigere Umstände das gegenwärtige Vorurtheil gegen den Güntherianismus überwinden. Und am Ende wird doch auch die römische Geisel wirkungslos werden: accedit in puncto, quod non speratur in anno (auf einmal geschieht, was in Jahren nicht gehofft wird)."

So entschloß ich mich denn, die Herausgabe der Autobiographie hinauszuschieben, und durch eine Fortsetzung derselben zu ergänzen. In der Zwischenzeit sah ich mich nach Material sowohl für letztere als für die Vervollständigung und Berichtigung der ersteren um. Die in Aussicht gestellte Beihilfe Veith's blieb aber aus, obwohl ich wiederholt, selbst mit Bezeichnung derjenigen Punkte, für welche ich nähere Aufklärung wünschte, brieflich darum bat. Er war eben ganz und gar von seiner so überaus fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit in Anspruch genommen. Und auch als ich ihn bei einem längeren Aufenthalte in Wien täglich besuchte, vermochte ich nur Weniges, was ich brauchen konnte, aus ihm herauszulocken. Da eröffnete sich mir unerwartet eine Aussicht auf Vermehrung und Verbesserung der Autobiographie. Im Herbste 1863 befand ich mich nämlich auf der katholischen Gelehrtenversammlung zu München, und da hörte ich von dem Abte des Benedictinerklosters, Haneberg, daß der Jesuit Pater Rinn sich gerade auf Besuch in

seinem Kloster befinde. Dieser war einer der drei Gefährten G.'s auf der Reise von Wien nach der Niederlassung der Jesuiten zu Staravies in Galizien, und, während zwei derselben, G. und Horny, die Societas Jesu später wieder verließen, mit Pater von Stoeger in derselben geblieben. Er lebte daher nicht nur während des Noviziats zwei Jahre lang mit G. zusammen, sondern kannte ihn schon vorher und besuchte ihn auch später wiederholt in Wien; er konnte mir also nähere Mittheilungen machen. Ich eilte mit Haneberg, der mich ihm vorstellte, auf seine Stube, und fand in ihm einen überaus ehr- und liebenswürdigen und mit dem echtesten österreichischen Humor begabten alten Herrn, der auch mit der größten Verehrung und Liebe von G. sprach und sich ungemein freute, in mir einen begeisterten Schüler und Freund des seligen Meisters kennen zu lernen. Die köstlichen Augenblicke des äußerst gemüthlichen Zusammenseins mit ihm sind mir unvergeßlich geblieben. Ich bat ihn, möglichst ausgiebige Notizen über G. für dessen Biographie mir schriftlich mittheilen zu wollen, da es mündlich nicht möglich war, weil ich mit dem lieben Herrn, der am folgenden Tag wieder abreisen mußte, nur eine kurze Besprechung haben konnte. Bereitwilligst sagte er es zu. Nachdem ich aber Monate lang auf die Erfüllung dieser Zusage vergeblich gewartet hatte, erinnerte ich ihn, der damals Spiritual im Collegio Societatis Jesu zu Kalksburg bei Wien war, brieflich an das gegebene Versprechen. Am 12. September 1864 erhielt ich folgende Antwort: „Euer Hochwürden, verehrtester H. Professor! Vor Allem fühle ich mich gedrungen, die Gründe anzugeben, die mich bisher abhielten, das Ihnen bei St. Bonifacius in München gegebene Versprechen zu erfüllen. Ganz einge-

nommen von der — gleichsam fascinirenden — Liebenswürdigkeit Ihrer Person und Ihres Benehmens gegen mich, wurde ich mehr hingerissen als bewogen zu jenem Versprechen, dessen Schwierigkeit ich damals im Drange der allzu kurzen Unterredung nicht reiflich genug überlegen konnte. Später aber zeigten sich dann desto mehr Bedenklichkeiten. Eine derselben und zwar die Hauptbedenklichkeit — scheint mir — habe ich wohl schon gleich in unserem Colloquio selbst angedeutet, nämlich: daß ich als Ordensmann eigentlich kein bindendes Versprechen ohne die ausdrückliche Erlaubniß meiner Oberen zu geben berechtigt, und überhaupt in jeder Thätigkeit nach Außen ganz von der Leitung des Gehorsams abhängig bin.

„Das zweite nicht minder wichtige, oder eigentlich wichtigste Bedenken bezieht sich auf die Natur und Art des Werkes, zu dem ich einen, wenn auch nur sehr geringen, Beitrag liefern sollte. — Handelte es sich blos einfach um eine Biographie — Lebensgeschichte des sel. Priesters Anton Günther, und eine Schilderung seines reinen edlen Charakters, seiner ausgezeichneten Geistesgaben, seiner gründlichen Frömmigkeit, dann — freilich — würde es mir sogar lieb sein, dabei in Etwas mitwirken zu können. — Allein nicht ohne Grund besorge ich, daß das Werk zugleich vielleicht eine Art Vertheidigung und Rechtfertigung der speculativen theologischen Ansichten Günther's werden könnte; in diesem Falle bin ich: „amicus usque ad altare“ (Freund bis zum Altar); und weiß auch im Voraus, daß die in unserer Ordensregel bei jeder Veröffentlichung eines Schriftstückes vorgeschriebene sorgfältige Zensur es mir nicht erlauben würde, auch nur indirect oder concomitanter an einem solchen Werke Theil zu nehmen.

„Dazu kam noch, daß nach meiner Ueberzeugung, solche Zurückhaltung auch ganz dem Geiste unseres geliebten Günther entspricht, der ja selbst, sobald ‚Rom gesprochen hatte,‘ nicht nur das ehrfurchtvollste Schweigen über seine Angelegenheit sorgfältig beobachtete; sondern auch — zum großen Troste des heiligen Vaters, und zur höchsten Freude, — ja auch zum erbauenden Beispiel aller seiner Freunde die aufrichtigste Unterwerfung beurkundete. —

„Mögen diese einfachen offenen Erklärungen mir volle Verzeihung erwirken: ‚indulgentiam, absolutionem et remissionem!‘ damit das Andenken an die mir so liebe Begegnung in München nicht nur nicht getrübt; sondern durch treue Gemeinschaft im Gebete für immer lebendig erhalten und geheiligt werde! Mit aufrichtiger Hochachtung Euer Hochwürden ergebenster Diener in Christo Friedrich Rinn S. J.“

Als ich in einem zweiten Schreiben, worin ich seine Bedenken niederzuschlagen mich bemühte, meine Bitte wiederholte, erhielt ich keine Antwort. Und so war ich denn wieder so rathlos, wie vor der Zusammenkunft mit Pater Rinn, und schob die Herausgabe der Biographie auf unbestimmte Zeit hinaus. Da kam endlich jene „Krise“, von der Veith mir geschrieben, daß sie „erst eintreten müsse“, und zwar 1870 in dem Unfehlbarkeitsdogma des Papstes Pius IX. Und hiezu kam die wiederholte Aufforderung Braumüller's in Wien, der die Herausgabe der Biographie G.'s noch erleben wollte, da er mit Günther persönlich freundschaftlichen Umgang gepflogen und sein Andenken schon dadurch geehrt hatte, daß er sämmtliche Schriften G.'s durch Ankauf mit seinem großen wissenschaftlichen

Verlage vereinigt hatte. Da entschloß ich mich, sofort an die für die Zurechtstellung der Autobiographie und für ihre Fortsetzung nöthigen Arbeiten mich zu begeben. Aber sehr bald wurde die von meinen Berufsarbeiten mir erübrigende Zeit durch die altkatholische Bewegung so sehr in Anspruch genommen, daß mir für jene Arbeiten nur wenige Augenblicke übrig blieben. Erst in den zwei letzten Jahren konnte ich mehr Zeit darauf verwenden.

Zunächst schickte ich eine Abschrift der Autobiographie an meinen Freund Professor Löwe in Prag, den einzigen unter den wenigen noch lebenden Freunden G.'s, von dem ich Hilfe in Beziehung auf das, was wegzulassen, hinzuzufügen und zu verbessern sei, hoffen konnte. Und Löwe ging bereitwillig auf meine Bitte ein, so daß ich ihm nicht nur guten Rath sondern auch einige Notizen zu verdanken habe. Und später, im August 1878, schickte ich ihm auch meine Fortsetzung der Biographie (mit Ausnahme desjenigen Theils derselben, der von den vor der „Vorschule" in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen G.'s handelt), und zwar in viel ausführlicherer Weise, als ich selber sie dem Drucke übergeben wollte, um von ihm zu erfahren, was nach seiner Ansicht auszuscheiden sei. Und auch jetzt wieder unterzog sich Löwe der nicht geringen Mühe, nicht nur diesen Wunsch zu erfüllen, sondern auch einige Verbesserungen und Zusätze in Vorschlag zu bringen. Auch theilte er mir eine Anzahl Briefe G.'s an ihn und an Professor Ehrlich mit. Für diese seine freundschaftliche Bemühung sage ich ihm hiemit meinen öffentlichen Dank.

Was nun die Autobiographie G.'s betrifft, so erscheint dieselbe im Texte unverändert mit den Worten

des Verfassers. Nur einige Partien habe ich (aus den angeführten Gründen) weggelassen, und kleine stylistische und sachliche Verbesserungen mir erlaubt. Alle Zusätze aber habe ich in Noten unter den Text verwiesen. Auch in dieser abgekürzten Gestalt wird dieselbe, wie ich nicht zweifle, hinlänglich interessiren und zeigen, was für ein Geisteskind Günther gewesen.

Was die Quellen betrifft, aus denen ich die Fortsetzung der Biographie schöpfte, so sind dieselben an erster Stelle die zahlreichen Briefe G.'s an mich, so wie diejenigen an andere Schüler und Freunde desselben. Denn „gerade diese Art von Selbstbiographie ist um so werthvoller, als sie völlig unbeabsichtigt war. Ist es doch eine Thatsache, daß Briefe großer Männer uns oft in das Triebrad der Gedanken, in die Tiefe der Seele blicken lassen, wohin ohne sie das Auge des Biographen nicht eindringen würde." *) An zweiter Stelle sind es Briefe von mir und von anderen Personen an G., die sich im Nachlasse desselben vorfanden. An dritter Stelle Briefe von einigen meiner Freunde und Schüler an mich. Weiter lieferten mir Material Dr. Ernst Melzer's „Joh. Bapt. Baltzer's Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung", Prof. Friedrich's „Geschichte des Vaticanischen Concils", und Joh. Heinr. Löwe's „Joh. Em. Veith. Eine Biographie". Wien, W. Braumüller. 1879. Endlich schöpfte ich aus meinen Erinnerungen, indem ich beinahe drei Jahre lang (1842—1844) in fast täglichem Umgange mit G.

*) Max Frommel, evangelisch-lutherischer Pfarrer in Ispringen bei Pforzheim, „Paulus der große Weltapostel, ein Charakter". 2. Aufl. Frankfurt a. M. Zimmer. 1878. S. 5.

zu Wien verlebte, und in späteren Jahren wiederholt mit ihm zusammenkam.

Eine Skizzirung der Philosophie G.'s habe ich von dieser Biographie ausgeschlossen, weil dieselbe dadurch zu umfangreich geworden wäre. Für sie verweise ich auf G.'s Schriften selber; und daneben auf meine Artikel „Anton Günther und seine Lehre“ im Brockhaus'schen Jahrbuch zum Conversationslexicon „Unsere Zeit“ X. Heft 1857, und „Günther, Anton“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“; auf Prof. Weber's „Anton Günther. Kurzer Abriß seines Lebens und seiner Philosophie“ in der „Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber“; auf den Abschnitt „Populärer Abriß der rein philosophischen Lehren G.'s über Gott, die Natur und den Menschen“ in Löwe's Biographie Veith's S. 152—173; endlich auf meine 3 Bände „Günther und Clemens. Offene Briefe“. Wien, W. Braumüller. 1853 und 1854 *). Löwe beginnt die Darstellung der G.'schen Philosophie (seinem Plane entsprechend) mit der Gottesidee, und kommt erst am Schlusse auf die Ichidee zu reden, welche die Grundlage des ganzen Systems bildet, während ich in jenen Artikeln von der Ichidee ausgehe und von diesem Fundamente aus das ganze Gebäude aufführe, in den „offenen Briefen“ aber seine speculative Theologie bespreche, weil nur diese von den Gegnern angegriffen war. Weber dagegen geht von dem Verhältnisse der G.'schen

*) Während des Druckes erschien auch noch „A. Günther's Dualismus von Geist und Natur, aus den Quellen dargestellt von Dr. J. Flegel (einem Schüler Weber's). Breslau 1880. A. Gosohorsky“. Eine Recension dieser Schrift habe ich in Schaarschmidt's philosophischen Monatsheften veröffentlicht.

Philosophie (die Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz in unbegreiflicher Weise als „eine scholastische Speculation“ bezeichnet hat) zur Scholastik aus, und zeichnet jene in ihrer Beziehung zu dieser, so wie zu Cartesius und Kant. Demgemäß bespricht er zunächst G.'s Dualismus, das ideelle und begriffliche Denken, den Menschen als Vereinwesen von Geist und Natur, die Gottheit in ihrer Selbstoffenbarung (Trinität und Weltidee) und ihrer Offenbarung nach Außen (Schöpfung), die Menschengeschichte und Erlösung (Adam und Christus). — So ergänzen denn diese vier Darstellungen einander für die Kenntnißnahme der reinen Philosophie und der speculativen Theologie G.'s. Uebrigens treten auch aus dieser Biographie G.'s selber, insbesondere aus G.'s Briefen, die wesentlichen Punkte seiner Speculation deutlich hervor.

Nur aus den vor dem Jahre 1828 erschienenen Rezensionen, die bisher so gut wie ganz unbeachtet geblieben sind, habe ich ausgiebige Auszüge gemacht, um die ersten Anfänge und das allmälige Werden seiner originellen Philosophie ans Licht treten zu lassen.

Die lateinischen Citate, die namentlich in G.'s Briefen häufig vorkommen, habe ich in Klammern verdeutscht.

Endlich bemerke ich noch, daß gerade jetzt, nach dem Erscheinen der Thomasencyclica Leo's XIII. vom 4. August 1879 der geeignetste Zeitpunkt für das Erscheinen der Biographie Günther's, der während drei Dezennien die thomistisch-scholastische Philosophie und Theologie bekämpfte, gekommen sein möchte *).

*) Ueber die Bedeutung jener Encyclica vgl. „Die Thomasencyclica Leo's XIII. Ein Vortrag von Prof Dr. P. Knoodt. Bonn. Ed. Weber's Verlag. 1880.“

Um durchaus objectiv zu verfahren, habe ich, so weit es irgend anging, auf die organische Zusammenfügung der zahlreichen Briefe und der sonstigen Aktenstücke mich beschränkt, welche Leben, Schaffen und Schicksal des außerordentlichen Mannes darlegen und beleuchten.

Ich schließe das Vorwort mit dem lebhaften Wunsche, daß diese Biographie etwas beitragen möge zur Wiederbelebung des Studiums der Schriften Günther's.

Bonn. Palmsonntag 1880.

Peter Knoodt.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vervollständigung der Selbstbiographie Günther's.

I.

II.

***



Günther's Selbstbiographie.

Pauper sum ego et in laboribus a iuventute mea, exaltatus autem humiliatus sum et conturbatus. Ps. 87, 16. (Arm bin ich und in Mühseligkeiten von meiner Jugend an; erhöht aber bin ich erniedrigt und gedemüthigt.)

I.

1781 — 1796.

Das sogenannte Kaiserläuten, d. h. das feierliche Geläute auf den Thürmen der Kirchen und Kapellen während einer Stunde am Jahrestage des Todes der großen Maria Theresia (29. November 1781), war kaum verhallt, als das Glöcklein der Kapelle in dem zum Kirchspiele Bürgstein gehörigen Dorfe Bockum abermal einen Todesfall meldete, der diesmal den Kapelldiener selber, welcher zugleich Schmiedemeister in der Gemeinde war, sehr nahe anging. Denn seine theure Ehehälfte, mit der er sein Handwerk Jahre lang betrieben, war mit Tod abgegangen. Schmerzlicher jedoch als der Gatte empfanden seine zwei Kinder, die ihm die Selige hinterließ, Elisabeth und Anton, beide bereits erwachsen, den Verlust ihrer Mutter, da diese, bei dem barschen und jähzornigen Benehmen des Vaters gegen seine Familienglieder, die Vermittlerin und Trösterin gewesen war.

Der Schmied, Anton Paul Podlak, ließ nun seine treue Lebensgefährtin feierlich, d. h. zunftmäßig — unter Begleitung seiner Handwerksgenossen, die mit brennenden

Windfackeln den Sarg nach dem Gottesacker in der eine Stunde von dem Dorfe entfernten Pfarrei Bürgstein begleiteten — beerdigen. Zu dieser Feierlichkeit war auch der junge Meister Franz Günther von Lindenau, einem großen Dorfe *), welches ebenfalls zur Herrschaft Bürgstein gehörte, aber seine eigene Pfarrei besaß, geladen. Ihm war diese Einladung nicht unlieb. Denn er war unlängst von seiner Wanderschaft aus Mähren und Oesterreich zurückgekehrt, um das väterliche Haus sammt Gewerbe zu übernehmen, und somit einen eigenen Hausstand anzufangen. Er war daher auch genöthigt, sich nach einer Gehilfin für seine neue Lebenslage umzusehen; und am liebsten wäre ihm die Tochter eines Schmieds gewesen, weil eine solche in der Regel mit den Zuständen dieses schwarzen Handwerks vertraut und im Nothfalle Hilfe zu leisten gewöhnt ist. Der junge Meister machte sich also am bestimmten Tage frühzeitig auf den Weg nach dem eine starke Stunde von Lindenau entfernten Bockum, empfahl Haus und Geschäft seiner Stiefmutter, welche die dritte Frau seines seligen Vaters war, und zwei noch unmündige Kinder von ihm hatte. „Trachte, bei Zeiten nach Hause zu kommen“, sagte die Mutter zu ihrem neuen Hausherrn, „ich werde mit dem Mittagessen auf dich warten. Der Trauergottesdienst ist ja schon Vormittag zu Ende, und von Bürgstein legst du doch wohl den Weg in einer halben Stunde zurück“.

Er versprach es, hielt aber nicht Wort, sondern trat erst am Nachmittage über die Schwelle seines Hauses, und das mit einer Heiterkeit, die bei ihm unter die Seltenheiten

*) In der Nähe von Zwickau im Leitmeritzer Kreise des nördlichen Böhmens.

gehörte und daher die Mutter befremdete. „Nehmt es nicht übel“, sprach er nach dem ersten Gruße zu ihr, „daß ich Euch habe warten lassen! Ich konnte es nicht voraussehen, was Alles sich mir in den Weg stellen würde bei diesem Leichenbegängnisse“. Und nun erzählte er der Mutter, daß er mit der Tochter und dem Sohne der Beerdigten Bekanntschaft gemacht, und an Beiden sein Gefallen gefunden habe. Deshalb habe er ihnen auch nach dem Todtenamte das Geleite in ihre Heimat angeboten, was sie freundlichst angenommen hätten. Er erzählte der wißbegierigen Mutter weiter, wie ihm beim Eintritte in das Trauerhaus der Lärm der anwesenden Meister zuwider gewesen, die dem gespendeten Frühstücke, das in Kaffee und Branntwein bestand, bereits weidlich zugesprochen hatten, und wie er sich deshalb der weinenden Tochter mit den Worten genähert habe: Verzeihen Sie, Jungfer, daß ich neben Ihnen Platz nehme, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie sind eine Waise seit wenigen Tagen, ich aber bin es bereits seit Jahren. Ich habe meine Mutter als Kind verloren, und meinen Vater als ein Knabe, der noch keinen Hammer zu schwingen im Stande war. Die Schmiede wurde daher in Pacht gegeben, da die Bauern des Orts darauf drangen, während ich in der Fremde das Handwerk erlernen mußte. Denn der Pächter hatte sich ausbedungen, mich nicht in die Lehre zu nehmen, weil er selber schon herangewachsene männliche Erben besaß. Dies war aber nicht sein eigentlicher Beweggrund, wie sich sehr bald herausstellte.

Denn kaum war ich von der Zunft freigesprochen, so mußte ich mich bei der Herrschaft als Rekrut stellen; und Niemanden wäre es lieber gewesen, als der Orts- und der herrschaftlichen Obrigkeit (die dem Pächter das Gewerbe

sammt dem Hause und dem Garten zukommen lassen wollte, versteht sich für Geld und gute Worte), wenn ich von den Regimentsärzten in der Kreisstadt Leitmeritz als tauglich befunden worden wäre. Ich erreichte aber mit meiner Leibeslänge nicht das Maß, unter das ich gestellt wurde. Und nun mußte ich meine Wanderjahre antreten, und zwar je eher je lieber, um den Verschacherern aus den Augen zu kommen; aber für sie leider! nur auf kurze Zeit. Von meiner Stiefmutter erhielt ich nämlich bald ein Schreiben nach dem andern, worin sie mich nach Hause zurückrief, weil sie es mit ihren Kindern unter dem Pächter und seiner Familie nicht länger aushalten könne. In einem dieser Briefe erzählte sie mir einen Schurkenstreich, zu dem der Pächter seine Zuflucht genommen, um das Haus in üblen Ruf und unter billigen Bedingungen in seine Hände zu bringen. Er verbreitete nämlich das Gerücht, daß seit einiger Zeit Geisterspuk in dem Hause verspürt werde. Er hatte es sogar durch Verwendung der Ortsobrigkeit dahin gebracht, daß der Pfarrer der Gemeinde den Exorcismus vorzunehmen genöthigt wurde. Doch ließ dieser sich dazu nur einmal für allemal nöthigen. Da sich nämlich bei seiner Anwesenheit in dem verrufenen Hause um die Mitternachtsstunde kein Geist bemerkbar gemacht hatte, so weigerte er sich, auch ferner noch als Exorcist aufzutreten. Nur zu Etwas mußte er sich noch herbeilassen, nämlich meine ältere und einzige Schwester aus der ersten Ehe meines Vaters ins Verhör zu nehmen, weil diese (nach ihrer Aussage) am meisten von dem Gespenste zu leiden hatte.

Diese meine Schwester war aber nicht recht bei Mutterwitz, es fehlte bei ihr nicht viel zu einer Trottel. Was nun der Pfarrer beim Verhöre aus ihr herausbrachte (unter An-

derem, daß der Geist ihr jedesmal das Kissen unter dem Kopfe wegziehe, wenn sie in der Stube zu ebener Erde eingeschlafen, und nicht mit den andern Gliedern der Familie in der Schlafkammer im ersten Stockwerke zur Ruhe gegangen sei), war von der Art, daß der Geist, und zwar ein wahrhaft böser, mit Händen zu greifen war, und hätte gepackt werden können und sollen, wenn der Pfarrer nicht zu sehr gefürchtet hätte, sich mit der Ortsobrigkeit zu verfeinden. Damit ich mich kurz fasse (sagte der junge Meister zu der Jungfrau), ich mußte meine Wanderschaft abkürzen, um meinen Geschwistern und der armen Witwe Ruhe zu verschaffen. Was fand ich aber bei meinem Eintritte in das Vaterhaus? Nichts als eine ruinirte Werkstatt, indem ihre Werkzeuge verbraucht waren, und ein baufälliges Haus, weil an ihm vom Pächter nicht das Geringste ausgebessert worden war, wie es doch der Pachtvertrag von ihm gefordert hatte.

Diese Schilderung meiner Lage scheint auf die Jungfrau und ihren Bruder, der sich inzwischen zu uns gesellt hatte, einen guten Eindruck gemacht zu haben. „Gott ist sichtbar mit Ihnen,“ sagte jene zu mir, „seien Sie nur guten Muthes, der Herr verläßt die Seinen nicht.“ Diesen günstigen Eindruck ersah ich auch aus Folgendem. Als ich meine Geleitschaft abbrechen mußte, um den Weg nach Lindenau einzuschlagen (es war auf dem Gebirgsrücken zu Schwocka), und beim Abschiede die Frage an Beide richtete, ob ich mich bald wieder nach ihrem Wohlbefinden erkundigen dürfe, antwortete der Bruder: „das wird uns lieb sein.“

„Habe ich meine Sache gut gemacht?“ fragte nun Franz seine Mutter. Und diese hatte nichts an dem Vorgange auszusetzen. Ja sie freute sich von Herzen, als sie erfuhr, daß die Tochter des Schmieds (während der Abwesenheit ihres

Bruders zur Zeit seiner Wanderjahre) demselben bessere Gesellendienste geleistet habe, als ihre selige Mutter, die es nie zu einiger Geschicklichkeit im Gebrauche des Hammers und der Zange gebracht hatte.

Auf diese Weise machte Franz Günther Bekanntschaft mit der Schmiedetochter Anna Elisabeth Podlak, die nach Jahr und Tag zur ehelichen Verbindung führte, aus welcher ich, der erste von sechs Brüdern, am 17. November 1783, dem Festtage des h. Gregor des Wunderthäters, hervorging. Am Tage darnach empfing ich die h. Taufe in der Pfarrkirche der Gemeinde, die ihr Gotteshaus unter den Schutz der Apostelfürsten Petrus und Paulus gestellt hatte. Bei der Taufe erhielt ich den Namen des h. Antonius von Padua, da mein Taufpathe, unser Nachbar Groh, denselben Namen trug. Nebenpathen waren die Ortsbäckermeisterin Johanna Weidlich und der Fuhrmann und Bauer Ignaz Schenk aus dem nahegelegenen Dorfe Kunersdorf. Ich erwähne meiner drei Taufpathen nicht umsonst, denn sie haben mir in meiner Jugend viele Freude gemacht, die ich ihnen heute noch nicht vergessen habe. Damals hatte nämlich das Verhältniß zwischen Täufling und Taufpathen noch eine sehr wichtige Bedeutung. Außer den herkömmlichen Geschenken, die von den Pathen am Gründonnerstage gemacht wurden, setzte es nämlich immer noch manche kleine Freuden im Verlaufe eines jeden Jahres ab. Meinen Hauptpathen, den Webermeister Anton Groh, führte sein Geschäft an jedem Donnerstag nach Böhmisch-Leipa auf den Wochenmarkt. Wie oft brachte er mir von da illuminirte Kupferstiche aus der Revolutions- und Kriegsgeschichte mit! Doch dauerten die Pathengeschenke nur bis zur ersten feierlichen Communion; dann hörten sie auf. Die Johanna Weidlich aber vergaß mich auch später nicht, als ich mich

bereits in der Klosterschule der Piaristen in der nahen Stadt Haida befand. Wie oft schickte sie mir durch meine Mutter, die mich dort jeden Monat besuchte, einen köstlichen Kuchen! Der Fuhrmann von Kunersdorf endlich besaß einen großen Obstgarten; so oft es nun eine reiche Obsternte gab, ließ er mich durch seine Dienstleute, wenn sie das Ackergeräthe in unsere Werkstatt brachten (denn Kunersdorf hatte keine eigene Schmiede), auf einen Obstschmaus einladen, und entließ mich auch noch schwer mit Obst bepackt nach Hause. Viel zu wenig wird beherzigt was es heißt, einem Kinde, besonders einem Kinde armer Eltern, Freude bereiten. Auch hier gilt des Herrn Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume!“ Von meiner Mutter aber wurde ich angehalten, beim Memento pro vivis im h. Meßopfer stets meiner Pathen mit einem Vater unser zu gedenken. Denn die Freude, die uns Kindern von Seite der Eltern gemacht werden konnte, war nicht weit her, und die Gaben am Weinachtsabende fielen meist sehr schmal aus; dafür lag aber auch nie, wie es sonst Sitte war, eine große mit Bändern gezierte Ruthe neben den Christgeschenken. Auch störten die Eltern uns nicht die kleinen Freuden, die wir an gewissen Dingen hatten. Dahin gehörte vor Allem die Freude, die uns im Frühlinge und Herbste der Vogelfang machte.

Wir hatten nämlich einen Onkel, den älteren Bruder unseres Vaters, der, obwohl ein gelernter Schmied, später, nachdem er sich verehlicht, einen Garnhandel angefangen hatte, und dem dieses Geschäft es erlaubte, seiner Vogelliebhaberei in Feld und Wald nachzugehen. Und weil er kinderlos war, nahm er gern die älteren Kinder seines Bruders mit sich bei seinen Papagenofahrten. Doch mißfiel unserm arbeitsamen Vater manchmal die Zeitverschwendung bei derlei Unter-



Günther's Selbstbiographie.

Pauper sum ego et in laboribus a iuventute mea, exaltatus autem humiliatus sum et conturbatus. Ps. 87, 16. (Arm bin ich und in Mühseligkeiten von meiner Jugend an; erhöht aber bin ich erniedrigt und gedemüthigt.)

I.

1781 — 1796.

Das sogenannte Kaiserläuten, d. h. das feierliche Geläute auf den Thürmen der Kirchen und Kapellen während einer Stunde am Jahrestage des Todes der großen Maria Theresia (29. November 1781), war kaum verhallt, als das Glöcklein der Kapelle in dem zum Kirchspiele Bürgstein gehörigen Dorfe Bockum abermal einen Todesfall meldete, der diesmal den Kapelldiener selber, welcher zugleich Schmiedemeister in der Gemeinde war, sehr nahe anging. Denn seine theure Ehehälfte, mit der er sein Handwerk Jahre lang betrieben, war mit Tod abgegangen. Schmerzlicher jedoch als der Gatte empfanden seine zwei Kinder, die ihm die Selige hinterließ, Elisabeth und Anton, beide bereits erwachsen, den Verlust ihrer Mutter, da diese, bei dem barschen und jähzornigen Benehmen des Vaters gegen seine Familienglieder, die Vermittlerin und Trösterin gewesen war.

Der Schmied, Anton Paul Podlak, ließ nun seine treue Lebensgefährtin feierlich, d. h. zunftmäßig — unter Begleitung seiner Handwerksgenossen, die mit brennenden

Windfackeln den Sarg nach dem Gottesacker in der eine Stunde von dem Dorfe entfernten Pfarrei Bürgstein begleiteten — beerdigen. Zu dieser Feierlichkeit war auch der junge Meister Franz Günther von Lindenau, einem großen Dorfe *), welches ebenfalls zur Herrschaft Bürgstein gehörte, aber seine eigene Pfarrei besaß, geladen. Ihm war diese Einladung nicht unlieb. Denn er war unlängst von seiner Wanderschaft aus Mähren und Oesterreich zurückgekehrt, um das väterliche Haus sammt Gewerbe zu übernehmen, und somit einen eigenen Hausstand anzufangen. Er war daher auch genöthigt, sich nach einer Gehilfin für seine neue Lebenslage umzusehen; und am liebsten wäre ihm die Tochter eines Schmieds gewesen, weil eine solche in der Regel mit den Zuständen dieses schwarzen Handwerks vertraut und im Nothfalle Hilfe zu leisten gewöhnt ist. Der junge Meister machte sich also am bestimmten Tage frühzeitig auf den Weg nach dem eine starke Stunde von Lindenau entfernten Bockum, empfahl Haus und Geschäft seiner Stiefmutter, welche die dritte Frau seines seligen Vaters war, und zwei noch unmündige Kinder von ihm hatte. „Trachte, bei Zeiten nach Hause zu kommen“, sagte die Mutter zu ihrem neuen Hausherrn, „ich werde mit dem Mittagessen auf dich warten. Der Trauergottesdienst ist ja schon Vormittag zu Ende, und von Bürgstein legst du doch wohl den Weg in einer halben Stunde zurück“.

Er versprach es, hielt aber nicht Wort, sondern trat erst am Nachmittage über die Schwelle seines Hauses, und das mit einer Heiterkeit, die bei ihm unter die Seltenheiten

*) In der Nähe von Zwickau im Leitmeritzer Kreise des nördlichen Böhmens.

gehörte und daher die Mutter befremdete. „Nehmt es nicht übel", sprach er nach dem ersten Gruße zu ihr, „daß ich Euch habe warten lassen! Ich konnte es nicht voraussehen, was Alles sich mir in den Weg stellen würde bei diesem Leichenbegängnisse". Und nun erzählte er der Mutter, daß er mit der Tochter und dem Sohne der Beerdigten Bekanntschaft gemacht, und an Beiden sein Gefallen gefunden habe. Deshalb habe er ihnen auch nach dem Todtenamte das Geleite in ihre Heimat angeboten, was sie freundlichst angenommen hätten. Er erzählte der wißbegierigen Mutter weiter, wie ihm beim Eintritte in das Trauerhaus der Lärm der anwesenden Meister zuwider gewesen, die dem gespendeten Frühstücke, das in Kaffee und Branntwein bestand, bereits weidlich zugesprochen hatten, und wie er sich deshalb der weinenden Tochter mit den Worten genähert habe: Verzeihen Sie, Jungfer, daß ich neben Ihnen Platz nehme, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie sind eine Waise seit wenigen Tagen, ich aber bin es bereits seit Jahren. Ich habe meine Mutter als Kind verloren, und meinen Vater als ein Knabe, der noch keinen Hammer zu schwingen im Stande war. Die Schmiede wurde daher in Pacht gegeben, da die Bauern des Orts darauf drangen, während ich in der Fremde das Handwerk erlernen mußte. Denn der Pächter hatte sich ausbedungen, mich nicht in die Lehre zu nehmen, weil er selber schon herangewachsene männliche Erben besaß. Dies war aber nicht sein eigentlicher Beweggrund, wie sich sehr bald herausstellte.

Denn kaum war ich von der Zunft freigesprochen, so mußte ich mich bei der Herrschaft als Rekrut stellen; und Niemanden wäre es lieber gewesen, als der Orts- und der herrschaftlichen Obrigkeit (die dem Pächter das Gewerbe

sammt dem Hause und dem Garten zukommen lassen wollte, versteht sich für Geld und gute Worte), wenn ich von den Regimentsärzten in der Kreisstadt Leitmeritz als tauglich befunden worden wäre. Ich erreichte aber mit meiner Leibeslänge nicht das Maß, unter das ich gestellt wurde. Und nun mußte ich meine Wanderjahre antreten, und zwar je eher je lieber, um den Verschacherern aus den Augen zu kommen; aber für sie leider! nur auf kurze Zeit. Von meiner Stiefmutter erhielt ich nämlich bald ein Schreiben nach dem andern, worin sie mich nach Hause zurückrief, weil sie es mit ihren Kindern unter dem Pächter und seiner Familie nicht länger aushalten könne. In einem dieser Briefe erzählte sie mir einen Schurkenstreich, zu dem der Pächter seine Zuflucht genommen, um das Haus in üblen Ruf und unter billigen Bedingungen in seine Hände zu bringen. Er verbreitete nämlich das Gerücht, daß seit einiger Zeit Geisterspuk in dem Hause verspürt werde. Er hatte es sogar durch Verwendung der Ortsobrigkeit dahin gebracht, daß der Pfarrer der Gemeinde den Exorcismus vorzunehmen genöthigt wurde. Doch ließ dieser sich dazu nur einmal für allemal nöthigen. Da sich nämlich bei seiner Anwesenheit in dem verrufenen Hause um die Mitternachtsstunde kein Geist bemerkbar gemacht hatte, so weigerte er sich, auch ferner noch als Exorcist aufzutreten. Nur zu Etwas mußte er sich noch herbeilassen, nämlich meine ältere und einzige Schwester aus der ersten Ehe meines Vaters ins Verhör zu nehmen, weil diese (nach ihrer Aussage) am meisten von dem Gespenste zu leiden hatte.

Diese meine Schwester war aber nicht recht bei Mutterwitz, es fehlte bei ihr nicht viel zu einer Trottel. Was nun der Pfarrer beim Verhöre aus ihr herausbrachte (unter An-

derem, daß der Geist ihr jedesmal das Kissen unter dem Kopfe wegziehe, wenn sie in der Stube zu ebener Erde eingeschlafen, und nicht mit den andern Gliedern der Familie in der Schlafkammer im ersten Stockwerke zur Ruhe gegangen sei), war von der Art, daß der Geist, und zwar ein wahrhaft böser, mit Händen zu greifen war, und hätte gepackt werden können und sollen, wenn der Pfarrer nicht zu sehr gefürchtet hätte, sich mit der Ortsobrigkeit zu verfeinden. Damit ich mich kurz fasse (sagte der junge Meister zu der Jungfrau), ich mußte meine Wanderschaft abkürzen, um meinen Geschwistern und der armen Witwe Ruhe zu verschaffen. Was fand ich aber bei meinem Eintritte in das Vaterhaus? Nichts als eine ruinirte Werkstatt, indem ihre Werkzeuge verbraucht waren, und ein baufälliges Haus, weil an ihm vom Pächter nicht das Geringste ausgebessert worden war, wie es doch der Pachtvertrag von ihm gefordert hatte.

Diese Schilderung meiner Lage scheint auf die Jungfrau und ihren Bruder, der sich inzwischen zu uns gesellt hatte, einen guten Eindruck gemacht zu haben. „Gott ist sichtbar mit Ihnen," sagte jene zu mir, „seien Sie nur guten Muthes, der Herr verläßt die Seinen nicht." Diesen günstigen Eindruck ersah ich auch aus Folgendem. Als ich meine Geleitschaft abbrechen mußte, um den Weg nach Lindenau einzuschlagen (es war auf dem Gebirgsrücken zu Schwocka), und beim Abschiede die Frage an Beide richtete, ob ich mich bald wieder nach ihrem Wohlbefinden erkundigen dürfe, antwortete der Bruder: „das wird uns lieb sein."

„Habe ich meine Sache gut gemacht?" fragte nun Franz seine Mutter. Und diese hatte nichts an dem Vorgange auszusetzen. Ja sie freute sich von Herzen, als sie erfuhr, daß die Tochter des Schmieds (während der Abwesenheit ihres

Bruders zur Zeit seiner Wanderjahre) demselben bessere Gesellendienste geleistet habe, als ihre selige Mutter, die es nie zu einiger Geschicklichkeit im Gebrauche des Hammers und der Zange gebracht hatte.

Auf diese Weise machte Franz Günther Bekanntschaft mit der Schmiedetochter Anna Elisabeth Podlak, die nach Jahr und Tag zur ehelichen Verbindung führte, aus welcher ich, der erste von sechs Brüdern, am 17. November 1783, dem Festtage des h. Gregor des Wunderthäters, hervorging. Am Tage darnach empfing ich die h. Taufe in der Pfarrkirche der Gemeinde, die ihr Gotteshaus unter den Schutz der Apostelfürsten Petrus und Paulus gestellt hatte. Bei der Taufe erhielt ich den Namen des h. Antonius von Padua, da mein Taufpathe, unser Nachbar Groh, denselben Namen trug. Nebenpathen waren die Ortsbäckermeisterin Johanna Weidlich und der Fuhrmann und Bauer Ignaz Schenk aus dem nahegelegenen Dorfe Kunersdorf. Ich erwähne meiner drei Taufpathen nicht umsonst, denn sie haben mir in meiner Jugend viele Freude gemacht, die ich ihnen heute noch nicht vergessen habe. Damals hatte nämlich das Verhältniß zwischen Täufling und Taufpathen noch eine sehr wichtige Bedeutung. Außer den herkömmlichen Geschenken, die von den Pathen am Gründonnerstage gemacht wurden, setzte es nämlich immer noch manche kleine Freuden im Verlaufe eines jeden Jahres ab. Meinen Hauptpathen, den Webermeister Anton Groh, führte sein Geschäft an jedem Donnerstag nach Böhmisch-Leipa auf den Wochenmarkt. Wie oft brachte er mir von da illuminirte Kupferstiche aus der Revolutions- und Kriegsgeschichte mit! Doch dauerten die Pathengeschenke nur bis zur ersten feierlichen Communion; dann hörten sie auf. Die Johanna Weidlich aber vergaß mich auch später nicht, als ich mich

bereits in der Klosterschule der Piaristen in der nahen Stadt Haida befand. Wie oft schickte sie mir durch meine Mutter, die mich dort jeden Monat besuchte, einen köstlichen Kuchen! Der Fuhrmann von Kunersdorf endlich besaß einen großen Obstgarten; so oft es nun eine reiche Obsternte gab, ließ er mich durch seine Dienstleute, wenn sie das Ackergeräthe in unsere Werkstatt brachten (denn Kunersdorf hatte keine eigene Schmiede), auf einen Obstschmaus einladen, und entließ mich auch noch schwer mit Obst bepackt nach Hause. Viel zu wenig wird beherzigt was es heißt, einem Kinde, besonders einem Kinde armer Eltern, Freude bereiten. Auch hier gilt des Herrn Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Reichthume!“ Von meiner Mutter aber wurde ich angehalten, beim Memento pro vivis im h. Meßopfer stets meiner Pathen mit einem Vater unser zu gedenken. Denn die Freude, die uns Kindern von Seite der Eltern gemacht werden konnte, war nicht weit her, und die Gaben am Weinachtsabende fielen meist sehr schmal aus; dafür lag aber auch nie, wie es sonst Sitte war, eine große mit Bändern gezierte Ruthe neben den Christgeschenken. Auch störten die Eltern uns nicht die kleinen Freuden, die wir an gewissen Dingen hatten. Dahin gehörte vor Allem die Freude, die uns im Frühlinge und Herbste der Vogelfang machte.

Wir hatten nämlich einen Onkel, den älteren Bruder unseres Vaters, der, obwohl ein gelernter Schmied, später, nachdem er sich verehlicht, einen Garnhandel angefangen hatte, und dem dieses Geschäft es erlaubte, seiner Vogelliebhaberei in Feld und Wald nachzugehen. Und weil er kinderlos war, nahm er gern die älteren Kinder seines Bruders mit sich bei seinen Papagenofahrten. Doch mißfiel unserm arbeitsamen Vater manchmal die Zeitverschwendung bei derlei Unter-

haltungen; dann erinnerte er uns an die Spindel und das Spinnrad, wozu in jener Gegend, in der man viel Flachs baute, die Kinder frühzeitig angehalten wurden; und er würde mit seiner Mahnung auch Ernst gemacht haben, wenn die Mutter sich nicht mit der Erklärung ins Mittel gelegt hätte: „Gönne ihnen doch diese Freude, die ja gar bald von der Arbeit abgelöst werden wird!“ Die Arme sprach aus Erfahrung, denn seit ihrer Verehlichung hatten die guten Tage für sie ihr Ende gefunden. Sie trug nämlich ein schweres Kreuz auf ihren Schultern, ohne Murren und in christlicher Ergebung, und hatte überdies immer noch ein Wort des Trostes und der Ermunterung für ihren Mann, dem manchmal sein Kreuz zu schwer wurde. Der Grund hievon war besonders dieser: gegen seine Neigung hatte er ein Schmied werden müssen, denn er wäre gern Uhrmacher oder auch Orgelbauer geworden. Diese seine Neigung hatte zum Unglück für ihn während seiner Lehrjahre Nahrung gefunden in dem Dorfe Margarethenthal (vulgo Margthal genannt), das im Gebirge zwischen Zwickau und Rumburg lag und zur Herrschaft Reichsstadt gehörte. Hier gab es nämlich viele Verfertiger von Schwarzwälder Uhren sowie von Drehorgeln zur Abrichtung der Vögel. Diese Leute hatte er als Lehrjunge in freien Stunden fleißig besucht und von ihnen Vieles in Beziehung auf den Uhrmechanismus gelernt, so daß er in spätern Jahren, wenn er an kalten Wintertagen in der Schmiede nichts zu thun hatte, sich mit Ausbesserung seiner eigenen Uhr und auch fremder Uhren beschäftigte. Oft erzählte er mir in spätern Jahren, wie er als Knabe in der Hölle (so wurde nämlich der Raum zwischen dem Kachelofen und der Wand als eine Art Versteck oder Kabinet genannt) aus Spänen von Fackeln, die damals aus Mangel an Unschlitt-

kerzen zur Beleuchtung der Stube gebraucht wurden, sich eine Claviatur zusammengesetzt habe, um auf derselben Orgel zu spielen und dazu das Dreimal heilig anzustimmen, und wie er dafür oft gestraft worden sei, weil er die ellenlangen Späne in kleine Stücke zerbrochen hatte, die deshalb nicht mehr für die Beleuchtung zu gebrauchen waren. Um eine gute Orgel oder einen guten Orgelspieler zu hören, ging er an Festtagen oft meilenweit. Dies war namentlich der Fall in der Stadt Gabel, wo die Dominikaner in ihrer großen Kuppelkirche ein seltenes Orgelwerk mit vielen Registern besaßen. Diese Kirche feierte ihr Patrocinium am Tage des h. Laurentius; und auch das Fest des h. Dominicus und das Rosenkranzfest wurden daselbst feierlichst begangen. Da wurden denn beim Asperges, womit das Hochamt begann, die gewaltigen Register der Orgel losgelassen, während bei der Präfation die Flötentöne des Positiv den Gesang des Celebranten begleiteten. Bei diesen Festgängen war ich, wenn die Witterung es zuließ, der stete Begleiter meines Vaters. Und wenn wir dann unsere Rückreise durch Wald und Flur antraten, stimmte er entweder das Asperges und die Präfation von Neuem an, oder erzählte mir etwas aus der Lebensgeschichte des Heiligen, dessen Fest gefeiert worden.

Außer dieser verfehlten Standeswahl war es das Verhältniß meines Vaters als Schmiedes zu den Bauern der Gemeinde, was ihn schwer drückte. Man konnte von den meisten unter ihnen sagen, daß sie in Wohlstand lebten, seitdem der menschenfreundliche Kaiser Joseph II. durch seine Verordnungen über die Unterthan-Verhältnisse ihnen große Lasten abgenommen hatte. So theuer sie aber auch seitdem ihre Erzeugnisse auf dem Markte verkauften, war es ihnen doch nicht recht, wenn der Schmied für seine Arbeit eben-

falls mehr verlangte, als von ihren Voreltern begehrt worden. Da gab es denn immer Reibungen zwischen ihm und den Bauern, die auf einmal reich werden wollten, und auch zum Theil reich wurden, da der Eine und Andere nicht selten mit einem Strich Korn, wenn die Getreidepreise hoch standen, die Arbeit des Schmiedes von einem ganzen Jahre bezahlen konnte.

Wie schwer mußte es unter solchen Umständen meinem Vater werden, an den Bau eines andern Wohnhauses denken zu müssen, weil das alte baufällig geworden aus dem bereits angeführten Grunde. Dieser Bau wurde nun zwar begonnen, indem ein alter Bauersmann, der ein Freund seines seligen Vaters gewesen, ihm eine kleine Summe Geldes vorstreckte, konnte aber nur oberflächlich vollendet werden, weil dieser Freund in der Noth mit Tod abging und die Witwe die Schuld mit Strenge einforderte. Dazu kam noch die Noth an Gesellen, da bei den Kriegen Oesterreichs mit Frankreich die Arbeiter immer seltener wurden, während meine Mutter ohne Nachtheil für ihre Gesundheit sich nicht jeder Arbeit unterziehen konnte. Und doch kam bei all diesem Jammer keine Klage über ihre Lippen, weil sie ihren Lebensgefährten schonen wollte, der an seinem Kreuze schwerer trug als sie. Und gerade dieses Beispiel von Ergebung in den göttlichen Willen war es, was unter Mitwirkung eines besonderen Vorfalles in dem Gemüthszustande meines Vaters einen Umschwung bewirkte. Dieser Vorfall ereignete sich in dem Gotteshause von Kunersdorf, dessen Seelsorge den Dominikanern in Gabel oblag. Meines Vaters Gewohnheit war es nicht, dem sonntäglichen Gottesdienste in einer anderen Pfarrkirche als in der seinigen beizuwohnen. Er schätzte nämlich die zwei, mitunter auch drei Geistlichen sei-

ner Gemeinde hoch, weshalb er auch an jedem Sonntage vor dem Gottesdienste die Erklärung der Perikope in seiner alten Hauspostille las, um dieselbe mit der Predigt von der Kanzel herab zu vergleichen. Einmal aber geschah es, daß er bei der Abrechnung mit einem Bauersmanne sich zu lange aufgehalten hatte, was ihn nöthigte, dem Gottesdienste in dem benachbarten Dorfe, wo derselbe später abgehalten wurde, beizuwohnen. Bei seinem Eintritte in die Kirche verlas der Prediger gerade das Evangelium vom fünften Sonntage nach Ostern, aus dem derselbe die Worte: „Was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben" sich zum Thema seines Vortrages gewählt hatte. Nachdem er die Zuhörer darüber belehrt hatte, was das besagen wolle im Namen Jesu bitten, und zu diesem Ende auf das Gebet des Herrn am Oelberge hingewiesen, warf er schließlich noch einen Blick auf die Kurzsichtigkeit der Menschen sogar in der Stunde des Gebetes, indem sie Kindern gleich sich benähmen, welche die schönsten und gefärbtesten Aepfel für die besten und gesündesten hielten, während dieselben doch vom Wurme angefressen seien. Vor solch einem Wurme aber wolle der Herr uns jedesmal bewahren, wenn er unsere Bitte nicht erhöre, weil jener Wurm sich leicht in einen andern Wurm verwandele, von dem der Herr gesagt: daß er nie sterben werde in dem Menschen, der mit diesem Wurme in die Ewigkeit eintrete.

Dieses Gleichniß war es, was die Schwermuth aus dem Gemüthe des fremden Zuhörers und Schafes für immer bannte. Von dieser Stunde an trug er sein Kreuz mit Entschlossenheit und das Kreuz trug ihn. Diesen Vorgang erzählte er mir, als ich bereits erwachsen war, um mich zu mahnen, nie den Dank gegen Gott zu vergessen für das

große Glück, das ich damals schon genoß, nach meinem Wunsche und meiner Neigung auf die Studienbahn geführt worden zu sein. Jetzt verstand ich auch, was der Vater mit den Worten sagen wollte, die über seine Lippen zu kommen pflegten, wenn er mit mir an einem Kruzifixe vorüberkam: „Sohn Davids, der du dich meiner erbarmt hast, erbarme dich auch meiner armen Kinder“! Wenn nun aber auch mein Vater von seiner Melancholie geheilt war, so blieb ihm doch immer noch das Mitleid mit dem Schicksale seiner Frau, die von den drei letzten ihrer sechs Kinder, welche der übermäßigen Anstrengungen der Mutter wegen als Schwächlinge zur Welt gekommen waren, keines über das vierte Jahr hinaus am Leben erhalten konnte. Und dieses Mitleid war es gerade, was für meinen künftigen Beruf, auf welchen mein ganzes Verlangen ging, sehr gefährlich hätte werden können.

Als ich nämlich in der Dorfschule Alles gelernt hatte, was in derselben zu lernen war, wozu auch der Unterricht in der Musik gehörte, der mit dem Gesange begann und mit dem Gebrauche der Violine für diejenigen Schüler endete, welche Lust und Mittel zur Instrumentalmusik besaßen, wollte der Vater mich in seinem Handwerke verwenden. Und doch konnte er aus mancher meiner Aeußerungen wissen, daß ich dem Handwerke überhaupt, besonders dem schwarzen abgeneigt, desto mehr aber dem schwarzen Talare zugeneigt war. Diese Neigung zum geistlichen Stande war es auch gewöhnlich, worin sich das höhere Streben der Jünglinge auf dem Lande zur damaligen Zeit kundgab, weil dieser Stand als der höchste in der Ansicht des Volkes galt. Zwei Umstände aber gaben vorzüglich meinem Streben Nahrung, wovon der erste in der Werkstatt des Vaters sich einstellte.

Zum Verständnisse aber dessen, was ich hierüber mitzutheilen habe, muß ich die Leser auf etwas aufmerksam machen, was nicht jedem derselben bekannt sein möchte. Die Werkstatt eines Schmieds in einer Dorfgemeinde vertritt die Stelle eines Casino in den Städten. Der Bauer kommt nämlich nicht nur dann in die Schmiede, wenn er etwas zu bestellen oder das Bestellte abzuholen hat, sondern auch dann, wenn er, was in der Welt Neues vorgeht, hören möchte. Denn er weiß, daß der Schmied von den Fuhrleuten zuerst erfährt, was ihnen auf ihren größeren oder kleineren Geschäftsreisen vorgekommen ist. In unserer Gemeinde aber hatten viele Bauern dem Fuhrwerk sich zugewendet, seitdem die Josephinischen Verordnungen das Loos des Landmanns verbessert, und seitdem sich in der Gemeinde die Industrie bedeutend gehoben hatte. Dieselbe befaßte sich namentlich mit der Bleicherei der Garne und Linnen, wozu die Lage des Orts besonders geeignet war. Derselbe lag nämlich an einem bedeutenden Gebirgswasser, an dessen Ufern zu beiden Seiten sich die schönsten Wiesenplätze befanden. So ergab sich allmälig ein lebhafter Verkehr zwischen der Hauptstadt des Landes und unserer Gemeinde, der nicht ohne Einfluß auf die Gedankenwelt derselben blieb. Sowohl die Handels- als die Fuhrleute brachten allerlei Schriften, die sie für geringes Geld von den hausirenden Juden kauften, von Prag nach der Heimat. Und diese Schriften wanderten dann von Hand zu Hand, von Haus zu Haus. So erzählte mir später mein Vater, daß einst ein Fuhrmann zu ihm in die Werkstatt getreten sei mit der Anrede: „Schmied, wisset Ihr was Neues? Wir brauchen nicht mehr zur Beichte zu gehen". Und auf die Frage des Vaters, woher er diese Neuigkeit habe, gestand er ihm, daß

er eine Bibel von Prag mitgebracht habe, in der das stehe. Mein Vater bewog ihn, diese Bibel ihm auf einige Zeit zu leihen. Und es fand sich, daß es eine Bibel mit einem Commentare unter dem Texte war, welcher Commentar aber von keinem Katholiken herrührte.

Bei diesem Vorfalle wie bei vielen andern Vorfällen kam es nun oft zu gewaltigen Debatten, und es war ein Glück für uns und für die Andern, daß der Hufschmied viel besser beschlagen war, als die unwissenden Fuhrleute, die allen Unflath auf der Landstraße aufklaubten, um ihn zu Hause an den Mann zu bringen *). Und was der Schmied nicht wußte, das wußten manchmal seine Schulkameraden und Nachbarn, die gewöhnlich ihre Feierabendstunden in unserem Hause bis in die späte Nacht hinein verplauderten. — Mit welcher Aufmerksamkeit hörte ich den Gesprächen dieser Leute zu, und wie leid that es mir und meinen Brüdern, wenn die Mutter uns zu Bett in die Oberkammer transportirte, aus Furcht, es dürfe wohl nicht jedes Wort für die Ohren der Kinder sich eignen!

---

*) Am 31. October 1857 schrieb Günther an Baltzer: „Gottes Wege sind wunderbar. Das Kreuz, welches die Vorsehung meinem Vater, indem er Schmied werden mußte, auferlegt hatte, führte den Träger zum Kreuzesstamme auf dem Berge Calvaria. In der h. Schrift alten und neuen Testamentes, in Postillen und Predigtbüchern (katholischen und evangelischen) fand er seine Unterhaltung und seinen Trost, wenn Andere in der Scheuke ihre Zeit vergeudeten. Das setzte ihn auch in den Stand, den Fuhrleuten die Köpfe zu waschen, wenn sie in der Schmiede ihre Weisheit über das Christenthum auskramten, d. h. ihren Schmutz, den sie in Prag, München, Leipzig und Hamburg aufgeklaubt hatten. Auf diese Weise wurde die Liebe zum Heilande in mein Herz verpflanzt — durch Wort und Beispiel“.

Wenn diese unstudirten Leute so viel wissen, was müssen erst die beiden Kapläne und der Pfarrer wissen, dachte ich bei mir. Die sonntäglichen Kanzelvorträge der Kapläne waren auch oft Gegenstand der Besprechung. Der ältere von ihnen, dessen Stelle ursprünglich von der Gemeinde fundirt war, Namens Hansel, hatte eine vorjosephinische Bildung in der Theologie erhalten, und galt für einen grundgelehrten und sehr strengen Pater, dessen Predigten aber den besseren Theil der Katholiken wohl aus der Kirche hinauszutreiben, nicht aber in dieselbe hineinzulocken vermochten. Zugleich war er der Protector aller Betschwestern und Betbrüder, die in der Gemeinde nie fehlten. Von ganz anderer Gesinnung war Nikels, der jüngere Kaplan, der stets unter allgemeinem Beifall die Kanzel verließ. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie zu Blothendorf, das ebenfalls zur Herrschaft Bürgstein gehörte, und hatte seine theologische Bildung im Generalseminar zu Prag erhalten. Er hatte sogar auf der Kanzel zu St. Stephan in Wien gestanden, wohin damals noch der Zug aller derjenigen aus den Provinzen ging, die in der Hauptstadt des Reiches sich Patronanzen auf ihrer Laufbahn suchten. Wie oft hörte ich damals in der Werkstätte meines Vaters die Aeußerung aus dem Munde von Bauern: „Was würden unsere Väter sagen, wenn sie aufstünden und eine Predigt von unserm Pater Nikels hörten!“ Mein Vater mußte dann alle Kraft seiner Beredtsamkeit aufbieten, um dem Pfarrer und dem Kaplan Hansel die Stange zu halten, während er vor seinen Geistesverwandten nicht in Abrede stellte, daß zwischen der alten und der neuen Art, das Evangelium zu verkünden, ein auffallender Unterschied obwalte; daß jene sich eben so ausschließlich an das Wort des Apostels: „wirket euer Heil in

Furcht und Zittern," wie diese an das andere: „freuet euch im Herrn, dessen Menschenfreundlichkeit aller Welt erschienen" halte.

Hiemit aber bin ich bei dem zweiten Umstande angelangt, der meinen Beruf bestimmte. Und das war die Behandlungsweise, welche die begabteren Schüler von dem jüngeren Kaplane erfuhren, der den katechetischen Unterricht in der Schule zu ertheilen hatte. Zwar war er ein Anhänger der damals eingeführten sogenannten sokratischen Methode, verstand aber dieselbe vortrefflich mit der alten Methode des Memorirens zu verbinden, und machte sich dadurch in der That sehr verdient um die Bildung des Verstandes und des Herzens seiner Katechumenen. Auch führte er den Kirchengesang für die Schuljugend ein. Und es hatte diese zu den verschiedenen heiligen Zeiten des Kirchenjahrs andere Lieder in der Schulmesse zu singen. Diese neue Einrichtung gefiel der Gemeinde so sehr, daß diese Messe an den Wochentagen von den Erwachsenen bald mehr besucht wurde als die Frühmesse. Jene Lieder wurden zuerst von den Gesangschülern unter Begleitung der Violine des Schullehrers einstudirt, und dann der übrigen Jugend so oft vorgesungen, bis auch diese die Melodie sich eingeprägt hatte und mitsingen konnte. Derselbe Kaplan besaß auch eine ausgewählte Jugendbibliothek, die er in eine Leihbibliothek ohne Entgelt umwandelte, indem er den talentvolleren Schülern Bücher mit nach Hause gab. So lernten wir Raff's Naturgeschichte, Cornova's böhmische Geschichte, Robinson's Schicksale kennen. An schönen Sommertagen führte er uns bisweilen auch über Land auf eine sogenannte Jausen, die er bei einer Bäuerin bestellt hatte, und die in einer sogenannten Semmelmilch mit Butterbroden bestand. War das verzehrt, dann wurden diejenigen ausgefragt, welche seine

Leihbibliothek benützten, während die kleineren Schüler in allerlei Spielen sich übten. So kam es, daß nach einiger Zeit mehrere Kinder bemittelter Eltern sich zum Besuche der Klosterschule in Leipa und Haida entschlossen, die dann später, nach zuvor abgelegter Prüfung vor den Gymnasialprofessoren unter dem Vorsitze des Präfecten, auch das Gymnasium zu Leitmeritz oder zu Jungbunzlau besuchen konnten.

Wie aber war mir zu Muthe, als einer nach dem andern von meinen Kameraden sich die Haare für den Zopf wachsen ließ, der damals ein nothwendiges Erforderniß für den Eintritt in die Klosterschule war, oder wenn sie mit gepuderten Köpfen und Zöpfen in den Ferien nach Hause kamen, während auf mich das Schurzfell wartete! Und ein schlechter Ersatz war es, wenn ich wiederholt den Versuch machte, in einer Kammer unter dem Dache heimlich meinen Kopf einer Reform zu unterziehen, d. h. mich selber zu frisiren mit Hilfe eines Stücks Seife statt der Pomade und Roggenmehls statt des Puders, um mich im Spiegel als Studiosus zu beschauen. Einmal überraschte mich die Mutter in dieser Attitude; und wie froh war ich, als sie zu lachen begann und mir blos zu verstehen gab, daß ich ja nicht in dieser Zurichtung unter die Leute gehen solle. Und darauf nahm sie einen Kamm und brachte meine Haare wieder in die alte bürgerliche Ordnung. Die Gute mochte wohl den närrischen Vorgang dem Vater mitgetheilt haben, denn von jenem Tage an gestand er mir wiederholt, wie gern er mich in die Piaristenschule nach Haida schicken würde, wenn er die Mittel dazu hätte. Gesetzt aber auch, fügte er hinzu, daß ich diese Auslagen bestreiten könnte, was dann, wenn die Zeit des Unterrichtes zu Haida zu Ende ist, und du, anstatt aufs Gymnasium zu gehen, wieder nach Hause zurück-

wandern müßtest? Würdest du dann nicht mit mir ausgelacht werden, weil wir etwas angefangen haben, ohne es ausführen zu können? Und dabei berief er sich auf das Gleichniß im Evangelium. Schau lieber Anton, fuhr er fort, entschließe dich zu meinem Handwerke! Ich kaufe dir dann ein Waldhorn, lasse dich in demselben unterrichten, und dann kannst du dir Jahr aus Jahr ein ein hübsches Stück Geld verdienen. Damals war es nämlich gebräuchlich, daß die Leichen bemittelter Familien unter Hörnerklang aus dem Hause abgeholt und bis auf den Gottesacker begleitet wurden.

Was ich dem Vater gerne erwiedert hätte, verschwieg ich, um ihm keinen kränkenden Vorwurf zu machen, aber der Mutter konnte ich es um so zutraulicher sagen, als sie es war, die früher schon bei ähnlicher Sprache des Vaters mit den Worten ihm entgegengetreten war: „Plaget den armen Kerl nicht! Schauet ihn nur vom Kopfe bis zu den Füßen an und saget mir, ob aus ihm je ein Schmied werden kann? Anders steht es mit Franz“ (so hieß mein zweitältester Bruder). Auch konnte ich der Mutter gestehen, daß der Vater mir so wenig ein Waldhorn als eine Violine anschaffen würde. Die Violine, welche ich besaß, war ein alter Kasten, den er bei einem Eisenhändler in Zwickau aufgetrieben hatte.

Für den ersten Unterricht in der Musik, hieß es, ist sie gut genug; wenn du aber in der Kirche auf dem Chore dich unter die Violinspieler stellen wirst, sollst du eine neue Geige erhalten. Wie lange stehe ich schon unter diesen, ohne ein gutes Instrument zu besitzen wie die Anderen! Bei dieser Gelegenheit fragte ich auch die Mutter, was wohl der Vater mit den Worten gemeint habe: „Gesetzt auch, ich könnte dich in die Schule nach Haida schicken.“ Da gestand sie mir, daß sie den Vater auf einen Umstand

aufmerksam gemacht habe, der meinem Wunsche förderlich sein könne, wenn er auf denselben eingehen wolle. Dieser Umstand aber war dieser: mein Vater hatte zwei Stiefbrüder, Söhne von der letzten Frau seines seligen Vaters, wovon der jüngere, Valentin, in der Glasfabrik eines Herrn Trauschke zu Haida, eines eben so wohlthätigen als wohlhabenden Mannes angestellt war. Bei dem guten Einverständnisse zwischen dem Herrn und dem Diener war es mehr als wahrscheinlich, daß der Fabrikherr auf die Fürbitte seines Beamten hin etwas für das Unterkommen seines Brudersohns thun werde.

Zum besseren Verständnisse dieser Aussicht wird es zweckdienlich sein, die Leser mit der Klosterschule der Piaristen zu Haida in ihrer Bedeutsamkeit für die ganze Umgegend bekannt zu machen. Diese Schule war eine Stiftung der gräflichen Familie Kinsky, zu deren Herrschaft Bürgstein, auch der Ort Haida gehörte, welcher sich zu einer Stadt emporgehoben hatte, seitdem die Glasfabrikation und der Glashandel nach der westlichen Halbinsel Europas sich daselbst etablirt hatte. Schon der Vorfahre des gegenwärtigen Herrn von Bürgstein, welcher ein Brudersohn derselben war, Philipp hieß und den Türkenkrieg mitgemacht hatte, hatte aus den spanisch-österreichischen Niederlanden Kunstweber herangezogen und in Haida angesiedelt; auch ein eigenes Haus für dieselben erbaut, welches noch jetzt als Gasthof das Weberhaus genannt wird. Um nun die Lehrlinge, welche die neue Webergilde aus der Umgebung erhielt, in der Zeichenkunst, als einem unentbehrlichen Erforderniß, zu unterrichten, da es sich vorzüglich um neue Muster handelte, wodurch die Concurrenz auf den Märkten gesichert wurde, hatte der Graf das Piaristenkloster sammt Kirche erbaut, die zugleich zur Pfarrkirche erhoben wurde. Der jedesmalige Rector des Klosters

war zugleich der Pfarrer und hatte einen Ordenspriester zum Kaplan. Von den übrigen Ordensgliedern besorgte Einer die Trivialschule in zwei Klassen, ein Anderer die dritte Klasse, und ein Dritter die vierte Klasse sammt der damit verbundenen Zeichenschule. Im Ganzen waren es sechs Ordensgeistliche, da der Rector als Pfarrer noch einen Vicerector zur Seite hatte, so daß also drei in der Seelsorge und drei in der Schule beschäftigt waren. Außer dieser Stiftung hatte der Graf, als die Kaiserstraße von Böhmisch-Leipa über Rumburg nach der Lausitz fertig geworden, auch noch einen Posthof mit Stallungen und Gastzimmern erbaut. Ferner hatte er für die neue Kolonie und für die ganze Gebirgsgegend einen sogenannten Schüttboden als Getreidekammer aufführen lassen. Die Kolonie aber scheint als Corporation sehr bald eingegangen zu sein, während die Kunstweberei selber sich bis auf die neue Zeit herab erhielt und ihre Fabrikate auf den Wiener Märkten absetzte. Auch die Zeichenschule theilte nicht das Schicksal der Kolonie. Sie wurde nämlich von den Kindern der Glashändler und der Glasarbeiter, die sich mit der künstlichen Bearbeitung des Glases beschäftigten, besucht. Mit der dritten Klasse wurde auch noch ein zweijähriger lateinischer Kursus verbunden, um mit der lateinischen Sprache den Grund zur Erlernung der romanischen Sprachen in Portugal und Spanien zu legen. Diese Einrichtung kam dem Orden selber zu Statten, indem für denselben die talentvolleren Schüler leicht gewonnen werden konnten. Für diese verwendeten sich nämlich die Piaristen in Haida bei Professoren auf den Gymnasien des Ordens, und aus Dankbarkeit dafür trat Mancher vom Gymnasium in das Noviziat ein. Aber auch abgesehen von diesem Ordensinteresse herrschte unter den Patern zu Haida

die löbliche Gewohnheit, daß fast jeder derselben seine Mahlzeit mit einem armen Schüler theilte, der während der Tafelzeit im Refectorium auf die Gabe seines Gönners in der Küche wartete. Und da überdies das Kloster Schülern aus reichen Familien der Umgegend gegen Bezahlung die Kost gab, so fiel immer so viel ab, daß arme Schüler mit Vorwissen des Rectors täglich gespeist werden konnten.

In diesem Kloster hatte meines Vaters Stiefmutter als arme Witwe den älteren ihrer zwei Söhne untergebracht, während der jüngere auf die Empfehlung der Patres hin, wie schon bemerkt, im Hause des reichen Glashändlers Trauschke ein Unterkommen fand. Und nach vollendetem Schulkurse trat der Aeltere in die Großhandlung der Firma Janke ein, die ihre Lehrlinge nach Lissabon und Cadix schickte. Der Jüngere wurde von Trauschke in seiner Glasfabrik zu Röhrsdorf (jetzt Neuhütte) verwendet, wo er es bis zum Inspector brachte.

Dieser mein Onkel Valentin nun war es, der den ersten Grundstein zu meinem Fortkommen legte. Sein fürsprechendes Wort fand einen guten Ort. Ich sollte im Trauschke'schen Hause die Kost am Tische der Dienstleute erhalten, während der Onkel mir bei einem Schneidermeister, der bei Trauschke die Taubenfütterung besorgte, Quartier verschaffen wollte. Am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus, als dem Kirchenfeste der Gemeinde Lindenau, pflegte mein Onkel Valentin seinen Stiefbruder Franz alljährlich zu besuchen. Im Jahre 1796 nun sollte an diesem Tage unserm Hause eine große Freude widerfahren. Denn der Onkel brachte die Nachricht, daß Trauschke seine Verwendung für mich günstig aufgenommen habe, und daß ich mit dem Anfange des nächsten Schuljahres meine Laufbahn antreten könne. Alle im Hause waren hocherfreut, besonders

die Mutter und die Großmutter, die meine Fürsprecherin bei ihrem Sohne gewesen, am wenigsten der Vater, denn seine Freude wurde gedämpft durch den Argwohn, etwas anzufangen ohne Aussicht auf Vollendung. Er schien es zu ahnen, was im dritten Jahre meines Aufenthaltes zu Haida sich ereignete. Ich selber aber konnte die Zeit kaum abwarten, bis der halbe October herankam. Allen Geschmack am Vogelsange, meinem gewöhnlichen Herbstvergnügen, hatte ich verloren. Das Einzige, was mich in der Zwischenzeit interessirte, war: daß ich mir die Haare zu einem Zopfe unbehindert wachsen lassen konnte. Meine Ausstattung für Haida machte mir keine Sorge, da ich wußte, wie dürftig dieselbe ausfallen würde, nachdem ich erst vor Kurzem eine neue Jacke von grauem Tuche und ein Paar schwarze Lederhosen erhalten hatte. Was noch hinzugefügt wurde, waren ein Paar wollene Strümpfe und ein Paar Schnallenschuhe, endlich ein runder Hut mit einem blaugeränderten Bande sammt Schnalle. Das war die ganze Ausstaffirung. Meine Wäsche hatte hinlänglichen Raum in einem Taschentuche; zwei Stück Federbetten erhielten einen neuen Ueberzug.

II.

1796 — 1800.

Als endlich der Tag der Abreise gekommen war, wurden alle Stücke in ein Leintuch eingeschlagen, das die Mutter, welche mich in meinen neuen Wohnort einzuführen hatte, sich auf den Rücken band; ich aber war mit Einem Sprunge über die Thürschwelle der Werkstatt außerhalb des Hauses, und warf von da dem Vater ein Lebewohl zu. „Was fällt dir ein, Bursche, fuhr dieser, mich zurückrufend, mich an?

Geht man so aus dem Vaterhause in die weite Welt? Das war nicht Sitte bei den Patriarchen. Knie nieder!" Ich that es, und er legte mir beide Hände auf das Haupt mit den Worten: „Der Segen des dreieinigen Gottes, des Herrn alles Trostes, sei mit dir auf die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau und der Apostelfürsten, unter deren Schutze du durch die h. Taufe in die h. Kirche aufgenommen worden bist! So habe denn Gott stets vor Augen und im Herzen! Vergiß deine Wohlthäter nicht im täglichen Gebete! Sei gehorsam und dienstfertig gegen Alle im Hause, in welches du eintrittst! Ich werde dich bald besuchen; ziehe hin in Frieden!" Amen! sprach ich in meinem Innern, da diese unerwartete Ansprache mir die Thränen in die Augen getrieben und das Wort von der Zunge genommen. Langsam ging ich nun über die Thürschwelle, und fand an der Seite der Mutter erst spät die Sprache wieder, als ich auf der Anhöhe des Hutberges den Thurm der neuen Kirche in Haida erblickte, der im Glanze der Abendsonne über den Wald zwischen Bürgstein und Haida hoch emporragte. Es war mir doch nicht ganz wohl zu Muthe, daß mein Austritt aus dem elterlichen Hause mir einen Vorwurf von Seite des Vaters zugezogen hatte, und ich gestand der Mutter, daß sie mich auch darauf hätte aufmerksam machen sollen. „Mein Gott! erwiederte sie, es ist nichts Seltenes, daß man auf das Beste vergißt, wenn einem das Herz so voll ist. Deine Rettung lag mir immer am Herzen; sie ist zu meiner großen Freude jetzt erfolgt; und wer den Anfang herbeigeführt, wird auch das glückliche Ende herbeiführen, wenn es sein heiligster Wille ist." Unter Gesprächen, die auf meine neue Lage Bezug hatten, waren wir endlich in Haida angelangt. Vor uns lag ein großer Zier- und Ge-

müsegarten, mit einer Mauer umfaßt. Hinter demselben stand ein neugebautes einstöckiges Haus, in das eine steinerne Treppe zwischen zwei Mauerwänden aufstieg, die mit ihren Fortsetzungen ein Rechteck bildeten, dessen Plateau zu einer Gartenanlage bestimmt zu sein schien. Dieses Haus war die Wohnung des Schneidermeisters, mein künftiger Aufenthalt.

Wir traten ein mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! der uns mit Anstand erwiedert wurde. Nachdem die Mutter die Empfehlung ihres Mannes und ihres Schwagers Valentin ausgerichtet, mit der Bitte, sich meiner liebevoll anzunehmen, leitete der Meister das Gespräch auf meinen Wohlthäter, Herrn Trauschke, über. Darnach schien derselbe ein ernster und barscher Mann zu sein, der auf den Gehorsam das größte Gewicht legte. „Es hat noch ein Jeder (so sprach er, zu mir sich wendend) bei Herrn Trauschke sein Glück gemacht, der sich gut aufführte. Als Beweis dient dein eigener Onkel. Was mich betrifft, so werde ich, da ich im Hause ein- und ausgehe, dir nichts verschweigen, was Andere an dir zu loben und zu tadeln finden werden.“ Der Mutter wurde dann meine Lagerstätte gezeigt. Sie lag im Vorhause zu ebener Erde unmittelbar am Fenster; allerdings eine Lage, die im Winter nicht angenehm zu werden versprach. Zu meinem Glücke hatte ich nie in einem geheizten Zimmer geschlafen. Als die Mutter mir das Bett hergerichtet hatte, neigte sich der Tag schon zu seinem Untergange, und doch sollte sie mich noch in das Trauschke'sche Haus führen, um mich dem Herrn desselben vorzustellen und ihren mütterlichen Dank ihm zu Füßen zu legen. Das war aber nicht mehr möglich, wenn sie am selben Tage noch nach Haida zurückkehren wollte, was sie auch mußte, weil der folgende Tag ein Sonntag war, an dem die Mütter

in ihren Häusern nicht fehlen dürfen. Der Schneidermeister tröstete sie durch das Versprechen, selber dieses Geschäft am folgenden Tage übernehmen zu wollen. Ueberdies sei es, da das Wetter günstig sei, wahrscheinlich, daß der Onkel Valentin nach Haida komme, indem der Sonntag in der Regel der Tag sei, an welchem er seinem Herrn über den Gang der Fabrikgeschäfte Bericht erstatte. So konnte denn die Mutter getrost ihren Rückweg antreten, auf welchem ich sie bis in den Wald hinein begleitete. Das war ein Gang, den ich zum erstenmal in meinem Leben mit großer Wehmuth machte. Als sie meine nassen Augen sah, versprach sie mir, nach 14 Tagen mich wieder heimzusuchen. Beim Abschiede empfahl sie mir die Anrufung des heiligen Geistes, indem sie hinzufügte, daß sie seinen Eingebungen in jeder Lage des Lebens alles Heil zu verdanken gehabt habe. Das war an diesem Tage ihr letztes Wort, welches in mir zum ersten festen Vorsatz für mein Leben wurde.

Als ich in mein neues Quartier zurückgekehrt war, hieß man mich in der Hölle auf der Bank, die an drei Seiten des Ofens sich befand, Platz nehmen, um auszuruhen. Niemand von den vier Personen der Familie richtete an mich ein Wort, weshalb ich auch nichts zu antworten brauchte. Und so fand ich schon jetzt bestätigt, was der Meister unter Anderm der Mutter gesagt hatte, daß er nie Willens gewesen, Studenten in sein Haus aufzunehmen, und daß er mit mir nur deshalb eine Ausnahme gemacht habe, weil er meinen Onkel schon seit langer Zeit her kenne, und weil er hoffe, daß ich mich gut aufführen werde.

Bald darauf lud man mich ein, an ihrer Abendmahlzeit Theil zu nehmen, die in gesottenen Kartoffeln bestand. Ich dankte höflichst, weil ich keinen Hunger in mir verspüre,

wohl aber eine große Schläfrigkeit; darum hieß man mich zu Bette gehen, was ich sehr gerne that. Unvergeßlich blieb mir diese erste Nacht unter fremden Menschen. Zwar senkte sich der Schlaf sehr bald auf meine Augenlider, verließ mich aber nach kurzer Zeit, um mich über den Abstand zwischen jetzt und vormals, ja zwischen heut und gestern nachdenken zu lassen. Welche Gleichgültigkeit meiner jetzigen Umgebung gegen mich, welche Theilnahme der Meinigen an meinem Loose noch am gestrigen Tage! Die Mutter des Schneiders, ein altes hinkendes Mütterchen, die in der Kammer neben mir ihr Lager hatte, war die Einzige, welche, als sie am Morgen zum Vorschein kam, mich fragte, wie ich geschlafen hätte. Und als ich sie fragte, wo ich mich waschen könne, erwiederte sie mir: „Nimm heute nur den Mund voll Wasser und wasche dich wie die Schneidergesellen! Morgen will ich für ein Waschgeschirr Sorge tragen.“ So hatte ich noch nie an einem Sonntage mir Gesicht und Hände gewaschen. — Auch würde mir Niemand gesagt haben, wenn ich nicht gefragt hätte, wann das Hochamt gehalten werde. Mir lag nämlich die große Orgel in der neuen Kirche im Sinne, die ich schon einmal in Gesellschaft meines Vaters am Kirchenfeste Mariä Himmelfahrt gehört hatte, und die meinem Vater und mir das Liebste an der ganzen Kirche war. Dieser selber konnte er keinen Geschmack abgewinnen, während er von der alten Klosterkapelle sagte, dieselbe habe den Eintretenden zum Gebete eingeladen, was bei jener nicht der Fall sei trotz ihrer Geräumigkeit und des Reichthums an Ornamenten. Sie bildete ein großes Rechteck, an dessen Schmalseiten nach Osten das Presbyterium mit zwei Oratorien für die vornehme Welt, nach Westen der Musikchor sich befand, unter dem die Vorhalle

mit einem sogenannten Windfange von großen Glasthüren angebaut war. Die beiden Langseiten, nach Norden und Süden, waren halbzirkelförmig ausgebaucht und mit Thoren versehen. In diesem weiten Raume standen außer dem Hochaltare zwei Altäre; auf dem Tische des erstern erhob sich das Tabernakel, rechts und links von demselben knieten zwei Cherubim, und darüber hing an der Wand ein kolossales Bild, die Apostel in Lebensgröße um das Grab der allerseligsten Jungfrau geschaart darstellend. Von den beiden andern Altarblättern der Seitenaltäre stellte das eine den Tod des Ordensstifters Joseph von Calasanz, das andere die h. Rosalia in der Einöde dar, welche von der Gemeinde als Patronin verehrt wurde. Der Kirchthurm hatte drei Etagen, deren erste aus Quadersteinen aufgeführt war und die Glockenstube enthielt, während die beiden andern aus Holz gefertigt und von Außen mit weißem Bleche beschlagen waren.

In dieser Kirche wurde an Sonntagen die letzte Messe um 12 Uhr gelesen, und wie anderwärts so auch hier die Galanteriemesse genannt. Sie wurde wie von dem Bürgermeister des Orts so auch von Herrn Trauschke regelmäßig besucht. Und diese Gelegenheit benützte mein Onkel, um mich demselben, als er aus seinem Kabinete in das Vorzimmer trat, vorzustellen. Er war ein starker Mann von seltenem körperlichen Umfange. Er blickte mich, nachdem ich ihm die Hand geküßt, zwar sehr ernst an, fragte mich aber doch freundlich, was ich werden wolle. Und als ich ihm erwiederte, das wisse ich selber noch nicht recht, bemerkte er: aber Eins wirst du wohl wissen, daß man sich gut aufführen muß, wenn man was Rechtes werden will. Und als ich hierauf antwortete: „das versteht sich von selbst“, lachte er und sagte: „nun wir wollen sehen,“ und ging seines Weges.

Bei der Wirthschafterin des Hauses hatte der Onkel mich schon vorher vorgestellt. Herr Trauschke war nämlich damals schon Witwer. Seine Frau, die er sich aus einem kleinen Handlungshause erwählt, hatte ihm sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter hinterlassen. Der älteste Sohn zählte 21, die älteste Tochter noch nicht 20 Jahre. Von den jüngern Mädchen war das eine 9, das andere 10 Jahre alt. Die Aufsicht über die weibliche Jugend führte die Schwester der verstorbenen Mutter, über das Dienstpersonal die Wirthschafterin, welche ebenfalls eine Anverwandte war. Sie hatte einen Bruder, den Pater Nepomuk Janke, der den zwei untern Schulklassen vorstand. Von den Söhnen führte der älteste die Correspondenz im Geschäfte; die beiden andern studirten in der Realschule zu Prag, und wohnten bei der Schwester ihres Vaters, die einen Ingenieur in kaiserlichen Diensten geheirathet hatte. Das Dienstpersonal endlich bestand aus einem Kanzlisten für die Stadtgeschäfte, einem Stubenmädchen, einer Köchin, einem Tafeldecker, der zugleich den Keller besorgte, einem Kutscher und aus einem armen Manne, den man den alten Anton nannte, und der die Dienste eines Bettelvogtes in der Stadt versah. Mit diesem Personale kam ich von nun an täglich dreimal bei Tische zusammen, des Morgens, Mittags und Abends. Von den Unterrichtsanstalten im Kloster besuchte ich die dritte Klasse, an Recreations- und Feiertagen auch noch die Zeichenschule in der vierten Klasse. Die jungen Leute, welche diese Klasse besuchten, waren größtentheils für den Handelsstand von ihren Eltern bestimmt, weshalb in derselben vorzugsweise Geographie, Geometrie, Algebra, Mechanik und Wechselrecht vorgetragen und die Kalligraphie betrieben wurde, in welcher die Piaristen von jeher den besten Ruf genossen.

Es war also im Herbste des Jahres 1796, im 13. Jahre meines Lebens, als ich in die dritte Klasse eintrat, hocherfreut, ein Studiosus mit gepudertem Kopfe und Zopfe zu sein. Und fürwahr! wäre diese Freude nicht ungewöhnlich groß gewesen, schwerlich würde sie sonst der Mühseligkeit das Gleichgewicht gehalten haben, die mich auf dieser Laufbahn gegen alle Erwartung heimsuchte. Diese Mühseligkeit war kaum geringer, als die eines Lehrbuben im Handwerksstande. Es wollte mir oft dünken, als ob das ganze Trauschke'sche Gesinde Augen- und Ohrenzeuge gewesen sei, als der segnende Vater mir beim Abschiede den Gehorsam und die Dienstfertigkeit anempfahl. Denn Jeder im Hause commandirte mit mir nach Belieben, und verfügte über meine jugendlichen Kräfte zu allerlei Arbeiten, zum Wasser- und Holztragen, zum Putzen der Gläser, Poliren der Bestecke, und was sonst zur Herrichtung des Speisezimmers gehörte. Daß ich nach Haida gekommen sei, um etwas zu lernen, das fiel keinem von den Hausleuten ein; mir aber fiel jene Mahnung des Vaters ein, wenn es mir gar oft zu viel werden wollte, oder wenn ich in Gefahr kam, über den Hausarbeiten die Schularbeiten zu vernachlässigen. Was mich aber in diese Lage brachte, war der Umstand, daß ich in der Wohnung des Schneiders fast nie ungestört arbeiten konnte. Denn in der Regel brauchte der Meister den großen Tisch zum Zuschneiden der Stoffe, und dann war die Ofenbank mein Tisch, an der ich kniend schreiben mußte; und dazu kam noch der Lärm von drei Kindern. Ich wußte mir nur dadurch zu helfen, daß ich fast nur mehr am Abend in mein Quartier ging, um in demselben zu schlafen, während ich am Tage in der Kanzleistube mir ein Plätzchen suchte. Und hier hätte ich auch

ruhig arbeiten können, wenn nicht Jeder mich daselbst zu finden gewußt hätte, so oft er etwas von seinen Schultern auf die meinigen abladen wollte, so daß ich aus dem Regen unter die Traufe gerieth. Dieser Jammer lastete auf mir während der drei Jahre, die ich in der dritten Klasse zubrachte. Im ersten Jahrgange derselben wurden die deutsche Sprachlehre und die Anfänge der lateinischen, im zweiten die eigentliche Grammatik getrieben, wozu im dritten die griechische Sprache kam, und außerdem Geschichte, Geographie und der größere Katechismus.

Der Professor dieser III. Klasse war der Piarist Nikodemus, Sohn eines Tischlers zu Haida, ein gegen mich nachsichtiger Mann, weil er meine Lage kannte. Er äußerte sich daher über mein Verhalten und meinen Fleiß stets sehr vortheilhaft, wie ich aus dem Munde meines Onkels erfuhr, der fleißig Nachfrage hielt. Nur einmal hatte ihm der Professor die Bemerkung gemacht, daß mir der streng verbotene Besuch des Theaters Verdrießlichkeiten zuziehen könne. Die Untersuchung aber derartiger Criminalfälle, wie die Bestrafung derselben lag dem Professor der IV. Klasse ob, der über die öffentliche Sittlichkeit außer der Schule zu wachen hatte, und der ein gar ernster und gestrenger Herr war. Zugleich war er ein tüchtiger und fleißiger Physiker, dem das Kloster zu verdanken hatte, daß reiche Eltern von Rumburg und Reichenberg ihre Kinder in die IV. Klasse nach Haida schickten.

Mit dem Theater aber hatte es folgende Bewandtniß. Damals gab es noch herumziehende Theaterbanden, die später unter der Regierung des Kaisers Franz polizeilich verboten wurden. Und da im Hause des Herrn Trauschke sich ein großer Saal befand, der während der Faschingszeit

zu Bällen benützt wurde, so fand er sich, wenn die Theatergesellschaft in gutem Rufe stand, bereit, ihr denselben unentgeltlich zu überlassen. Dafür erwies sich der Director dadurch dankbar, daß er dem Hauspersonale freien Eintritt gestattete. Und da hatte ich denn nun die schönste Gelegenheit, das Schauspiel zu besuchen, von dem ich noch keine Vorstellung hatte. Denn wenn sich auch zuweilen eine Bande mit ihrem Hanswurste nach dem Dorfe Lindenau verirrte, so hatte ich doch noch kein Theater gesehen, da mein Vater, der kein Freund von dieser Gattung Leute war, nie eines besuchte. Nur einmal, an einem Charfreitag, hatte er mich auf die Bitten meiner Mutter zu einem Passionsspiele auf öffentlichem Platze in dem nahen Städtchen Zwickau mitgenommen. Meine Mutter meinte nämlich: die Kinder sehen ohnehin jetzt fast nichts mehr von allem dem, was wir in unsern Kinderjahren zu sehen so häufig Gelegenheit hatten; und vielleicht ist es das letztemal, daß die Zwickauer Bürgerschaft das Leiden Christi aufführt. Zwickau gehörte nämlich zur Herrschaft Reichstadt, die damals Eigenthum des Herzogs von Zweibrücken war, weshalb die Josefinischen Verordnungen keine strenge Anwendung auf sie fanden. Deshalb konnten die Beamten von Reichstadt den Bürgern Manches durch die Finger sehen; auch bedachten sie, daß das Passionsspiel dem Städtchen viel einbringe, da die Zuschauer von weit und breit herbeiströmten, und die meisten daselbst zu übernachten genöthigt waren. Einen unvergeßlichen Eindruck hatte dieses Passionsspiel auf mich gemacht, bei welchem der Vater den achtjährigen Knaben mehrere Stunden lang auf seinen Schultern sitzen hatte, damit derselbe das Spektakel sich anschauen könne. Und eben dieser Eindruck mochte es gewesen sein, der in mir den unwidersteh-

lichen Hang zum Genusse von theatralischen Darstellungen hervorrief. Diesen Hang hätte ich nun zu Haida leicht befriedigen können, wenn den Studenten der Besuch des Theaters nicht streng verboten gewesen wäre. Und doch nahmen die Honoratioren ihre Kinder mit sich ins Theater, ohne daß letztere deshalb je gestraft worden wären. Denn die Professoren hatten bei früheren Bestrafungen sich große Verdrießlichkeiten bei den Eltern aufgehoben. Und gerade diese begünstigten Schüler waren es, welche nicht reinen Mund halten konnten, wenn sie andere Mitschüler im Theater erblickten. Darüber beschwerte ich mich einmal bei meinem Quartierherrn, der sich von nun an meiner erbarmte. Er war nämlich selber ein Theaterfreund, und da er als Inspector des Taubenschlages sich zum Hauspersonale zählte und freien Eintritt hatte, so nahm er mich unter seinen weiten Mantel, wenn er in den Saal eintrat, so daß mich keiner meiner Commilitonen bemerken konnte. Da er überdies ein großer Mann war, so nahm er gewöhnlich einen der letzten Plätze ein, wo ich meinen Mitschülern, die mit ihren Eltern auf den vordersten Plätzen saßen, auch während der Vorstellung verborgen blieb.

Hier ging nun für mich eine neue Welt auf. In fremde Welttheile wurde ich versetzt, z. B. in dem Stücke: „die Negersklaven“, vor Allem aber in die deutsche Vergangenheit in Stücken, wie: „Johanna von Montfaucon“, von Kotzebue. Die Theatervorstellungen erweckten zugleich in mir die Freude an der Romanlectüre, die damals in der Mode und daher leicht zu befriedigen war. So lieh mir der Kanzlist die „Sagen der Vorzeit“ von Veit Weber und den „Robinson“ von Campe, Bücher, die ich nicht oft genug lesen konnte. Dies Alles war ganz dazu gemacht, Oel ins

Feuer eines 14jährigen Knaben zu gießen. Dazu gesellte sich noch der vertrauliche Umgang mit den zwei jüngsten Töchtern des Hauses, die mit ihrer Tante ebenfalls das Theater fleißig besuchten. Der Erziehung dieser Mädchen wurde keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Der Lehrer der Stadtschule kam zwar jeden Tag ins Haus, um sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Clavierspiel und vielleicht auch im Katechismus zu unterrichten; aber nie habe ich gesehen, daß sie zu den Sakramenten der Buße und des Altars geführt worden wären. Ihr Vater huldigte nämlich den Rousseau'schen Grundsätzen, denen zu Folge die Kinder erst spät, bei gereifter Einsicht, in der Religion unterrichtet werden sollten, die es ihnen ermögliche, zwischen den verschiedenen Arten von Gottesverehrung selbstständig die Wahl zu treffen. Auch galt derselbe in der ganzen Gegend für ein Mitglied des Freimaurerordens; und dafür sprachen die Besuche von angesehenen Personen jeglichen Standes, die er Jahr aus Jahr ein von Nah und Fern erhielt, und die sich wochenlang bei ihm aufhielten.

Unter diesen Vorgängen war der Umgang mit den beiden Mädchen in religiöser Beziehung für mich nicht förderlich. Ich wurde lau im Gebete und in der täglichen Gewissenserforschung, mit der mein Abendgebet schloß. Dieser religiöse Rückgang übte auch auf meine Studien einen nachtheiligen Einfluß. Ich wurde sehr zerstreut, und mußte mich ungleich mehr als vorher plagen, um eine Lection zu lernen und dem Gedächtnisse einzuprägen, und in den schriftlichen Ausarbeitungen schlichen sich immer mehr Verstöße gegen die grammatischen Regeln ein.

In dieser Zeit ereignete sich aber auch ein Vorfall, der mich wieder zur Besinnung brachte. Es lebten nämlich in

der Stadt zwei Personen, die nie die Kirche besuchten. Das waren der Postmeister und sein Bruder, ein quittirter Rittmeister und zugleich großer Hundeliebhaber. Sein Schooßhündchen aber genoß vor allen seinen andern Hunden den Vorzug, daß ihm, während es auf seiner Schulter saß, der Kaffee aus derselben Schale gereicht wurde, aus welcher der Herr vorher und nachher trank. Dieses Hündchen nun wurde von der Wuth befallen, und bald darauf erkrankte auch sein Herr selber, und endete sein Leben auf eine schauderhafte Weise. Alles, was von Holz sich in seiner Wohnung befand, seine Kleider und Leinwand und das Bettzeug wurden öffentlich verbrannt und alle seine Hunde erschossen. Dieser Vorgang machte auf die Bewohner der Stadt einen erschütternden Eindruck, und wurde von Allen, die seine Lebensweise kannten, als ein Strafgericht Gottes betrachtet. Auch ich wurde aufgeschreckt, wendete mich wieder eifriger zum Gebete und wurde strenger in meiner Gewissenserforschung. Aber das war doch nur von kurzer Dauer. Schüler der IV. Klasse, unter denen es bereits erwachsene Jünglinge gab, machten schlechte Witze über das vermeintliche Strafgericht, erblickten in dem Vorfalle nur einen Zufall, und wußten an dem Bruder des Unglücklichen, da er nach wie vor in keiner Kirche sich sehen ließ, die Consequenz zu rühmen. Und wenn ich mir auch sagte: so urtheilet ihr als verzogene Kinder reicher Eltern und als Wüstlinge, so war doch dem schrecklichen Vorfalle durch ein solches Raisonnement in der Stunde der Versuchung der Stachel abgebrochen. Kurz, ich stand wieder auf der schiefen Ebene, und dieser Rückfall hätte für mich sehr bedenklich werden müssen, wenn die göttliche Vorsehung nicht auf eine ausgiebigere Weise mir zu Hilfe gekommen wäre.

Es war während der Ferien des dritten Jahres, die ich, wie auch früher, zu Hause bei meinen Eltern zubrachte, als der Dorfrichter aus der herrschaftlichen Kanzlei zu Bürgstein die Hiobspost mitbrachte: Herr Trauschke ist plötzlich mit Tod abgegangen. Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, sowohl für mich als für meine Eltern. „Hat es mir nicht von jeher im Geiste vorgeschwebt,“ sagte mein Vater, „daß wir etwas angefangen haben, was wir nicht ausführen können“? Und diesmal schwieg die Mutter, wie auch ich. Aber noch an demselben Tage trat ich den Weg nach Haida an, um zu erfahren, was an der Nachricht Wahres sei. „Ist dein Wohlthäter todt, so brauchst du am Abend nicht zu uns zurückzukehren. Man wird dich im Trauschke'schen Hause zu mancher Arbeit brauchen. Nach der Beerdigung aber begib dich in unser Haus zurück“! So befahl mir der Vater.

Dieser Gang nach Haida, wie ganz anders war er beschaffen als der, den ich vor drei Jahren gemacht! Er war einer der schwersten, den ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Im Städtchen angelangt, ging ich zu meinem Quartierherrn. Er vergoß mit mir bittere Thränen, da der Verstorbene auch sein Wohlthäter gewesen war; ihm verdankte er neben Anderem sein Häuschen. Von ihm erfuhr ich auch: daß er wahrscheinlich keines natürlichen Todes gestorben sei; er habe den Fall seines Hauses, der schon lange in Aussicht gestanden sei, nicht überleben wollen. Damit stimmte auch der Umstand, daß derselbe in dem laufenden Jahre seine drei Söhne in die Fremde, nach Spanien und Portugal, geschickt hatte, um sie in die Lage zu versetzen, für ihre Zukunft, so gut es eben gehe, zu sorgen.

Am Abend begab ich mich ins Trauschke'sche Haus. Als ich hineintrat, trug man gerade die Leiche aus dem Schlafgemache in den Saal, wo sie bewacht werden sollte, weil die Töchter und die Verwandten nicht glauben wollten, daß der Vater todt sei, sondern ihn nur für scheintodt hielten; so schnell und gegen alles Erwarten war er gestorben. Unter den Anwesenden befand sich auch der Bruder der Haushälterin, Pater Nepomuk Janke. Als dieser mich erblickte, winkte er mir, und als ich vor ihm stand, sagte er: „komme morgen zu mir, ich habe dir etwas mitzutheilen". In die Wohnung des Schneiders zurückgekehrt, fragte ich denselben, was er wohl meine, daß Pater Janke mir zu sagen habe. Er zuckte die Achseln — das war seine ganze Antwort. Mich aber floh in der Nacht der Schlaf vor banger Erwartung dessen, was ich von Janke hören solle. Als endlich der Augenblick gekommen war, wo ich in seine Zelle trat, empfing er mich mit den Worten: „Du wirst dich zu erinnern wissen, daß der selige Herr, als du ihn bei Beginn der Ferien um die Erlaubniß batest, nach Hause gehen zu dürfen, dir Taschengeld auf den Weg mitgab, damit dich, wie er scherzhaft hinzufügte, in Lindenau die Hunde nicht anbellen. Mir aber sagte er, als du sein Zimmer verlassen hattest: „für den Buben möchte ich gerne etwas thun, aber zur Handlung hat er keine Lust, er will Geistlicher werden, wie ich gehört habe. Da könntest du wohl, lieber Vetter Janke, mir an die Hand gehen, damit dem armen Kerle geholfen werde. Ich empfehle ihn hiemit auch deiner Fürsorge". Diesen Auftrag (fuhr Janke fort) sehe ich als ein Testament des Verstorbenen an; daher werde ich von jetzt an für dein ferneres Unterkommen Sorge tragen. Du aber bete fleißig, daß Gott meine Bemühungen segnen möge!

Du wirst also, wie früher, mit dem Anfange des Schuljahres nach Haida kommen, und, um den dritten Jahrgang zu repetiren, wieder die III. Klasse besuchen. Bei mir wirst du schlafen, um mir des Nachts zur Hand zu sein, denn die Gicht hat sich bei mir wieder eingestellt. Kurz, du bist künftighin mein Famulus.

Auf diese Auskunft war ich nicht gefaßt, wohl aber darauf, daß er mich in einem der vielen Handlungshäuser der Umgegend, die nach aller Herren Länder ihre Glasfabrikate versendeten, als Lehrling unterbringen würde. Und was würde ich in diesem traurigen Falle gethan haben? Ohne Weiteres hätte ich, um dem Schurzfelle zu entgehen, die Reise auch in ein noch so fernes Land angetreten. Jetzt aber wäre ich am liebsten auf der Stelle und in Einem Athem nach Lindenau gelaufen, um meiner Mutter die paar Worte zuzurufen: ich bin gerettet. Aber die Umstände erlaubten mir das nicht. Von meinem Vater hingegen wußte ich, daß ich ihm eine größere Freude mit der Nachricht machen würde: mit meinen Studien hat es ein Ende. Und als ich nun endlich nach beendigter Trauerfeierlichkeit mich nach Hause verfügte, erhielt ich auf die Mittheilung des Gespräches zwischen Pater Janke und mir keine andere Antwort des Vaters, als: „was ist die Jahresfrist anders als eine Henkersfrist“! Die Mutter dagegen meinte: „derjenige, welcher bisher geholfen, kann auch weiter helfen“, obgleich sie am meisten litt, wenn ich nicht beim Handwerke verwendet wurde.

Ich machte mich nun wieder an mein Ferialvergnügen, das in der Vogelstellerei bestand, wobei ich mir zugleich durch den Verkauf von Drosseln und Schnepfen einige Gulden verdiente, die mir gar sehr zu Statten kamen, da meine

ruhig arbeiten können, wenn nicht Jeder mich daselbst zu finden gewußt hätte, so oft er etwas von seinen Schultern auf die meinigen abladen wollte, so daß ich aus dem Regen unter die Traufe gerieth. Dieser Jammer lastete auf mir während der drei Jahre, die ich in der dritten Klasse zubrachte. Im ersten Jahrgange derselben wurden die deutsche Sprachlehre und die Anfänge der lateinischen, im zweiten die eigentliche Grammatik getrieben, wozu im dritten die griechische Sprache kam, und außerdem Geschichte, Geographie und der größere Katechismus.

Der Professor dieser III. Klasse war der Piarist Nikodemus, Sohn eines Tischlers zu Haida, ein gegen mich nachsichtiger Mann, weil er meine Lage kannte. Er äußerte sich daher über mein Verhalten und meinen Fleiß stets sehr vortheilhaft, wie ich aus dem Munde meines Onkels erfuhr, der fleißig Nachfrage hielt. Nur einmal hatte ihm der Professor die Bemerkung gemacht, daß mir der streng verbotene Besuch des Theaters Verdrießlichkeiten zuziehen könne. Die Untersuchung aber derartiger Criminalfälle, wie die Bestrafung derselben lag dem Professor der IV. Klasse ob, der über die öffentliche Sittlichkeit außer der Schule zu wachen hatte, und der ein gar ernster und gestrenger Herr war. Zugleich war er ein tüchtiger und fleißiger Physiker, dem das Kloster zu verdanken hatte, daß reiche Eltern von Rumburg und Reichenberg ihre Kinder in die IV. Klasse nach Haida schickten.

Mit dem Theater aber hatte es folgende Bewandtniß. Damals gab es noch herumziehende Theaterbanden, die später unter der Regierung des Kaisers Franz polizeilich verboten wurden. Und da im Hause des Herrn Trauschke sich ein großer Saal befand, der während der Faschingszeit

zu Bällen benützt wurde, so fand er sich, wenn die Theatergesellschaft in gutem Rufe stand, bereit, ihr denselben unentgeltlich zu überlassen. Dafür erwies sich der Director dadurch dankbar, daß er dem Hauspersonale freien Eintritt gestattete. Und da hatte ich denn nun die schönste Gelegenheit, das Schauspiel zu besuchen, von dem ich noch keine Vorstellung hatte. Denn wenn sich auch zuweilen eine Bande mit ihrem Hanswurste nach dem Dorfe Lindenau verirrte, so hatte ich doch noch kein Theater gesehen, da mein Vater, der kein Freund von dieser Gattung Leute war, nie eines besuchte. Nur einmal, an einem Charfreitag, hatte er mich auf die Bitten meiner Mutter zu einem Passionsspiele auf öffentlichem Platze in dem nahen Städtchen Zwickau mitgenommen. Meine Mutter meinte nämlich: die Kinder sehen ohnehin jetzt fast nichts mehr von allem dem, was wir in unsern Kinderjahren zu sehen so häufig Gelegenheit hatten; und vielleicht ist es das letztemal, daß die Zwickauer Bürgerschaft das Leiden Christi aufführt. Zwickau gehörte nämlich zur Herrschaft Reichstadt, die damals Eigenthum des Herzogs von Zweibrücken war, weshalb die Josefinischen Verordnungen keine strenge Anwendung auf sie fanden. Deshalb konnten die Beamten von Reichstadt den Bürgern Manches durch die Finger sehen; auch bedachten sie, daß das Passionsspiel dem Städtchen viel einbringe, da die Zuschauer von weit und breit herbeiströmten, und die meisten daselbst zu übernachten genöthigt waren. Einen unvergeßlichen Eindruck hatte dieses Passionsspiel auf mich gemacht, bei welchem der Vater den achtjährigen Knaben mehrere Stunden lang auf seinen Schultern sitzen hatte, damit derselbe das Spektakel sich anschauen könne. Und eben dieser Eindruck mochte es gewesen sein, der in mir den unwidersteh-

lichen Hang zum Genusse von theatralischen Darstellungen hervorrief. Diesen Hang hätte ich nun zu Haida leicht befriedigen können, wenn den Studenten der Besuch des Theaters nicht streng verboten gewesen wäre. Und doch nahmen die Honoratioren ihre Kinder mit sich ins Theater, ohne daß letztere deshalb je gestraft worden wären. Denn die Professoren hatten bei früheren Bestrafungen sich große Verdrießlichkeiten bei den Eltern aufgehoben. Und gerade diese begünstigten Schüler waren es, welche nicht reinen Mund halten konnten, wenn sie andere Mitschüler im Theater erblickten. Darüber beschwerte ich mich einmal bei meinem Quartierherrn, der sich von nun an meiner erbarmte. Er war nämlich selber ein Theaterfreund, und da er als Inspector des Taubenschlages sich zum Hauspersonale zählte und freien Eintritt hatte, so nahm er mich unter seinen weiten Mantel, wenn er in den Saal eintrat, so daß mich keiner meiner Commilitonen bemerken konnte. Da er überdies ein großer Mann war, so nahm er gewöhnlich einen der letzten Plätze ein, wo ich meinen Mitschülern, die mit ihren Eltern auf den vordersten Plätzen saßen, auch während der Vorstellung verborgen blieb.

Hier ging nun für mich eine neue Welt auf. In fremde Welttheile wurde ich versetzt, z. B. in dem Stücke: „die Negersklaven", vor Allem aber in die deutsche Vergangenheit in Stücken, wie: „Johanna von Montfaucon", von Kotzebue. Die Theatervorstellungen erweckten zugleich in mir die Freude an der Romanlectüre, die damals in der Mode und daher leicht zu befriedigen war. So lieh mir der Kanzlist die „Sagen der Vorzeit" von Veit Weber und den „Robinson" von Campe, Bücher, die ich nicht oft genug lesen konnte. Dies Alles war ganz dazu gemacht, Oel ins

Feuer eines 14jährigen Knaben zu gießen. Dazu gesellte sich noch der vertrauliche Umgang mit den zwei jüngsten Töchtern des Hauses, die mit ihrer Tante ebenfalls das Theater fleißig besuchten. Der Erziehung dieser Mädchen wurde keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Der Lehrer der Stadtschule kam zwar jeden Tag ins Haus, um sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Clavierspiel und vielleicht auch im Katechismus zu unterrichten; aber nie habe ich gesehen, daß sie zu den Sakramenten der Buße und des Altars geführt worden wären. Ihr Vater huldigte nämlich den Rousseau'schen Grundsätzen, denen zu Folge die Kinder erst spät, bei gereifter Einsicht, in der Religion unterrichtet werden sollten, die es ihnen ermögliche, zwischen den verschiedenen Arten von Gottesverehrung selbstständig die Wahl zu treffen. Auch galt derselbe in der ganzen Gegend für ein Mitglied des Freimaurerordens; und dafür sprachen die Besuche von angesehenen Personen jeglichen Standes, die er Jahr aus Jahr ein von Nah und Fern erhielt, und die sich wochenlang bei ihm aufhielten.

Unter diesen Vorgängen war der Umgang mit den beiden Mädchen in religiöser Beziehung für mich nicht förderlich. Ich wurde lau im Gebete und in der täglichen Gewissenserforschung, mit der mein Abendgebet schloß. Dieser religiöse Rückgang übte auch auf meine Studien einen nachtheiligen Einfluß. Ich wurde sehr zerstreut, und mußte mich ungleich mehr als vorher plagen, um eine Lection zu lernen und dem Gedächtnisse einzuprägen, und in den schriftlichen Ausarbeitungen schlichen sich immer mehr Verstöße gegen die grammatischen Regeln ein.

In dieser Zeit ereignete sich aber auch ein Vorfall, der mich wieder zur Besinnung brachte. Es lebten nämlich in

der Stadt zwei Personen, die nie die Kirche besuchten. Das waren der Postmeister und sein Bruder, ein quittirter Rittmeister und zugleich großer Hundeliebhaber. Sein Schooßhündchen aber genoß vor allen seinen andern Hunden den Vorzug, daß ihm, während es auf seiner Schulter saß, der Kaffee aus derselben Schale gereicht wurde, aus welcher der Herr vorher und nachher trank. Dieses Hündchen nun wurde von der Wuth befallen, und bald darauf erkrankte auch sein Herr selber, und endete sein Leben auf eine schauderhafte Weise. Alles, was von Holz sich in seiner Wohnung befand, seine Kleider und Leinwand und das Bettzeug wurden öffentlich verbrannt und alle seine Hunde erschossen. Dieser Vorgang machte auf die Bewohner der Stadt einen erschütternden Eindruck, und wurde von Allen, die seine Lebensweise kannten, als ein Strafgericht Gottes betrachtet. Auch ich wurde aufgeschreckt, wendete mich wieder eifriger zum Gebete und wurde strenger in meiner Gewissenserforschung. Aber das war doch nur von kurzer Dauer. Schüler der IV. Klasse, unter denen es bereits erwachsene Jünglinge gab, machten schlechte Witze über das vermeintliche Strafgericht, erblickten in dem Vorfalle nur einen Zufall, und wußten an dem Bruder des Unglücklichen, da er nach wie vor in keiner Kirche sich sehen ließ, die Consequenz zu rühmen. Und wenn ich mir auch sagte: so urtheilet ihr als verzogene Kinder reicher Eltern und als Wüstlinge, so war doch dem schrecklichen Vorfalle durch ein solches Raisonnement in der Stunde der Versuchung der Stachel abgebrochen. Kurz, ich stand wieder auf der schiefen Ebene, und dieser Rückfall hätte für mich sehr bedenklich werden müssen, wenn die göttliche Vorsehung nicht auf eine ausgiebigere Weise mir zu Hilfe gekommen wäre.

Es war während der Ferien des dritten Jahres, die ich, wie auch früher, zu Hause bei meinen Eltern zubrachte, als der Dorfrichter aus der herrschaftlichen Kanzlei zu Bürgstein die Hiobspost mitbrachte: Herr Trauschke ist plötzlich mit Tod abgegangen. Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, sowohl für mich als für meine Eltern. „Hat es mir nicht von jeher im Geiste vorgeschwebt,“ sagte mein Vater, „daß wir etwas angefangen haben, was wir nicht ausführen können“? Und diesmal schwieg die Mutter, wie auch ich. Aber noch an demselben Tage trat ich den Weg nach Haida an, um zu erfahren, was an der Nachricht Wahres sei. „Ist dein Wohlthäter todt, so brauchst du am Abend nicht zu uns zurückzukehren. Man wird dich im Trauschke'schen Hause zu mancher Arbeit brauchen. Nach der Beerdigung aber begib dich in unser Haus zurück“! So befahl mir der Vater.

Dieser Gang nach Haida, wie ganz anders war er beschaffen als der, den ich vor drei Jahren gemacht! Er war einer der schwersten, den ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Im Städtchen angelangt, ging ich zu meinem Quartierherrn. Er vergoß mit mir bittere Thränen, da der Verstorbene auch sein Wohlthäter gewesen war; ihm verdankte er neben Anderem sein Häuschen. Von ihm erfuhr ich auch: daß er wahrscheinlich keines natürlichen Todes gestorben sei; er habe den Fall seines Hauses, der schon lange in Aussicht gestanden sei, nicht überleben wollen. Damit stimmte auch der Umstand, daß derselbe in dem laufenden Jahre seine drei Söhne in die Fremde, nach Spanien und Portugal, geschickt hatte, um sie in die Lage zu versetzen, für ihre Zukunft, so gut es eben gehe, zu sorgen.

Am Abend begab ich mich ins Trauschke'sche Haus. Als ich hineintrat, trug man gerade die Leiche aus dem Schlafgemache in den Saal, wo sie bewacht werden sollte, weil die Töchter und die Verwandten nicht glauben wollten, daß der Vater todt sei, sondern ihn nur für scheintodt hielten; so schnell und gegen alles Erwarten war er gestorben. Unter den Anwesenden befand sich auch der Bruder der Haushälterin, Pater Nepomuk Janke. Als dieser mich erblickte, winkte er mir, und als ich vor ihm stand, sagte er: „komme morgen zu mir, ich habe dir etwas mitzutheilen". In die Wohnung des Schneiders zurückgekehrt, fragte ich denselben, was er wohl meine, daß Pater Janke mir zu sagen habe. Er zuckte die Achseln — das war seine ganze Antwort. Mich aber floh in der Nacht der Schlaf vor banger Erwartung dessen, was ich von Janke hören solle. Als endlich der Augenblick gekommen war, wo ich in seine Zelle trat, empfing er mich mit den Worten: „Du wirst dich zu erinnern wissen, daß der selige Herr, als du ihn bei Beginn der Ferien um die Erlaubniß batest, nach Hause gehen zu dürfen, dir Taschengeld auf den Weg mitgab, damit dich, wie er scherzhaft hinzufügte, in Lindenau die Hunde nicht anbellen. Mir aber sagte er, als du sein Zimmer verlassen hattest: „für den Buben möchte ich gerne etwas thun, aber zur Handlung hat er keine Lust, er will Geistlicher werden, wie ich gehört habe. Da könntest du wohl, lieber Vetter Janke, mir an die Hand gehen, damit dem armen Kerle geholfen werde. Ich empfehle ihn hiemit auch deiner Fürsorge". Diesen Auftrag (fuhr Janke fort) sehe ich als ein Testament des Verstorbenen an; daher werde ich von jetzt an für dein ferneres Unterkommen Sorge tragen. Du aber bete fleißig, daß Gott meine Bemühungen segnen möge!

Du wirst also, wie früher, mit dem Anfange des Schuljahres nach Haida kommen, und, um den dritten Jahrgang zu repetiren, wieder die III. Klasse besuchen. Bei mir wirst du schlafen, um mir des Nachts zur Hand zu sein, denn die Gicht hat sich bei mir wieder eingestellt. Kurz, du bist künftighin mein Famulus.

Auf diese Auskunft war ich nicht gefaßt, wohl aber darauf, daß er mich in einem der vielen Handlungshäuser der Umgegend, die nach aller Herren Länder ihre Glasfabrikate versendeten, als Lehrling unterbringen würde. Und was würde ich in diesem traurigen Falle gethan haben? Ohne Weiteres hätte ich, um dem Schurzfelle zu entgehen, die Reise auch in ein noch so fernes Land angetreten. Jetzt aber wäre ich am liebsten auf der Stelle und in Einem Athem nach Lindenau gelaufen, um meiner Mutter die paar Worte zuzurufen: ich bin gerettet. Aber die Umstände erlaubten mir das nicht. Von meinem Vater hingegen wußte ich, daß ich ihm eine größere Freude mit der Nachricht machen würde: mit meinen Studien hat es ein Ende. Und als ich nun endlich nach beendigter Trauerfeierlichkeit mich nach Hause verfügte, erhielt ich auf die Mittheilung des Gespräches zwischen Pater Janke und mir keine andere Antwort des Vaters, als: „was ist die Jahresfrist anders als eine Henkersfrist"! Die Mutter dagegen meinte: „derjenige, welcher bisher geholfen, kann auch weiter helfen", obgleich sie am meisten litt, wenn ich nicht beim Handwerke verwendet wurde.

Ich machte mich nun wieder an mein Ferialvergnügen, das in der Vogelstellerei bestand, wobei ich mir zugleich durch den Verkauf von Drosseln und Schnepfen einige Gulden verdiente, die mir gar sehr zu Statten kamen, da meine

Eltern mir kaum etwas geben konnten. In der Hälfte des October aber wurden die Schulklassen zu Haida wieder eröffnet, und ich durfte diesmal nicht, wie sonst, einer der verspäteten Zugvögel sein. Nie aber habe ich mich so leichten Herzens von meinem Waidwerke in Wald und Flur getrennt, als diesmal; so groß war meine Hoffnung, daß dieses letzte Jahr in der Klosterschule zu Haida nicht das letzte meiner Studien sein werde. Auch war dieses vierte Jahr nicht zu vergleichen mit den früheren drei Jahren. Denn ich hatte volle Muße, meinen Studien obzuliegen. Niemand als der Pater hatte mir zu commandiren; und was ich für ihn zu thun hatte, war leicht zu leisten. Ich schlief in seinem Zimmer hinter einer spanischen Wand auf einer Matratze, die sammt einigen Polstern und einer Decke mir gehörte. Und wenn er zuweilen des Nachts mit seiner Schelle mich weckte, hatte ich nichts zu thun, als seine gichtischen Füße mit Flanellsocken, die auf der Sohlenseite mit Wachstaffet überzogen waren, zu bekleiden. Weiter hatte ich, während er in der Kirche das h. Meßopfer darbrachte, im Zimmer aufzuräumen, das Frühstück zu bereiten, wenn er (und ich mit ihm) eines hatte, was aber nicht in der Tagesordnung sich befand, da das Kloster den Piaristen nur den Mittags- und Abendtisch lieferte. Jenen theilte er mit mir an den Tagen, an welchen ich nicht in der Stadt die Kost hatte. Er hatte mir nämlich bei einigen reichen Kaufleuten für mehrere Tage in der Woche den Mittagstisch verschafft. Sein Abendbrot aber theilte er täglich mit mir. Im Frühling und im Sommer hatte ich auch seine feinen Pflanzungen im Klostergarten, in welchem jeder Geistliche eine Parzelle besaß, zu besorgen. Er war nämlich ein großer Pflanzen- und Blumenfreund, und ich nicht minder. Oft erhielt

er aus Spanien und Portugal von seinen Bekannten kleine Verschläge mit Sämereien; und wir beide freuten uns, wenn nur Einiges davon aufging und zur Blüthe kam.

So gut, wie es mir jetzt leiblich und geistig erging, hatte ich es im Trauschke'schen Hause nie gehabt; und dafür dankte ich dem lieben Gott an jedem Tage. Und an diesen Dank wurde ich auch täglich gemahnt, da Trauschke's dem Kloster gegenüber liegender Palast wie ausgestorben war. Kein Wagen fuhr mehr vor, kein Mensch ging mehr ein und aus. Die jungen Töchter, meine vormals so gefährlichen Gespielinnen, waren bei Verwandten untergebracht, das Dienstpersonal war entlassen, die Thore waren geschlossen. Von der ganzen früheren Herrlichkeit war keine Spur mehr übrig. Dieser Anblick führte mir stets die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Lust vor die Augen. Und das hatte die Folge, daß ich mich von allen jungen Leuten außerhalb des Klosters zurückzog und mit Niemanden verkehrte als nur mit Dietrich, einem meiner älteren Mitschüler, der Tafeldecker im Kloster war und sich in gleicher Lage mit mir befand. Er war der natürliche Sohn einer armen Mutter zu Nixdorf an der sächsischen Grenze, für dessen Weiterkommen Pater Janke ebenfalls Sorge trug, ein kräftiger, schön gewachsener Jüngling, der stets guter Laune war, an der es mir namentlich im zweiten Semester dieses Jahres fehlte. Denn alle Erkundigungen und Bewerbungen Janke's, uns in irgend einem Kloster der Provinz unterzubringen, waren bisher erfolglos geblieben. Auch der Pater Provinzial, ein ehrwürdiger Greis, dem wir Beide vorgestellt wurden, als er das Kloster zu Haida visitirte, und der große Freude an uns zu haben schien, entließ uns schweigend. Ende August aber

wurde das Schuljahr geschlossen, ein Schluß, der für mich zum Thorschluß meiner Laufbahn wurde, wenn sich bis dahin keine weitere Aussicht eröffnete. Mein Busenfreund Dietrich konnte im Kloster als Tafeldecker bleiben und abwarten, bis irgendwo sich ein Plätzchen für ihn fand, während es mit mir anders stand. Daher konnte ich nur mit Entsetzen an das Ende des Schuljahres denken. Da geschah es im Monate August, kurz vor dem Feste der Himmelfahrt Maria's, welches zugleich das Patrocinium der Klosterkirche war, daß an einem Donnerstag Vormittags Pater Janke mir befahl: „nimm am Nachmittag deine Mappe mit den Zeichnungen in die Zeichenschule mit, denn es wird ein fremder Herr heute unser Gast sein und die Zeichenschule besuchen, um die Leistungen der Schüler kennen zu lernen!" Ich hatte mich von jeher mehr auf die Blumenmalerei als auf die der Landschaften verlegt, und meine Blätter erfreuten sich des vollen Beifalls des Professors. Und wie Janke mir gesagt, so geschah es. Am Nachmittage erschien Janke und der Professor der IV. Klasse mit dem fremden Herrn im Schulzimmer. Die Patres führten ihn zu den tüchtigeren Schülern, deren Arbeiten er sich aufmerksam ansah. Endlich blieb er auch vor mir stehen; Janke öffnete meine Mappe und nahm ein unlängst vollendetes Blatt heraus, das ein in Wasserfarben ausgeführtes Blumenkörbchen darstellte. „Nun, das wäre etwas für den Stickrahmen meiner Frau," bemerkte der Gast. „Es steht zu Diensten, gnädiger Herr," erwiederte ich. „Sehr gütig, mein Lieber," antwortete er, „aber so war es nicht gemeint," und dabei blickte er mich gar freundlich an. Da ergriff Janke das Wort: „Er ist einer unserer bravsten und ältesten Schüler, und wir haben uns deshalb

schon viele Mühe gegeben, ihn irgendwo unterzubringen, aber bisher umsonst." Der fremde Herr aber trat ans Fenster, von dem aus er den Klostergarten bewunderte, in welchen ihn sofort die Patres hinabführten. So war dieser Besuch abgelaufen, und ich dachte weiter nicht mehr an ihn. Als ich aber am Abend in Janke's Zimmer eintrat, meldete er mir: „Morgen früh vor 4 Uhr sollst du dich im Posthofe einfinden, um den Herrn, der heute die Schule besucht hat und der Kreiscommissär in Leitmeritz ist, auf dem Wege nach dem Dorfe Scheiba (eine kleine Stunde von Haida entfernt) zu begleiten."

Zur festgesetzten Zeit fand ich mich im Vorzimmer des Commissärs ein, wo sein Bedienter mich erwartete, aber den Kopf auf die linke Hand gestützt noch schlummerte. Nachdem er erwacht war, meldete er mich bei seinem Herrn, worauf derselbe alsbald, in einen abgetragenen grauen Mantel gehüllt, erschien und mich freundlich grüßte. Sofort traten wir unsere Reise an, auf der ich durch die Feldwege vorangehen mußte. Außer einigen Fragen, die er an mich richtete, wie dieser und jener Ort, die in einiger Entfernung sich dem Blicke darboten, heiße, wurde wenig gesprochen. Zu Scheiba angelangt, begaben wir uns in das Haus des Gemeinderichters, dessen Bewohner aber noch in tiefem Schlafe lagen. Wir mußten vor der Hausthüre Lärm machen, bis endlich der Richter aufwachte und uns die Thüre öffnete. Ich erhielt vom Commissär den Auftrag, in der Hausflur zu warten, bis er sein Geschäft mit dem Richter abgemacht haben würde, was länger als eine Stunde in Anspruch nahm. (Wie ich später erfuhr, lag die Gemeinde mit der Herrschaft in Streit, und der Commissär wollte, ohne Aufsehen zu erregen, über die Beschaffenheit der Klage ins Klare kommen.)

Auf dem Heimwege nach Haida wurde der Herr gesprächiger; er schien zufrieden zu sein mit dem Erfolge seines Ausflugs nach Scheiba. Er hieß mich neben ihm zur Linken zu gehen, fragte nach meinen Eltern, nach den Vermögensverhältnissen derselben, nach der Anzahl der Familienglieder, wie ich nach Haida gekommen, und endlich wozu? „Ich möchte gerne ein Geistlicher werden, und am liebsten ein Piarist," war meine Antwort. „O, da bist du zu bedauern," fuhr er fort, „die Piaristen sind ja arme Schlucker. Warum wählst du dir nicht lieber einen Stand, in welchem du für deine armen Eltern und Brüder etwas thun kannst? Ich an deiner Stelle würde mich dem Handelsstande zuwenden, worin schon mancher arme und tüchtige junge Mann sein Glück gemacht hat." „Das war wohl in früheren Zeiten der Fall," erwiederte ich, „aber die Zeiten haben sich verschlimmert, seitdem das englische Glas dem böhmischen in Spanien und Portugal den Rang abgelaufen hat. Der böhmische Glashandel geht seinem Untergange entgegen; das beweist schon der große Bankerott des Trauschke'schen Hauses." Bei dieser Unterredung kramte ich meine ganze Gelehrsamkeit aus, die ich mir aus den Gesprächen der Handelsleute an der Tafel des seligen Trauschke aufgehoben hatte. Der Commissär, der mich aufmerksam anhörte, kam wieder auf die Armuth der Piaristen zu reden, und wies dagegen auf den Reichthum der Landpfarrer hin. Ich aber machte den Herrn darauf aufmerksam, wie Einer, der im Orden der Piaristen etwas Rechtes gelernt habe, auch in der Professur vom Orden verwendet werde, in welcher er sehr viel Gutes thun könne, und berief mich dafür auf den verstorbenen Professor der IV. Klasse, Marzellin, der die Klosterschule zu Haida weit und breit in

den besten Ruf gebracht habe. Mein Reisegefährte wollte nun auch wissen, woran der Pater Marzellin gestorben sei. Da theilte ich ihm mit, was man damals sich erzählte: daß er von einigen Studenten der IV. Klasse mißhandelt, und dadurch die Gesundheit des ohnehin schwachen Mannes erschüttert worden sei. Es gab nämlich unter den Schülern dieser Klasse viele bereits erwachsene und zügellose Burschen, die nächtlicher Weile auf galante Abenteuer ausgingen. Von diesem Unfuge suchte sich der Professor mit eigenen Augen zu überzeugen, wobei er jene Mißhandlungen erfuhr. So mußte er seine sittliche Strenge mit dem Leben büßen. — Endlich fragte der Commissär mich auch noch, in welchem Andenken Kaiser Joseph bei dem Volke in dieser Gegend stehe. Es gibt hier Viele unter dem Volke, entgegnete ich, welche behaupten, Kaiser Joseph lebe noch und sei nicht gestorben, und werde zu rechter Zeit wieder auftreten. Das könne man aber nur von einem Herrscher meinen, der dem Volke unvergeßlich sei. Ganz recht, fiel er mir ins Wort, aber glaubst du selber, daß er noch lebe? Allerdings, erwiederte ich, aber in einem anderen Sinne, als der gemeine Mann glaubt; er lebt noch in seinen unsterblichen Werken und Gesetzen. „So ist's recht, mein Kind." Das war sein letztes Wort in der Unterhaltung mit mir. Wir waren wieder am Thore des Posthofes angelangt; er schenkte mir einen Zwanziger, ich küßte ihm die Hand und ging ins Kloster zurück, so unbefangen, als wäre nichts für mich Bedeutsames vorgefallen.

Der Commissär speiste zu Mittag wieder im Kloster und fuhr nach Tisch im Postwagen auf der Straße nach Rumburg seines Weges. Von meinem Freunde, dem Tafeldecker Dietrich, erfuhr ich aber jetzt, daß der fremde Herr

Procop Platzer heiße und der erste Commissär im Kreise sei, und daß er in Leitmeritz von seiner Frau den Auftrag erhalten habe, im Haidaer Kloster sich nach dem Pater Janke zu erkundigen, der ein Hausfreund ihres seligen Vaters in Jungbunzlau gewesen. In der Nähe dieser Kreisstadt liege nämlich das bekannte Kosmanos, das Noviziat der Piaristen, wo Pater Janke sich viele Jahre aufgehalten habe.

Als ich am Abende desselben Tages mich in der Zelle meines Paters einfand, fragte er mich, ob ich den Weg nach Leitmeritz kenne. Ich verneinte es, fügte aber hinzu, mein Vater habe in Leitmeritz als Gesell gearbeitet, dem sei der Weg dahin bekannt. „Desto besser," bemerkte der Pater, „und da wir übermorgen einen Feiertag, Mariä Himmelfahrt, haben, so kannst du dich mit deinem Vater auf den Weg nach Leitmeritz begeben. Der Kreiscommissär hat mir einen Brief übergeben, den du seiner Frau bringen sollst. Die Antwort auf diesen Brief, sei dieselbe eine mündliche oder schriftliche, bringst du selber mir zurück!" Mehr sagte er mir nicht. Mit diesem Briefe ging ich am folgenden Tage nach Lindenau und am Tage Mariä Himmelfahrt begab sich nach dem Gottesdienste mein Vater mit mir auf den Weg nach Leitmeritz.

Das war mein erster größerer Ausflug. Mein Vater war, wie alle Handwerker, die ihre Arbeit stehend verrichten, anfangs schlecht zu Fuße; und so geschah es, daß wir zu einem Wege, der bequem in Einem Tage zurückgelegt werden konnte, anderthalb Tage brauchten. Dazu kam noch, daß er den längeren Weg, welchen die Handwerksburschen einzuschlagen pflegen, wählte, um mir die Orte zu zeigen, in denen er vor Jahren in Arbeit gestanden. Ein solcher

Ort war Saharzan, vormals den Jesuiten gehörig, jetzt unter kaiserlicher Herrschaft. Hier, erzählte er mir, habe ich die erste Bibel (mit Holzschnitten geziert) beim Meister kennen gelernt, der sich sehr freute, wenn er sah, daß ich an Sonn- und Feiertagen, anstatt mit den anderen Cameraden umherzuschwärmen, wie angefesselt in der Bibel las.

Es war an einem Freitag gegen Mittag, als wir in der Kreisstadt anlangten. Das erste Haus links vom Thore war ein Bier- und Weinhaus, der Wirth ein Sattlermeister. In dieses traten wir ein, um unseren Durst zu stillen, denn auf unserem Wege zwischen den Weinbergen und dem rechten Elbeufer hatte die heiße Augustsonne unsere Zunge trocken gemacht; dann aber auch, um zu erfahren, wo die gnädige Frau Platzer wohne. Zu unserer Freude vernahmen wir, daß sie in dem ersten Stockwerke desselben Hauses wohne. „Da könnten wir ja (sagte mein Vater leise zu mir) unsern Brief durch die Wirthsleute an Ort und Stelle bringen, ohne uns selbst bei der Dame vorzustellen.“ Ich hatte gegen diesen Vorschlag um so weniger etwas einzuwenden, als mir die Schüchternheit von meiner frühesten Kindheit an zugesetzt hatte; wurde mir daher ein Gang in ein Bauernhaus zugemuthet, so entschuldigte ich mich stets mit den bösen Hunden. Unser Brief wurde also der Wirthin zur Besorgung übergeben, die bald mit der Nachricht zurückkam, die gnädige Frau sei nicht zu Hause, sie sei ausgegangen.

Nach unserer kurzen Mittagsmahlzeit führte mich der Vater in die Festung Theresienstadt, die eine halbe Stunde von Leitmeritz entfernt ist. Und nachdem wir uns in derselben so wie in dem sogenannten Hornwerke am linken Ufer der Eger Alles angesehen, kehrten wir nach unserm

Wirthshause zurück. Auf die Frage des Vaters, ob die gnädige Frau jetzt zu Hause sei, erwiederte die Wirthin: „Ja, aber sie hat noch nicht nach dem Ueberbringer des Briefes fragen lassen.“ „Sie wird wohl,“ sagte zu mir der Vater, „nichts zu fragen haben, und da in den Städten das Nachtquartier zu kostspielig ist, so wollen wir noch vor Sonnenuntergang den Rückweg antreten.“ Unsere Zeche hatten wir schon am Mittag bezahlt, und da gerade im Gastzimmer Niemand sich befand, so konnten wir ohne Lebewohl abziehen, als wäre Alles in der besten Weise von uns abgemacht.

Der Heimweg war schneller zurückgelegt als der Weg nach Leitmeritz. Schon am Samstag trafen wir in Lindenau ein. Am Sonntag begab ich mich nach Haida, um dem Pater Bericht abzustatten. „Nun, was bringst du Neues für dich und für mich von Leitmeritz mit?“ fragte er mich überaus freundlich. Aber der gute Herr wurde vor Zorn feuerroth, als ich ihm antwortete: „Nichts, und zwar deshalb nichts, weil ...“ Er ließ mich nicht ausreden, sondern fuhr mich mit den Worten an: „Habe ich dir nicht aufgetragen, eigenhändig der Frau den Brief zu überreichen? Es handelte sich ja darum, daß sie dich persönlich kennen lerne. Aber so geht es, wenn ein Blinder den andern führt.“ Ich entschuldigte meinen Vater, so gut ich konnte, während die Zurechtweisung zugleich auch mir selber galt; aber er blieb bei seinem evangelischen Texte, nur mit der Variante, daß den Blinden lange Ohren beigelegt würden. Diese hatten auch allerdings in ihrer Schüchternheit gefehlt; aber auch der gute Pater, der übrigens seine Gründe gehabt haben mochte, warum er mir über die Bedeutsamkeit des Briefes nichts Näheres mittheilte. „Jetzt

bleibt," fuhr der Pater, als sich sein Unwille etwas gelegt hatte, fort, „nichts Anderes übrig, als daß du dich augenblicklich wieder auf den Weg nach Leitmeritz machst. Ich werde nunmehr selber an die gnädige Frau schreiben, und diesen meinen Brief übergibst du keinem andern Menschen, er heiße, wie er wolle, als nur der Frau des Commissärs. Verstanden?" So trat ich denn nach dem Mittagessen die Reise zum zweitenmal an. Diese zweite Reise wurde mir aber schwerer als die erste, denn jetzt wußte ich, um was es sich handle, um nichts Geringeres als um mein Fortkommen, welches aber von dem Eindrucke abhing, den ich auf eine Frau mache, die mich noch nie gesehen. Daher kam auch unterwegs der Rosenkranz nicht aus meinen Händen. Wie oft habe ich den ganzen Psalter mit seinen fünfzehn Geheimnissen an die Himmelskönigin mit nassen Augen adressirt: sich meiner zu erbarmen und das Herz der mir unbekannten Dame zu meinen Gunsten zu stimmen, damit ich dereinst ein Sohn des h. Joseph von Calasanz werde, des Stifters der frommen Schulen, in denen der Name Maria so hoch in Ehren gehalten wird!

Als ich am folgenden Tage wieder in dem Wirthshause neben dem Stadtthore ankam, trat mir sogleich die Wirthin mit der Exclamation entgegen: „Nun um alle Welt was ist euch denn eingefallen, so auf und davon zu eilen, ohne eine Antwort abzuwarten! Schon am selben Abend hat die gnädige Frau zu uns heruntergeschickt, um dich und deinen Vater zu sprechen; und seitdem wiederholt an jedem Tage. Sie ist in großer Sorge, es möchte euch ein Unglück zugestoßen sein. Gehe nur sogleich zu ihr hinauf! Oder besser, ich führe selber dich zu ihr." Und die gute Wirthin that das, ließ mich dann im Vorzimmer

Eltern mir kaum etwas geben konnten. In der Hälfte des October aber wurden die Schulklassen zu Haida wieder eröffnet, und ich durfte diesmal nicht, wie sonst, einer der verspäteten Zugvögel sein. Nie aber habe ich mich so leichten Herzens von meinem Waidwerke in Wald und Flur getrennt, als diesmal; so groß war meine Hoffnung, daß dieses letzte Jahr in der Klosterschule zu Haida nicht das letzte meiner Studien sein werde. Auch war dieses vierte Jahr nicht zu vergleichen mit den früheren drei Jahren. Denn ich hatte volle Muße, meinen Studien obzuliegen. Niemand als der Pater hatte mir zu commandiren; und was ich für ihn zu thun hatte, war leicht zu leisten. Ich schlief in seinem Zimmer hinter einer spanischen Wand auf einer Matratze, die sammt einigen Polstern und einer Decke mir gehörte. Und wenn er zuweilen des Nachts mit seiner Schelle mich weckte, hatte ich nichts zu thun, als seine gichtischen Füße mit Flanellsocken, die auf der Sohlenseite mit Wachstaffet überzogen waren, zu bekleiden. Weiter hatte ich, während er in der Kirche das h. Meßopfer darbrachte, im Zimmer aufzuräumen, das Frühstück zu bereiten, wenn er (und ich mit ihm) eines hatte, was aber nicht in der Tagesordnung sich befand, da das Kloster den Piaristen nur den Mittags- und Abendtisch lieferte. Jenen theilte er mit mir an den Tagen, an welchen ich nicht in der Stadt die Kost hatte. Er hatte mir nämlich bei einigen reichen Kaufleuten für mehrere Tage in der Woche den Mittagstisch verschafft. Sein Abendbrot aber theilte er täglich mit mir. Im Frühling und im Sommer hatte ich auch seine feinen Pflanzungen im Klostergarten, in welchem jeder Geistliche eine Parzelle besaß, zu besorgen. Er war nämlich ein großer Pflanzen- und Blumenfreund, und ich nicht minder. Oft erhielt

er aus Spanien und Portugal von seinen Bekannten kleine Verschläge mit Sämereien; und wir beide freuten uns, wenn nur Einiges davon aufging und zur Blüthe kam.

So gut, wie es mir jetzt leiblich und geistig erging, hatte ich es im Trauschke'schen Hause nie gehabt; und dafür dankte ich dem lieben Gott an jedem Tage. Und an diesen Dank wurde ich auch täglich gemahnt, da Trauschke's dem Kloster gegenüber liegender Palast wie ausgestorben war. Kein Wagen fuhr mehr vor, kein Mensch ging mehr ein und aus. Die jungen Töchter, meine vormals so gefährlichen Gespielinnen, waren bei Verwandten untergebracht, das Dienstpersonal war entlassen, die Thore waren geschlossen. Von der ganzen früheren Herrlichkeit war keine Spur mehr übrig. Dieser Anblick führte mir stets die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Lust vor die Augen. Und das hatte die Folge, daß ich mich von allen jungen Leuten außerhalb des Klosters zurückzog und mit Niemanden verkehrte als nur mit Dietrich, einem meiner älteren Mitschüler, der Tafeldecker im Kloster war und sich in gleicher Lage mit mir befand. Er war der natürliche Sohn einer armen Mutter zu Nixdorf an der sächsischen Grenze, für dessen Weiterkommen Pater Janke ebenfalls Sorge trug, ein kräftiger, schön gewachsener Jüngling, der stets guter Laune war, an der es mir namentlich im zweiten Semester dieses Jahres fehlte. Denn alle Erkundigungen und Bewerbungen Janke's, uns in irgend einem Kloster der Provinz unterzubringen, waren bisher erfolglos geblieben. Auch der Pater Provinzial, ein ehrwürdiger Greis, dem wir Beide vorgestellt wurden, als er das Kloster zu Haida visitirte, und der große Freude an uns zu haben schien, entließ uns schweigend. Ende August aber

wurde das Schuljahr geschlossen, ein Schluß, der für mich zum Thorschluß meiner Laufbahn wurde, wenn sich bis dahin keine weitere Aussicht eröffnete. Mein Busenfreund Dietrich konnte im Kloster als Tafeldecker bleiben und abwarten, bis irgendwo sich ein Plätzchen für ihn fand, während es mit mir anders stand. Daher konnte ich nur mit Entsetzen an das Ende des Schuljahres denken. Da geschah es im Monate August, kurz vor dem Feste der Himmelfahrt Maria's, welches zugleich das Patrocinium der Klosterkirche war, daß an einem Donnerstag Vormittags Pater Janke mir befahl: „nimm am Nachmittag deine Mappe mit den Zeichnungen in die Zeichenschule mit, denn es wird ein fremder Herr heute unser Gast sein und die Zeichenschule besuchen, um die Leistungen der Schüler kennen zu lernen!“ Ich hatte mich von jeher mehr auf die Blumenmalerei als auf die der Landschaften verlegt, und meine Blätter erfreuten sich des vollen Beifalls des Professors. Und wie Janke mir gesagt, so geschah es. Am Nachmittage erschien Janke und der Professor der IV. Klasse mit dem fremden Herrn im Schulzimmer. Die Patres führten ihn zu den tüchtigeren Schülern, deren Arbeiten er sich aufmerksam ansah. Endlich blieb er auch vor mir stehen; Janke öffnete meine Mappe und nahm ein unlängst vollendetes Blatt heraus, das ein in Wasserfarben ausgeführtes Blumenkörbchen darstellte. „Nun, das wäre etwas für den Stickrahmen meiner Frau,“ bemerkte der Gast. „Es steht zu Diensten, gnädiger Herr,“ erwiederte ich. „Sehr gütig, mein Lieber,“ antwortete er, „aber so war es nicht gemeint,“ und dabei blickte er mich gar freundlich an. Da ergriff Janke das Wort: „Er ist einer unserer bravsten und ältesten Schüler, und wir haben uns deshalb

schon viele Mühe gegeben, ihn irgendwo unterzubringen, aber bisher umsonst." Der fremde Herr aber trat ans Fenster, von dem aus er den Klostergarten bewunderte, in welchen ihn sofort die Patres hinabführten. So war dieser Besuch abgelaufen, und ich dachte weiter nicht mehr an ihn. Als ich aber am Abend in Janke's Zimmer eintrat, meldete er mir: „Morgen früh vor 4 Uhr sollst du dich im Posthofe einfinden, um den Herrn, der heute die Schule besucht hat und der Kreiscommissär in Leitmeritz ist, auf dem Wege nach dem Dorfe Scheiba (eine kleine Stunde von Haida entfernt) zu begleiten."

Zur festgesetzten Zeit fand ich mich im Vorzimmer des Commissärs ein, wo sein Bedienter mich erwartete, aber den Kopf auf die linke Hand gestützt noch schlummerte. Nachdem er erwacht war, meldete er mich bei seinem Herrn, worauf derselbe alsbald, in einen abgetragenen grauen Mantel gehüllt, erschien und mich freundlich grüßte. Sofort traten wir unsere Reise an, auf der ich durch die Feldwege vorangehen mußte. Außer einigen Fragen, die er an mich richtete, wie dieser und jener Ort, die in einiger Entfernung sich dem Blicke darboten, heiße, wurde wenig gesprochen. Zu Scheiba angelangt, begaben wir uns in das Haus des Gemeinderichters, dessen Bewohner aber noch in tiefem Schlafe lagen. Wir mußten vor der Hausthüre Lärm machen, bis endlich der Richter aufwachte und uns die Thüre öffnete. Ich erhielt vom Commissär den Auftrag, in der Hausflur zu warten, bis er sein Geschäft mit dem Richter abgemacht haben würde, was länger als eine Stunde in Anspruch nahm. (Wie ich später erfuhr, lag die Gemeinde mit der Herrschaft in Streit, und der Commissär wollte, ohne Aufsehen zu erregen, über die Beschaffenheit der Klage ins Klare kommen.)

Auf dem Heimwege nach Haida wurde der Herr gesprächiger; er schien zufrieden zu sein mit dem Erfolge seines Ausflugs nach Scheiba. Er hieß mich neben ihm zur Linken zu gehen, fragte nach meinen Eltern, nach den Vermögensverhältnissen derselben, nach der Anzahl der Familienglieder, wie ich nach Haida gekommen, und endlich wozu? „Ich möchte gerne ein Geistlicher werden, und am liebsten ein Piarist," war meine Antwort. „O, da bist du zu bedauern," fuhr er fort, „die Piaristen sind ja arme Schlucker. Warum wählst du dir nicht lieber einen Stand, in welchem du für deine armen Eltern und Brüder etwas thun kannst? Ich an deiner Stelle würde mich dem Handelsstande zuwenden, worin schon mancher arme und tüchtige junge Mann sein Glück gemacht hat." „Das war wohl in früheren Zeiten der Fall," erwiederte ich, „aber die Zeiten haben sich verschlimmert, seitdem das englische Glas dem böhmischen in Spanien und Portugal den Rang abgelaufen hat. Der böhmische Glashandel geht seinem Untergange entgegen; das beweist schon der große Bankerott des Trausch-ke'schen Hauses." Bei dieser Unterredung kramte ich meine ganze Gelehrsamkeit aus, die ich mir aus den Gesprächen der Handelsleute an der Tafel des seligen Trauschke aufgehoben hatte. Der Commissär, der mich aufmerksam anhörte, kam wieder auf die Armuth der Piaristen zu reden, und wies dagegen auf den Reichthum der Landpfarrer hin. Ich aber machte den Herrn darauf aufmerksam, wie Einer, der im Orden der Piaristen etwas Rechtes gelernt habe, auch in der Professur vom Orden verwendet werde, in welcher er sehr viel Gutes thun könne, und berief mich dafür auf den verstorbenen Professor der IV. Klasse, Marzellin, der die Klosterschule zu Haida weit und breit in

den besten Ruf gebracht habe. Mein Reisegefährte wollte nun auch wissen, woran der Pater Marzellin gestorben sei. Da theilte ich ihm mit, was man damals sich erzählte: daß er von einigen Studenten der IV. Klasse mißhandelt, und dadurch die Gesundheit des ohnehin schwachen Mannes erschüttert worden sei. Es gab nämlich unter den Schülern dieser Klasse viele bereits erwachsene und zügellose Burschen, die nächtlicher Weile auf galante Abenteuer ausgingen. Von diesem Unfuge suchte sich der Professor mit eigenen Augen zu überzeugen, wobei er jene Mißhandlungen erfuhr. So mußte er seine sittliche Strenge mit dem Leben büßen. — Endlich fragte der Commissär mich auch noch, in welchem Andenken Kaiser Joseph bei dem Volke in dieser Gegend stehe. Es gibt hier Viele unter dem Volke, entgegnete ich, welche behaupten, Kaiser Joseph lebe noch und sei nicht gestorben, und werde zu rechter Zeit wieder auftreten. Das könne man aber nur von einem Herrscher meinen, der dem Volke unvergeßlich sei. Ganz recht, fiel er mir ins Wort, aber glaubst du selber, daß er noch lebe? Allerdings, erwiederte ich, aber in einem anderen Sinne, als der gemeine Mann glaubt; er lebt noch in seinen unsterblichen Werken und Gesetzen. „So ist's recht, mein Kind." Das war sein letztes Wort in der Unterhaltung mit mir. Wir waren wieder am Thore des Posthofes angelangt; er schenkte mir einen Zwanziger, ich küßte ihm die Hand und ging ins Kloster zurück, so unbefangen, als wäre nichts für mich Bedeutsames vorgefallen.

Der Commissär speiste zu Mittag wieder im Kloster und fuhr nach Tisch im Postwagen auf der Straße nach Rumburg seines Weges. Von meinem Freunde, dem Tafeldecker Dietrich, erfuhr ich aber jetzt, daß der fremde Herr

Procop Platzer heiße und der erste Commissär im Kreise sei, und daß er in Leitmeritz von seiner Frau den Auftrag erhalten habe, im Haidaer Kloster sich nach dem Pater Janke zu erkundigen, der ein Hausfreund ihres seligen Vaters in Jungbunzlau gewesen. In der Nähe dieser Kreisstadt liege nämlich das bekannte Kosmanos, das Noviziat der Piaristen, wo Pater Janke sich viele Jahre aufgehalten habe.

Als ich am Abende desselben Tages mich in der Zelle meines Paters einfand, fragte er mich, ob ich den Weg nach Leitmeritz kenne. Ich verneinte es, fügte aber hinzu, mein Vater habe in Leitmeritz als Gesell gearbeitet, dem sei der Weg dahin bekannt. „Desto besser," bemerkte der Pater, „und da wir übermorgen einen Feiertag, Mariä Himmelfahrt, haben, so kannst du dich mit deinem Vater auf den Weg nach Leitmeritz begeben. Der Kreiscommissär hat mir einen Brief übergeben, den du seiner Frau bringen sollst. Die Antwort auf diesen Brief, sei dieselbe eine mündliche oder schriftliche, bringst du selber mir zurück!" Mehr sagte er mir nicht. Mit diesem Briefe ging ich am folgenden Tage nach Lindenau und am Tage Mariä Himmelfahrt begab sich nach dem Gottesdienste mein Vater mit mir auf den Weg nach Leitmeritz.

Das war mein erster größerer Ausflug. Mein Vater war, wie alle Handwerker, die ihre Arbeit stehend verrichten, anfangs schlecht zu Fuße; und so geschah es, daß wir zu einem Wege, der bequem in Einem Tage zurückgelegt werden konnte, anderthalb Tage brauchten. Dazu kam noch, daß er den längeren Weg, welchen die Handwerksburschen einzuschlagen pflegen, wählte, um mir die Orte zu zeigen, in denen er vor Jahren in Arbeit gestanden. Ein solcher

Ort war Saharzan, vormals den Jesuiten gehörig, jetzt unter kaiserlicher Herrschaft. Hier, erzählte er mir, habe ich die erste Bibel (mit Holzschnitten geziert) beim Meister kennen gelernt, der sich sehr freute, wenn er sah, daß ich an Sonn- und Feiertagen, anstatt mit den anderen Cameraden umherzuschwärmen, wie angefesselt in der Bibel las.

Es war an einem Freitag gegen Mittag, als wir in der Kreisstadt anlangten. Das erste Haus links vom Thore war ein Bier- und Weinhaus, der Wirth ein Sattlermeister. In dieses traten wir ein, um unseren Durst zu stillen, denn auf unserem Wege zwischen den Weinbergen und dem rechten Elbeufer hatte die heiße Augustsonne unsere Zunge trocken gemacht; dann aber auch, um zu erfahren, wo die gnädige Frau Platzer wohne. Zu unserer Freude vernahmen wir, daß sie in dem ersten Stockwerke desselben Hauses wohne. „Da könnten wir ja (sagte mein Vater leise zu mir) unsern Brief durch die Wirthsleute an Ort und Stelle bringen, ohne uns selbst bei der Dame vorzustellen." Ich hatte gegen diesen Vorschlag um so weniger etwas einzuwenden, als mir die Schüchternheit von meiner frühesten Kindheit an zugesetzt hatte; wurde mir daher ein Gang in ein Bauernhaus zugemuthet, so entschuldigte ich mich stets mit den bösen Hunden. Unser Brief wurde also der Wirthin zur Besorgung übergeben, die bald mit der Nachricht zurückkam, die gnädige Frau sei nicht zu Hause, sie sei ausgegangen.

Nach unserer kurzen Mittagsmahlzeit führte mich der Vater in die Festung Theresienstadt, die eine halbe Stunde von Leitmeritz entfernt ist. Und nachdem wir uns in derselben so wie in dem sogenannten Hornwerke am linken Ufer der Eger Alles angesehen, kehrten wir nach unserm

Wirthshause zurück. Auf die Frage des Vaters, ob die gnädige Frau jetzt zu Hause sei, erwiederte die Wirthin: „Ja, aber sie hat noch nicht nach dem Ueberbringer des Briefes fragen lassen.“ „Sie wird wohl,“ sagte zu mir der Vater, „nichts zu fragen haben, und da in den Städten das Nachtquartier zu kostspielig ist, so wollen wir noch vor Sonnenuntergang den Rückweg antreten.“ Unsere Zeche hatten wir schon am Mittag bezahlt, und da gerade im Gastzimmer Niemand sich befand, so konnten wir ohne Lebewohl abziehen, als wäre Alles in der besten Weise von uns abgemacht.

Der Heimweg war schneller zurückgelegt als der Weg nach Leitmeritz. Schon am Samstag trafen wir in Lindenau ein. Am Sonntag begab ich mich nach Haida, um dem Pater Bericht abzustatten. „Nun, was bringst du Neues für dich und für mich von Leitmeritz mit?“ fragte er mich überaus freundlich. Aber der gute Herr wurde vor Zorn feuerroth, als ich ihm antwortete: „Nichts, und zwar deshalb nichts, weil...“ Er ließ mich nicht ausreden, sondern fuhr mich mit den Worten an: „Habe ich dir nicht aufgetragen, eigenhändig der Frau den Brief zu überreichen? Es handelte sich ja darum, daß sie dich persönlich kennen lerne. Aber so geht es, wenn ein Blinder den andern führt.“ Ich entschuldigte meinen Vater, so gut ich konnte, während die Zurechtweisung zugleich auch mir selber galt; aber er blieb bei seinem evangelischen Texte, nur mit der Variante, daß den Blinden lange Ohren beigelegt würden. Diese hatten auch allerdings in ihrer Schüchternheit gefehlt; aber auch der gute Pater, der übrigens seine Gründe gehabt haben mochte, warum er mir über die Bedeutsamkeit des Briefes nichts Näheres mittheilte. „Jetzt

bleibt," fuhr der Pater, als sich sein Unwille etwas gelegt hatte, fort, „nichts Anderes übrig, als daß du dich augenblicklich wieder auf den Weg nach Leitmeritz machst. Ich werde nunmehr selber an die gnädige Frau schreiben, und diesen meinen Brief übergibst du keinem andern Menschen, er heiße, wie er wolle, als nur der Frau des Commissärs. Verstanden?" So trat ich denn nach dem Mittagessen die Reise zum zweitenmal an. Diese zweite Reise wurde mir aber schwerer als die erste, denn jetzt wußte ich, um was es sich handle, um nichts Geringeres als um mein Fortkommen, welches aber von dem Eindrucke abhing, den ich auf eine Frau mache, die mich noch nie gesehen. Daher kam auch unterwegs der Rosenkranz nicht aus meinen Händen. Wie oft habe ich den ganzen Psalter mit seinen fünfzehn Geheimnissen an die Himmelskönigin mit nassen Augen adressirt: sich meiner zu erbarmen und das Herz der mir unbekannten Dame zu meinen Gunsten zu stimmen, damit ich dereinst ein Sohn des h. Joseph von Calasanz werde, des Stifters der frommen Schulen, in denen der Name Maria so hoch in Ehren gehalten wird!

Als ich am folgenden Tage wieder in dem Wirthshause neben dem Stadtthore ankam, trat mir sogleich die Wirthin mit der Exclamation entgegen: „Nun um alle Welt was ist euch denn eingefallen, so auf und davon zu eilen, ohne eine Antwort abzuwarten! Schon am selben Abend hat die gnädige Frau zu uns heruntergeschickt, um dich und deinen Vater zu sprechen; und seitdem wiederholt an jedem Tage. Sie ist in großer Sorge, es möchte euch ein Unglück zugestoßen sein. Gehe nur sogleich zu ihr hinauf! Oder besser, ich führe selber dich zu ihr." Und die gute Wirthin that das, ließ mich dann im Vorzimmer

warten, kam aber sehr bald mit der gnädigen Frau heraus, die mich mit den Worten anredete: „Bist du endlich da, du armer Schlucker!“ Ich küßte ihr knieend die Hand und übergab ihr den zweiten Brief, den sie sogleich erbrach. Und als sie ihn gelesen, sprach sie zu mir: „Nun höre, mein Lieber, was ich dir sage! Mein Mann hat mir geschrieben, ich solle dem Pater Janke melden, daß du mit dem Anfange des Schuljahres nach Leitmeritz kommen mögest, indem er, wenn ich nichts dagegen einzuwenden hätte, Willens sei, für die Fortsetzung deiner Studien unter der Voraussetzung zu sorgen, daß du es an Fleiß und Sittsamkeit nicht fehlen lassest. Und ich bin damit einverstanden, weil du der Kammerdiener des guten Pater Janke bist, und dieser mit dir immer sehr zufrieden war. Mit dem Anfange des Schuljahrs werde ich dich also wiedersehen. Jetzt aber warte hier, bis ich den Brief des Paters beantwortet habe!“ Das war, während ich im Vorzimmer ausruhte, bald geschehen. Sie übergab mir den Brief und etwas Reisegeld, und ich küßte ihr wieder knieend die Hand, die sie mir dann auf den Kopf legte mit dem Segenswunsche: „Der Herr sei mit dir!“ So verließ ich meine Wohlthäterin. In der Wirthsstube wieder angelangt, wußte ich nicht, ob ich mir etwas zu essen geben lassen solle oder nicht, denn über der unerwarteten Freude war aller Hunger verschwunden. Ich nahm auch nur sehr wenig zu mir, zahlte meine kleine Zeche, bedankte mich bei der freundlichen Frau Wirthin für ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme, und sagte ihr auch noch in meiner Herzensfreude, daß ich sie bald wiedersehen werde, da die gnädige Herrschaft mich zu sich nehmen wolle. „Nun da gratulire ich dir und deinem Vater,“ war ihre Antwort, wozu ich ein stilles Amen auf meiner Zunge hatte.

III.

1800 — 1803.

Draußen auf dem freien Felde angelangt, stimmte ich das Kirchenlied „Herr, großer Gott, wir loben dich, wir preisen deine Stärke, vor dir neigt die Erde sich, und bewundert deine Werke“ mit lauter Stimme an. Dann griff ich zu meinem Rosenkranze, wovon ich aber jetzt nur die glorreichen Geheimnisse der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn sammt denen der Aufnahme in den Himmel und der Krönung seiner gebenedeiten Mutter beten konnte, so voll war meine Brust von seliger Freude. Diese beflügelte auch meine Schritte so sehr, daß ich schon am Mittag des andern Tages in Haida, und am Abend im Vaterhause eintraf. Pater Janke rief sein lautes Deo gratias! als er den Brief gelesen, und entließ mich mit den Worten: „Vergiß in deinem ganzen Leben nicht die Octav des Festes Mariä Himmelfahrt!“ Als nun auch meine Eltern von mir erfuhren, daß ich wieder zu Leitmeritz gewesen sei und welches Glück mir dort zu Theil geworden, da war endlich die Freude unter ihrem Dache wieder eingekehrt, die seit den vier Jahren meiner Abwesenheit sich auf längere Zeit nicht hatte erblicken lassen, selbst nicht in den Tagen meiner Ferien. Die gegenwärtigen Ferien aber waren die glücklichsten von allen, die ich bisher zu Hause verlebt hatte: denn von nun an ruhten nicht blos die Blicke meiner Mutter, sondern auch die meines Vaters mit Wohlgefallen auf ihrem Erstgebornen.

Dennoch sah ich dem Tage des Monats October mit Sehnsucht entgegen, an welchem ich das elterliche Haus auf längere Zeit, als es bisher der Fall war, verlassen mußte, und zwar mindestens bis zum Monat August des kommenden

Jahres. Diese Sehnsucht wurde dadurch noch gesteigert, daß ich diesmal die Reise nicht allein anzutreten hatte, indem ein Freund aus der Zeit meines Besuches der Dorfschule mit mir nach Leitmeritz reisen sollte. Sein Vater, ein benachbarter Bauer, hatte nämlich dem Zureden unseres Katecheten, des Pater Nikels, nachgegeben, seinen Sohn dem geistlichen Stande zu widmen und ihn daher auf's Gymnasium zu schicken. Zu dem Ende hatte er ihn zunächst in die Klosterschule der Augustinermönche zu Leipa eintreten lassen, wo er gerade jetzt die Parva absolvirt hatte. Und da der Bauer zur Zeit des Beginns des Schuljahrs in unserm Dorfe fabricirte Parketböden nach Leitmeritz zu fahren hatte, so wollte er selber seinen Sohn und mich dahin bringen, und für ersteren ein Unterkommen suchen. Hätte ich aber voraussehen können, was alles mir beim Eintritt in die Kreisstadt bevorstand, so würde ich nicht so frohen Muthes mich aus der Heimat fortgesehnt haben.

Zunächst nämlich fand ich in dem Hause des Herrn Platzer kein Unterkommen, sondern mußte selber mir ein Quartier suchen, wofür jener aber die Bezahlung übernahm. Doch war diesem Uebelstande bald abgeholfen, indem ich dasselbe Quartier beziehen konnte, das für meinen Reisegefährten gefunden wurde. Nur die Mittags- und Abendkost erhielt ich bei Platzer. Sodann handelte es sich um ein Examen, welches den Präfecten des Gymnasiums in den Stand setzen sollte, zu bestimmen, in welche Klasse ich aufgenommen werden könne. Es mochte aber mein Wohlthäter schon mit dem Präfecten sich besprochen haben, um zu bewirken, daß ich in eine möglichst hohe Klasse aufgenommen würde.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, an dem ich in der Wohnung des Präfecten mich einfand, um von dem

Professor der zweiten Grammatikalklasse geprüft zu werden. Dieser war ein ehrwürdiger Greis aus dem Orden der Jesuiten, der mich sehr liebevoll empfing, und, weil er mir meine Verlegenheit ansehen mochte, mir Muth zusprach mit den Worten: „Es wird wohl Alles gut gehen, denn du hast ja bei den braven Vätern der frommen Schulen länger als ein Jahr die Grammatik studirt.“ Und in der That bestand ich mit Leichtigkeit die Prüfung über die Regeln der lateinischen Grammatik nnd ihre Anwendung, und ebenso die über die Rudimente der griechischen Sprache mit Einschluß der regelmäßigen Conjugationen, während mich der Professor auf den Wink des Präfecten mit den unregelmäßigen so viel als möglich verschonte. Außerdem erhielt ich noch zwei Arbeiten, die ich zu Hause zu machen hatte; sie bestanden in einem deutschen Gespräche und einem lateinischen. Das Thema des ersten war die Unterredung eines Studiosus mit einem Vogelsteller auf einem großen Vogelheerde, wie solche in der Gegend zwischen Sachsen und Böhmen vorhanden waren. Nicht ohne Absicht hatte er daher wohl vorher mich gefragt, womit ich mich während der Ferien beschäftigt habe. Das Thema des zweiten Dialogs war die Unterhaltung zweier Reisenden über die Witterung des künftigen Winters nach den Anzeigen des zu Ende gehenden Herbstes.

So zufrieden man mit meiner Bearbeitung des ersten Themas sein mochte, weniger war es mit der des zweiten der Fall. Dort erzählte ich nämlich, was ich oft gehört hatte, daß die großen Vogelheerde im Unterschiede von den kleinen (Schlagnetz-) Heerden zu ihrem Erfinder den deutschen Kaiser Heinrich den Vogler oder Finkler hätten, der den Vogelfang im Großen zu betreiben angefangen habe. Hier wurden nämlich mit Federn von Raubvögeln versehene Bolzen

von großen Armbrüsten, die innerhalb der Klause des Vogelstellers aufgestellt waren, durch das Fenster der Klause in dem Augenblicke abgeschossen, in welchem die Hegestangen (große abgedörrte Bäume, die um den viereckigen Platz des Heerdes aufgepflanzt waren) von Zugvögeln vollbesetzt waren, die nun alle in entgegengesetzter Richtung nach unten in die ausgespannten dreifachen Netze sich stürzten und in denselben sich so verstrickten, daß sie gefangen und getödtet werden konnten. — Bei dem zweiten Aufsatze hatte ich mit dem lateinischen Ausdrucke, der mir nicht immer zu Gebote stand, zu kämpfen, worüber ich viele Zeit verlor. Diesen Zeitverlust suchte ich dann durch übereilte und daher fehlerhafte Construction wieder gut zu machen. Ich ersah das aus den vielen mit rother Dinte unterstrichenen Stellen. Diese Arbeit wurde mir durch den Präfecten mit dem Bemerken wieder eingehändigt: daß ich zwar in die Syntax-Klasse (die damalige vierte Gymnasialklasse) aufgenommen werde, daß ich aber schwerlich in die Humaniora aufsteigen könne, es sei denn, daß ich überaus fleißig sei. „Doch erwarte ich das von dir," fügte der hochwürdige Herr hinzu, „denn du bist sowohl dem lieben Gott, der bisher so auffallend für dich gesorgt hat, als deinem Wohlthäter, dem Herrn Platzer, dessen sich Gott bedient hat, großen Dank schuldig, den du nur durch Fleiß und Frömmigkeit abtragen kannst." Für diese ermuthigende Zusprache küßte ich dem geistlichen Herrn Schirmer die Hand mit Thränen in den Augen, was derselbe bemerkt haben mochte, denn er fuhr alsbald fort: „Nur den Muth nicht verloren und das Gebet nicht unterlassen! Sagt ja unser Herr: Um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, er wird es euch geben. Und lautet nicht auch das Sprichwort in deiner

Heimat: Geduld überwindet das Sauerkraut!" Und wahrlich, an diesem Kraute hatte ich in dem ersten Leitmeritzer Jahre keinen Mangel.

Hieher gehörte vorerst das Schulgeld, welches monatlich zu bezahlen war, und worauf ich d. h. mein Vater gar nicht gefaßt war. Und als ich nach dem ersten Monate diese Zahlung meinem Wohlthäter in Erinnerung brachte, ohne ihn jedoch um die Leistung derselben zu bitten, erwiederte er mir: „das ist ja nur ein Gulden, und diesen Gulden empfängt dein Vater zurück, wenn du im ersten Semester drei Eminenzen erhältst." Ich aber hätte dem guten Herrn gerne als Antwort mitgetheilt, was mir der Vater auf dem Wege nach Leitmeritz gesagt, als er auf dem Kornmarkte in dem Städtchen Auscha hörte, daß der Strich Roggen jetzt schon 8 Gulden koste: „Nun du wirst zwar in Leitmeritz hinlänglich Brod zu essen haben, wie es aber mir und deiner Mutter und deinen Brüdern ergehen wird, das weiß Gott." Die gegen alle Erwartung erhaltene Antwort des Commissärs benahm mir jedoch allen Muth zu einer Gegenvorstellung; und so mußte ich nolens volens nach Hause schreiben, daß mir monatlich der baare Gulden geschickt werden müsse, was denn auch geschah.

Das zweite saure Kraut war die griechische Sprache, in der ich weit zurückstand gegen meine neuen Mitschüler, die schon die Batrachomyomachie Homers übersetzten, die der Professor, da sie im Schulbuche nicht enthalten war, partienweise zur Abschrift auf die Tafel niederschrieb, und die dann zu Hause übersetzt werden mußte. Aber der Professor, Häßler mit Namen, ließ es mir an Nachhilfe nicht fehlen. Er wies mich an einen tüchtigen Mitschüler, der mit mir die griechische Grammatik repetirte. Und er selber hielt

wöchentlich zweimal, an den Recreationstagen, für die oberen drei Klassen des Gymnasiums Vorträge über die griechische Sprache, die sich vorzugsweise mit der Schematisirung der Conjugationen befaßten, und die ich auf sein Geheiß ebenfalls besuchte. So gelang es mir, bei der ersten Semesterprüfung über diese Gegenstände die Eminenzklasse zu erhalten.

Auch äußerte mein Gönner darüber seine volle Zufriedenheit, ließ aber kein Wort fallen über die Veränderung, die mit ihm als kaiserlichem Beamten, und dadurch auch mit mir in meinem Verhältnisse zu ihm vorgehen sollte. Und darauf war ich am wenigsten gefaßt. Er wurde nämlich nach Prag als Gubernialsecretär berufen, da er sich große Verdienste um den Leitmeritzer Kreis Böhmens, dessen erster Commissär er war, erworben hatte. So hatte er im Badeorte Teplitz, mit Hilfe von milden Beiträgen theils an Geld theils an Baumaterialen von Seiten der großen und kleinen Gutsbesitzer, ein Hospital für kranke Soldaten gegründet. Er war überhaupt in seiner Art ein wahres Genie, wenn es sich darum handelte, für wohlthätige Zwecke zu betteln. Auch bei Errichtung der böhmischen Legion, die in den Winter desselben Jahres fiel, hatte er sich durch seine eifrige Förderung der von den Grundherrschaften zu stellenden Mannschaften hervorgethan. (Bei diesem Geschäfte gebrauchte er mich häufig zur Collationirung der einzelnen Aktenstücke und zur Purification derselben, wobei er mir immer aufs strengste einschärfte, daß ich kein Wort darüber vor Andern fallen lassen dürfe.) Später gründete er auch das Blindeninstitut in Prag, an welches sich die Versorgungsanstalt für Blinde anschloß, die der Universitätsprofessor Aloys Klar (damals noch Professor der II. Humanitätsklasse in Leitmeritz) ins Leben rief.

Als sich nach Ostern das Gerücht in der Kreisstadt verbreitete, daß Platzer nach Prag berufen sei, wurde ich von meinem Quartierherrn wiederholt gefragt: ob mir derselbe noch keine Mittheilung gemacht habe, was ich aber verneinen mußte. Wir waren daher sehr darauf gespannt, was er mit mir vorhabe. Entweder mußte er mich mit sich nach Prag nehmen oder in Leitmeritz irgendwie für mich sorgen. Selber ihn deshalb zu fragen, davon hielt mich die Furcht ab, die Antwort könne ungünstig ausfallen. Sein Dienstpersonal konnte mir auch keine Auskunft geben. So kam der Tag von Procop's Abreise, und ich wußte noch immer so viel wie vorher d. h. nichts. — Und doch hatte ich wegen meines Benehmens gegen die gnädige Herrschaft mir keinen Vorwurf zu machen, und auch in dem gütigen Verhalten derselben gegen mich war keine Veränderung wahrnehmbar; weshalb ich weder den Herrn noch die Frau begreifen konnte, daß sie mich so lange in Ungewißheit selbst über meine nächste Zukunft lassen konnten. Wußte ich doch am Morgen ihrer Abreise noch nicht, wo ich zu Mittag etwas zu essen bekommen würde.

In dieser unbeschreiblichen Angst, was aus mir werden solle, ging ich an Platzer's Wohnung vorbei zum Stadtthor hinaus, um unter Gottes freiem Himmel zum Gebete meine Zuflucht zu nehmen und meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, kehrte aber sehr bald mit verweinten Augen in die Stadt zurück. Vor der Wohnung des Commissärs sah ich den zur Abreise fertig gepackten Wagen stehen, aber auch den Jäger, der mich barsch anfuhr: wo ich herumlaufe, da doch sein Herr mit mir zu reden habe? Sofort führte er mich die Stiege hinauf in das Vorzimmer, in welchem sich Platzer und noch ein Herr befanden, den ich als den

Bürgermeister der Stadt schon kannte. „Mein lieber Anton (sprach jener) wir müssen auf längere Zeit von einander scheiden, aber nicht auf immer. Mitnehmen kann ich dich jetzt nicht, weil deine Studien nicht mitten im Semester unterbrochen werden dürfen. Aber der Herr hier hat es übernommen, an meine Stelle zu treten; bei ihm wirst du auch heute zum erstenmal deinen Mittagstisch finden." Der Bürgermeister aber, ein kleiner freundlicher Herr, bezeichnete mir seine Wohnung und die Stunde, zu der ich mich in derselben einfinden solle. — Nun kam auch Platzer's Gemahlin und sprach mir Trost wegen ihres Abschieds zu: „Wir werden uns wiedersehen, lieber Toni, wenn wir am Leben bleiben. Vergiß uns nicht in deinem täglichen Gebete!" Welche Wandlung der Dinge in so kurzer Frist! Einen Wohlthäter verlor ich, um einen zweiten zu finden, der mir auch den ersten zu erhalten vermochte.

Uebrigens fand ich mich sehr bald in meine neue Lage. Herr und Frau Bürgermeister waren gegen mich sehr herablassend und freundlich. Auch hatten sie, wie Herr Platzer und Frau, keine Kinder. An ihrer Tafel ließen sie mich Platz nehmen, an der sich auch noch ein Kreisbeamter als täglicher Gast einfand. Und eben so durfte ich an ihrer Unterhaltung über Tisch Antheil nehmen, und zwar nicht blos über die täglichen Ereignisse, sondern auch über die Schulgegenstände. Besonders der Herr des Hauses brachte gerne auf letztere die Rede; dabei legte er immer sein Interesse an geschickten Lehrern und an ausgezeichneten Schülern an den Tag.

Aber ein Unterschied in der Verpflegung fand doch statt. Ich hatte nämlich kein Abendessen, was früher der Fall war. Dafür gab man mir aber ein Semmelbrod mit

nach Hause; auch erhielt ich von Zeit zu Zeit von der Frau Bürgermeisterin einige Groschen, um mir auf Spaziergängen eine Jausen verschaffen zu können. Eben so sorgte sie für meine Bekleidung. Vor dem Beginne des Sommers und eben so des Winters wurde nämlich die Garderobe des Herrn einer Durchmusterung unterworfen, und dann erhielt ich unter Zuhilfenahme des Schneiders passende Kleidungsstücke. Und diese unverhoffte Verbesserung meiner äußeren Lage wirkte sehr vortheilhaft auf meine Gemüthsstimmung ein. Ich memorirte leichter und machte die schriftlichen Arbeiten rascher. Bei diesen handelte es sich in der Syntax um den Briefstil in deutscher und lateinischer Sprache, wobei Cicero's Episteln, die vom Professor analysirt und kritisirt wurden, als Muster dienten; in der Rhetorik um den Periodenbau, in der Poesie um den Versbau. Dahin gehörte auch, daß zu Endreimen, welche dictirt wurden, das Uebrige hinzugefügt werden mußte, wobei die Aufschrift und der Inhalt bald angegeben wurden, bald frei gewählt werden konnten. Wem es dabei nun an der nöthigen Unterstützung der Einbildungskraft fehlte, dessen Klassification fiel mittelmäßig oder gar gering aus. Ich würde am Schlusse des zweiten Semesters in der Poesie prämiirt worden sein, wenn die nöthige Zahl der Schüler in der Klasse vorhanden gewesen wäre. Zu zwei Prämien waren nämlich zwanzig Schüler erforderlich, in der Poesie befanden sich aber damals keine zehn. Es konnte daher nur Einer der Schüler ein Prämifer werden. Mein Rivale aber hatte durch alle 5 Klassen des Gymnasiums hindurch das erste Prämium erhalten, und da kam es sowohl dem Präfecten als dem Professor zu schwer an, ihm in der letzten Klasse diese Auszeichnung zu entziehen. Daher ersuchten sie mich,

zu Gunsten meines Mitschülers freiwillig zu verzichten, wogegen sie mir versprachen, daß in dem Schulzeugniß mir bezeugt werden solle, das Prämium verdient zu haben, was denn auch geschah. Dieses Opfer brachte ich gern, einmal weil ich das Prämium doch nicht hätte behalten dürfen, da ich dasselbe nur einmal erlangt hatte; dann aber und vorzüglich deshalb, weil mein Rivale sich immer sehr liebevoll gegen mich benommen hatte. Derselbe war nämlich der einzige Sohn einer reichen Beamtenwitwe, die in der Kreisstadt sich niedergelassen hatte, und die es ihrem Sohne an nichts fehlen ließ, was ihm das Leben versüßen konnte. Und er ließ mich an jedem seiner Genüsse theilnehmen. Das Prämium bestand aber in einer goldenen Medaille erster Größe mit dem Bildnisse der großen Theresia auf der einen und mit dem Wappen des Kaiserthums auf der andern Seite. Diese Medaille konnte nun der durch alle Klassen Prämiirte zeitlebens behalten und, wenn er wollte, auch tragen.

Diese Periode meines Gymnasiallebens kann ich nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf den Zustand des Gymnasiums zu werfen. Unter dem Präfecten Pater Schirmer standen fünf ausgezeichnete Professoren aus dem Laienstande. Sie waren für uns nicht blos Philologen, sondern auch Pädagogen, indem sie unsere sittliche Haltung überwachten. So wurden zwei Schüler feierlich vom Besuche des Gymnasiums ausgeschlossen, weil die Klagen über ihr Verhalten gegenüber von Dienstboten sich als begründet erwiesen. — Keinen unter uns machte man in der Poesie mit Gedichten von Schiller und Goethe bekannt. Dagegen machte man uns große Freude durch ein und das andere Gedicht aus dem Wandsbecker Boten und durch einige Idyllen von Voß, z. B. den siebenzigsten Geburtstag. Als ich später in Prag

die Werke jener beiden großen Dichter kennen lernte, dankte ich dem lieben Gott, daß ich in Leitmeritz von Schiller's lyrischen Phantasien an Laura keine Silbe vernommen, weil dieselben Oel ins Feuer der erwachten Sinnlichkeit gegossen hätten an einem Orte, der an schönen Bürgerstöchtern keinen Mangel hatte. — In Beziehung auf die Erweckung der Selbstthätigkeit und Erfindungsgabe der Schüler bemerke ich, daß in der Rhetorik der Lehrer Franz Titze (später Professor der Universalgeschichte zu Linz, dann zu Prag und zuletzt in Wien) mehrere z. B. zehn Sätze zu dictiren pflegte, die wir in Perioden unterzubringen hatten, deren Zahl uns theils angegeben theils freigegeben wurde. Von den eingelaufenen Elaboraten wurde nun einmal das meinige vom Professor in der Klasse vorgelesen, in welchem ich die gegebenen Sätze in einer einzigen Periode verbunden hatte. Ueber dem Vorlesen ging dem Professor der Athem aus, und er verzog sein Gesicht zum Lächeln. Kaum aber hatten meine Mitschüler das bemerkt, als sie hell auf zu lachen anfingen und mich fühlen ließen, daß ich in dem Periodenbau des Guten zu viel gethan. Der Professor aber nahm mich in Schutz, indem er den Lachenden bemerkte: daß sie allerdings auf seinen kurzen Athem Rücksicht genommen, daß er aber seinen Dank dafür nicht dadurch abstatten könne, daß er auf ihren kurzen Verstand Rücksicht nehme. Als viele Jahre nach diesem Vorfalle Titze von Prag nach Wien befördert wurde, zur Zeit, als ich das Amt des Vicedirectors an der philosophischen Lehranstalt, welche zugleich eine der vier Facultäten war, bekleidete, und er mir herkömmlicher Weise seine amtliche Aufwartung machte, brachte er mir jene Periodenscene wieder in Erinnerung mit dem Bemerken: daß der Periodenbau von damals in innigem

Zusammenhange stehe mit dem Gedankenbau in meinen philosophischen Arbeiten späterer Zeit.

Nicht so gut wie in den übrigen Fächern war es mit dem Unterrichte in der Religion bestellt. Es gab damals noch keinen besondern Katecheten an den Gymnasien. Jeder Professor hatte in seiner Klasse das vorgeschriebene katechetische Schulbuch zu erklären, und das geschah in der Regel nur einmal in der Woche. Oft trat an die Stelle der Erklärung das bloße Abfragen des nach einer bestimmten Seitenzahl zum Auswendiglernen aufgegebenen Inhalts. Die sonntäglichen Exhorten wurden für die unteren zwei Grammatikalklassen vom Präfecten Schirmer, für die drei oberen Klassen von dem Professor der Poesie, Aloys Klar, gehalten. Dieser hatte nämlich in Prag Theologie studirt, aber vor dem Empfange der höheren Weihen die Professur am Leitmeritzer Gymnasium übernommen. Und ihm als Extheologen übertrug der Präfect gegen eine kleine Remuneration die Exhorten an Sonn- und Feiertagen. Diese Vorträge wirkten sehr vortheilhaft auf die Schüler ein. Denn er hatte nicht blos eine hinreißende Beredtsamkeit, sondern jedes seiner Worte kam auch aus tiefstem Herzensgrunde. Er war überdies derjenige unter den Professoren, welcher die sittlich-religiöse Bildung der Schüler sich am meisten angelegen sein ließ, hierin aber auch zuweilen des Guten zu viel that. So geschah es in der Advents- und Fastenzeit nicht selten, daß ihm für die Vorträge in der Poesie wenig Zeit übrig blieb, weil er sich bei den Betrachtungen über die heiligen Frauen Elisabeth und Maria nach dem Lukasevangelium oder über die Passionsgeschichte nach Johannes zu lange aufhielt, was uns nicht angenehm war, ja uns oft unwirsch machte, weil uns die Erklärung einer

äsopischen Fabel lieber gewesen wäre. Wegen seines religiös-sittlichen Zweckes hatte er seine Zuhörer auch zur Führung von Tagebüchern veranlaßt, die am Schlusse einer jeden Woche ihm von denjenigen eingehändigt wurden, die sich freiwillig dazu herbeiließen; denn Keinem wurde hierin ein Zwang angethan, auch nicht indirect. Dem Professor war es aber darum zu thun, Blicke in das Privatleben der jungen Leute zu thun, um ihnen in jeder Lebenslage mit Rath und That beizustehen.

Zur näheren Erläuterung will ich einen Vorfall aus meinem Leben, in der Eigenschaft eines sogenannten Studienlehrers, anführen. Den vorzüglicheren Gymnasiasten wurden nämlich von dem Präfecten, an den sich die Familien-Väter und Mütter deshalb zu wenden pflegten, Lehrstunden in den Bürgerhäusern überwiesen. Solche Lehrstunden erhielt auch ich bei einem reichen Kornhändler, Namens Jüstel, der seinen Sohn studiren und dazu vorbereiten lassen wollte. Der Vater wohnte dem Unterrichte in der Nachmittagsstunde gewöhnlich bei, während er bei einer Kanne Bier seine Pfeife rauchte. Auch dem Lehrer schenkte er ein Glas ein zur Anfeuchtung seiner Lungen, wie er sich ausdrückte. War nun die Lehrstunde zu Ende, das Glas Bier aber noch nicht ausgetrunken, so pflegte der Herr mit mir noch über Mancherlei zu plaudern. So brachte er eines Tags den Gesetzgeber Moses aufs Tapet, auf den beim Unterrichte zufällig die Rede gekommen war. Er rühmte ihn als einen großen Staatsmann, der aus einem geknechteten Volke eine große Nation zu machen verstanden habe. Darin bestehe aber auch sein Hauptverdienst, alles Andere, was die Bibel von ihm erzähle, sei blos Nebensache, vieles sogar Uebertreibung, wie der wunderbare Durchzug durch das rothe Meer,

die Erzählung von der Feuer- und Wolkensäule, deren natürlichen Hergang er mir darzulegen suchte. Ich aber wußte gegenüber dieser für mich ganz neuen Aufklärung über den großen Mann Gottes nichts Anderes zu äußern, als meine Befremdung, und war weit davon entfernt, dem Herrn auf's Wort zu glauben, obschon ich meine Bedenken vor ihm nicht laut werden ließ. Anderseits hätte ich doch gern wissen mögen, ob an dieser für mich neuen Auslegung gar nichts Wahres sei. Ich trug daher den Vorfall in mein Tagebuch ein. Es währte nicht lange, als Professor Klar mir befahl, am nächsten freien Tage ihn zu besuchen. Und als ich vor ihm stand, fragte er mich, ob die Unterredung mit dem Kornhändler wirklich stattgefunden oder ob ich nur meiner Phantasie freien Spielraum gelassen habe? Ich betheuerte das Thatsächliche der Unterredung, ohne allen Zusatz meinerseits. „Ich muß Ihnen Glauben schenken," erwiederte Klar, „Ihnen aber zugleich gestehen, daß ich einen solchen Vorfall in Leitmeritz für unmöglich gehalten hätte." Und dann sprach er sehr eindringlich über die göttliche Sendung des größten unter den Propheten im alten Bunde, auf den Christus selber sich berufe. Wenn ich aber auch dem gläubigen Professor eben so wenig als dem ungläubigen Kornhändler etwas zu erwiedern wußte, so mußte ich mir doch gestehen, daß der Extheologe Klar mir den Stachel nicht ganz aus dem Herzen gezogen habe. Es wollte mir immer noch bedünken, daß auch an der unbiblischen Aufklärung des Kornhändlers etwas Wahres sein möge.

Bei studirenden Jünglingen darf man überhaupt nicht übersehen, daß sie gerne den durch die Studien zu erreichenden Endzweck der höheren Bildung darein setzen, über den großen Haufen und dessen Denkweise sich zu erheben.

Und dieses Ueber wird gewöhnlich auf die Sache als solche bezogen, anstatt auf die tiefere Einsicht in die letzten Gründe derselben. Diese tiefere Erfassung ist aber vor gewissen Jahren der Reife dem jungen Manne nicht zuzumuthen, und daher zu wünschen, daß unzeitige Aufklärungsversuche so weit als möglich ihm vom Leibe gehalten werden. Und in dieser Lage befand ich mich glücklicher Weise. Deshalb will ich auch noch meines Hausherrn erwähnen, der uns jungen Leuten zuweilen etwas aus seinem vielbewegten Leben zum Besten gab. Derselbe, Kandler mit Namen, war zur Zeit, als die Festung Theresienstadt erbaut wurde, Gastwirth in Leitmeritz gewesen, und das ganze Offizierkorps des Regiments Hohenlohe, welches daselbst stationirt war, kam bei ihm zur table d'hôte. Damals, so erzählte er uns, waren die Ansichten eines Voltaire und Rousseau gang und gäbe, und die Tafelreden bezogen sich meist auf diese beiden starken Geister. Ihre Anbeter hatten sich aber einen jungen Fähnrich desselben Regiments zum Stichblatte ausersehen, der von Statur klein und sehr reizbar war. Einmal wurden demselben die Sticheleien zu toll, und da fuhr er die Herren Atheisten mit den Worten an: „Meine Herren! glaubet Ihr, was Ihr wollet! Ich aber glaube auch, was ich will; und dies ist gerade solches, was mir jenseits nicht schaden wird, falls es auch nicht wahr sein sollte. Wenn es aber wahr ist, so wird es mir Besseres eintragen, als Euch Allen zusammen Euer Glaube". Und dieser kleine und beherzte Fähnrich, wisset Ihr, wer er war? Es ist der jetzige Oberst im hiesigen Regimente, Herr von Schönfeld. Und daß der Oberst jetzt noch eben so denkt, wie damals, das beweist mir sein fast täglicher Gang auf den Dom in die Frühmesse, hinter ihm seine Ordonnanz. Sei-

nen freigeisterigen Witzbolden aber ist schon lange der Mund mit Erde gestopft. Das merket euch, ihr jungen Herren!

Und diese haben sich es auch gemerkt, wie so manches Andere, was er ihnen aus seinem Leben mittheilte. Er war nämlich als Metzgergesell auf seiner Wanderschaft bis nach Wien gekommen, wo er in einem herrschaftlichen Hause als Küchenzuträger viele Jahre diente. Und da lernte er die Köchin kennen, die von ihrem hohen Lohne sich ein schönes Sümmchen bei Seite gelegt hatte, so daß er, nachdem er sie geheirathet, in Leitmeritz das Geschäft eines Gastwirthes beginnen konnte. Da ihre Ehe kinderlos blieb, so nahm er nach dem Wunsche seiner Frau eine arme Waise an Kindesstatt an. Und diese bezeugte nach dem Tode ihrer Wohlthäterin ihren Dank dadurch, daß sie ihren Pflegevater ehelichte, und für sein Wohlbefinden Sorge trug. Diese kleine Familie, aus drei Personen, dem alten Vater Kandler, seiner jungen Frau und einem damals 7jährigen Töchterchen bestehend, brachte sich mühsam, aber ehrlich durchs Leben. Nicht nur nahmen sie Studenten in Kost und Logie, sondern der Alte machte auch die besten Bratwürste, die seine Frau an jedem Samstag nach Theresienstadt trüg, wo sie guten Absatz fand. Auch besorgte sie die Wäsche der Offiziere der Garnison, und war geschickt in der Färbung und Zurichtung von alten seidenen Bändern für die Landleute. Und dabei war sie äußerst wohlthätig gegen Nothleidende. Auch mir, der ich, selbst im harten Winter, ohne Frühstück in die Schule gehen mußte, ließ sie fast täglich eine Tasse Kaffee heimlich zukommen. Noch jetzt, wenn ich daran denke, erquickt mich dieser warme Kaffee im leeren Magen bei strenger Kälte. Und als mein Vater mich zum ersten Male in Leitmeritz besuchte (es war am Weihnachtstage), tractirte

ihn unser Quartierherr sogar mit Wein, und nahm keine Bezahlung von ihm an. Anders freilich erging es mir, als im Frühling des folgenden Jahres meine Mutter in Gesellschaft von Wendler's Mutter mich heimsuchte. Da mußte ich für dieselbe meinen Beutel öffnen; aber ich konnte es auch, da ich damals durch die Lectionen in der Stadt, deren jede mit einem blanken Silbergroschen honorirt wurde, schon etwas verdiente. Solch einem reichen Burschen konnte man schon zahlen lassen. Und ich bildete mir nicht wenig darauf ein, für die Mutter zahlen zu können.

Noch einmal, im Laufe des letzten (dritten) Jahres meiner Leitmeritzer Studien, besuchte mich mein Vater. Bei diesem Besuche handelte es sich darum, durch das Geschenk einer Sackuhr, die er von seinem Stiefbruder Valentin mehr durch Bitten als durch Zahlung an sich gebracht hatte, mir eine freudige Ueberraschung zu machen. Die Uebergabe dieses Geschenkes geschah mit folgender einleitender Anrede: „Meiner und deiner Mutter und aller Angehörigen große Angst war Jahre lang diese, daß wir etwas angefangen hätten, was wir nicht zu Ende führen könnten. Nun aber ist mit Gottes Hilfe das Unternehmen so weit gediehen, daß es von unserer Seite großer Undank wäre, wollten wir an der weiteren Hilfe des Himmels zweifeln“. Diese Zuversicht hatte aber mein Vater aus der Unterredung mit dem Herrn Bürgermeister geschöpft, dem er, auf meine vorangegangene Anmeldung hin, sich vorgestellt hatte, um für die Unterstützung seines Sohnes den beiden Eheleuten den wärmsten Dank zu Füßen zu legen.

Soviel aus meinem Gymnasialleben in der Kreisstadt Leitmeritz.

IV.

1803 — 1806.

Nunmehr stehe ich vor dem Abschnitte meines Lebens, wo ich im Herbste 1803 nach Prag reiste, um daselbst meine Universitätsstudien zu beginnen. Mit mir reiste Kraus, mein Rivale in der Poesie. Derselbe hatte zwei erwachsene Schwestern, von denen die ältere einen Landkutscher geheirathet hatte. Dieser brachte uns Beide nach der Hauptstadt Böhmens, wohin er gerade ohnedies fahren mußte. Außer meinem Abgangszeugnisse, worin ich als Prämifer figurirte, hatte ich auch ein Schreiben des Bürgermeisters dem Gubernialsecretär zu überbringen. Darin sprach derselbe seine Zufriedenheit mit mir aus und fügte die Bitte bei, Herr Platzer möge jetzt an mir vollenden, was er vor drei Jahren mit mir begonnen. Von ihm und seiner Frau, die auf der Kleinseite der Stadt im Wallenstein'schen Palais wohnten, wurde ich freundlich empfangen und aufgefordert, mich auch täglich zum Mittagstisch bei ihnen einzufinden. Auch sorgte er für ein Quartier. Ob er etwas dafür zahlte, habe ich nicht erfahren können, so daß ich auf den Gedanken kam, es sei eine freiwillige Gabe armer Leute, einem armen Studenten zugestanden. Mein Quartierherr war nämlich ein Flickschneider, der neben diesem seinem Geschäfte in jeder Woche alle Häuser auf der ganzen Kleinseite mit der Armenbüchse ablief, was ihm sehr schwer fiel, da er an einem Krückenstocke gehen mußte. Seine Frau war ein sogenanntes Wasserweib, das mit der Wasserbutte sich sauer ihr Brot verdiente. Sie hatten ein einziges Kind, ein Mädchen, das die Nähschule besuchte. Alle Drei aber führten mit einander ein frommes und friedliches Leben. Ihre Ar-

muth war so groß, daß während des ganzen Winters kein anderes Feuerungsmaterial in den Ofen kam, als die Kohlen und Holzspäne, welche die Frau von den Dienstboten sich erbettelte, denen sie das Wasser zutrug. Ueber zu große Wärme in meinem Quartiere konnte ich mich daher nicht beklagen. Und doch war der erste Winter, den ich in Prag verlebte, ein sehr strenger. Ueberdies hatte ich jeden Tag einen Weg von einer halben Stunde nach dem in der Altstadt gelegenen Universitätsgebäude zurückzulegen; und auf das Frühstück konnte ich nur einen Kreuzer verwenden, der mir durch eine Unterrichtsstunde, die mir monatlich einen Thaler eintrug, zur Verfügung stand, da ich die zwei andern Kreuzer für das Abendbrot nöthig hatte. An dem Kleinseitner Brückenkopfe befand sich ein Bäckerladen, in welchem außer anderem Backwerke eine Art Roggenbrot verkauft wurde, das aus zwei aneinander gefügten Halbkreisen bestand, die sich ohne Messer leicht von einander trennen ließen. Beide waren gewöhnlich schon aufgezehrt, noch ehe ich den andern Brückenkopf an der Altstadt erreicht hatte, in dessen Nähe das colossale Crucifix stand, zu dem ich gar oft mit dem Seufzer andächtig emporblickte: „Dich, lieber Meister, hat am Kreuze gedürstet, mich hungert“.

Das geschah um 8 Uhr Vormittags; und erst in der zweiten Nachmittagsstunde konnte ich meinen Hunger nach Herzenslust stillen. Aber auch diese Freude sollte bald ein Ende nehmen. Die Zahl der armen Kostgänger im Hause Platzer's hatte sich nämlich vermehrt. Außer einer armen Waisen, die mit Frau Platzer verwandt war, und die ich zu Leitmeritz im Lesen und Schreiben unterrichtet hatte, hatte auch noch das Söhnchen eines andern armen Verwandten Aufnahme gefunden. Es saßen also täglich drei

Arme am Tische; und zudem mochte es in Prag theurer zu leben sein, als in Leitmeritz. So kam es, daß ich gar oft die Klage über zunehmende Theuerung hören, und zugleich die Erfahrung machen mußte, daß die Portionen, die mir von der gnädigen Frau vorgelegt wurden, immer kleiner ausfielen. Wenn nun auch Herr Platzer selber, so wie sein jüngerer Bruder, ein Beamter, der mit uns täglich zu Tische saß, nicht in die Klagen der Frau einstimmten, so verstimmte mich doch die Veränderung in dem Verhalten der letzteren.

Nun hatte ich mich aber gar sehr darauf gefreut, endlich einmal mich in der Lage zu befinden, mich ganz den Studien, besonders der Lectüre der griechischen Klassiker hingeben zu können. Täglich besuchte ich die kaiserliche Bibliothek, um mich daselbst unter Professor Titze's Anleitung mit den Reden des Isokrates und nach Professor Klar's Weisung mit den Dramen des Sophokles bekannt zu machen. Auch machte ich auf der Bibliothek die Bekanntschaft von czechischen Mitschülern, die auf anderen Gymnasien studirt hatten und uns Deutschen freundlich entgegenkamen. Diese hatten schon kleine Bibliotheken sich angelegt, sowohl von philosophischen als von poetischen Werken, die sie mir zu Gebote stellten. So lernte ich zuerst Goethe's und Schillers Werke kennen. Auch Tiedge's Urania, das große Lehrgedicht über Kant'sche Philosophie, das einer meiner Leitmeritzer Mitschüler, eines Einnehmers Sohn, sich gekauft hatte, wurde damals fleißig gelesen. Wir Beide haben an Creationstagen stundenlang im Schloßgarten auf dem Hradschin unsere Glossen gemacht und die schönsten Stellen aus derselben memorirt. Zu gleicher Zeit lieh ein Czeche mir Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, die mir so sehr gefielen, daß ich das Buch, da ich es

mir nicht kaufen konnte, fast ganz abschrieb. Dieser traulichen Muße und jener lieben Beschäftigung auf der Bibliothek mußte ich ein Ende machen, wenn ich den immer wiederkehrenden Klagen der Frau Platzer über Theuerung ausweichen wollte. Ich entschloß mich nämlich, die erste beste Erzieherstelle anzunehmen, um mir mein Brod ohne täglichen Vorwurf zu verdienen. Und die Gelegenheit, diesen Entschluß auszuführen, ergab sich bald. Als ich eines Tags aus der Bibliothek nach der Kleinseite ging, begegnete mir auf der Brücke ein Herr, der mich mit den Worten anredete: „Sind Sie es oder sind Sie es nicht?" Der Herr trug einen beborteten Hut, eine bebortete Weste und einen Hirschfänger an beborteter Kuppel. Ich kann, erwiederte ich ihm, dieselbe Frage an Sie richten: Sind Sie der herrschaftliche Oberjäger Will von Haida? „So ist es, lieber Günther"!

Ich muß hier bemerken, daß der Piarist Janke mir nach dem Tode Trauschke's auch bei Herrn Will einige Kosttage erwirkt hatte. Dafür hatte ich nichts zu thun, als dessen einzigem Sohne Anton, der ebenfalls die Klosterschule besuchte, bei seinen Arbeiten behilflich zu sein. Von diesem seinem Sohne erzählte mir nun Will, daß er ihn nach Prag gebracht habe, um, als zukünftiger herrschaftlicher Beamter, die Feldmeßkunst zu erlernen, und daß er ihn bei seinem Schwager, dem Münzwardein, untergebracht habe. Allein, setzte er hinzu, Sie kennen den Burschen von Haida her, daß er kein Freund vom Sitzen und Lernen ist, und daher dazu angehalten werden muß. Sie würden mir daher einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie ihn zuweilen besuchen und mit Rath und That ihm an die Hand gehen wollten. Denn sonst vergißt er auch noch, was er bereits in der Piaristenschule gelernt hat. Und wenn

Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht über ihn zukommen lassen wollten, so würde ich Ihnen dafür sehr dankbar sein. — Erfüllte ich nun auch nach Möglichkeit den Wunsch des Vaters, so doch ohne besonderen Erfolg. Das verwöhnte Muttersöhnchen war bereits in der Lebensweise eines Zierbengels so erstarkt, daß es sich um die Studien wenig kümmerte, und mich gar oft, namentlich an Sonn- und Feiertagen, unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen ließ.

Bei diesen Besuchen machte ich die Bekanntschaft des Erziehers der beiden Söhne des Münzwardeins, der ihn bei seiner Uebersiedelung von Wien nach Prag bestimmt hatte, bei der Familie zu bleiben. Er war ein freundlicher junger Mann, der seine medizinischen Studien noch nicht vollendet hatte, und gern mit anderen lernbegierigen Studenten sich unterhielt. Und da ließ er denn bei einer Besprechung meiner bisherigen Laufbahn die Aeußerung fallen, daß er zur Verbesserung meiner ungünstigen Lage etwas thun könne. Er sei nämlich von einem Münzbeamten vor einiger Zeit ersucht worden, für seine drei Knaben einen Erzieher zu ermitteln. Auch theilte er mir die Bedingungen mit. Ich solle nämlich Kost und Wohnung, letztere freilich in der Kinderstube, und ein monatliches Honorar von einstweilen fünf Gulden erhalten; auch würde ich täglich meine Vorlesungen besuchen können. Wenn Sie, bemerkte er, mit diesen Bedingungen zufrieden sind, so werde ich Sie alsbald dem Beamten vorstellen, und ich bin überzeugt, daß ich mit Ihrer Person Ehre einlegen werde. Und so geschah es. Ich wurde angenommen, und hatte mit dem Beginne der Ferien, am Schlusse meines ersten Universitätsjahres, einzutreten. Das waren die ersten Ferien, welche ich nicht unter dem Dache des elterlichen Hauses verlebte.

Vor dem Eintritt in das neue Verhältniß hatte ich den Austritt aus dem alten noch zu bestehen. Ich wartete auf eine Gelegenheit, bei der ich den Herrn Platzer unter vier Augen sprechen konnte. Diese fand sich an seinem Geburtstage, an welchem ich ihm eine von mir componirte Cantate überreichte, in der ich meinen Dank für seine väterliche Fürsorge auf meiner bisherigen Lebensbahn aussprach und auch auf seine anderweitigen Verdienste um die leidende Menschheit hinwies. Mündlich fügte ich hinzu, daß ich durch Gottes Fügung in den Stand gesetzt sei, ihm eine Last von seinen Schultern abzunehmen, indem ich eine Erzieherstelle bei dem Münzbeamten Herrn v. Klotz übernommen hätte. Diese Eröffnung befremdete ihn zwar, aber er machte mir keinen Vorwurf, sondern billigte meinen Entschluß, das menschliche Leben auch von dieser Seite kennen lernen zu wollen, da die Bücher allein den Menschen nicht gescheidt machten. Herr v. Klotz ist, fügte er hinzu, als ein gebildeter Mann und tüchtiger Beamter bekannt, hat sich auch vortheilhaft verheirathet, und es wird Ihnen in seinem Hause besser ergehen als unter den gegenwärtigen Umständen in dem meinigen. Mit der Versicherung, daß er auch in Zukunft sich meiner mit Rath und That annehmen werde, so oft ich seine Hilfe bedürfe, entließ er mich in gewohnter Freundlichkeit. Noch leichter machte mir, wie vorauszusehen war, die gnädige Frau den Abschied. Nur das Eine erbat sie sich von mir, daß ich in Begleitung meiner jungen Eleven mich öfter bei ihr sehen lassen möge. Das versprach ich ihr und hielt Wort.

In meine neue Lage fand ich mich bald und leicht, wozu ein Umstand das Seinige beitrug. Von den drei Knaben im Alter von zwei, vier und sechs Jahren befand sich näm-

lich der jüngste noch im Zimmer der Dienstboten, während die beiden älteren in meinem Zimmer schliefen. Alle drei waren liebe frische Kinder, die sich gerne bei mir aufhielten. Nun erbot ich mich, auch den jüngsten Knaben, der von seiner Wärterin nicht aufs beste behandelt wurde, ganz zu mir zu nehmen und zu besorgen. Durch dieses Anerbieten, das bereitwillig angenommen wurde, hatte ich mich bei den Eltern aufs beste empfohlen. Dazu kam noch, daß, als nach der Schlacht bei Ulm Prag von den Feinden bedroht erschien, die Münze mit ihrem ganzen Zubehör nach dem Riesengebirge geflüchtet wurde. An der Spitze der Flüchtlinge befand sich der Vater meiner Zöglinge. Und als er nach nicht langer Zeit aus der Kreisstadt Gitschin, wohin er sich mit seinem Amtspersonal geflüchtet hatte, zurückkehrte, konnte ich aus seinem Benehmen gegen mich schließen, daß er seine Frau gefragt, wie ich während seiner Abwesenheit mich gegen die Kinder benommen, und daß dieselbe mir das beste Zeugniß ausgestellt habe. Er überraschte mich nämlich mit dem Geschenke eines Rockes, den er mir aus einem bereits von ihm getragenen hatte herrichten lassen. Auch sprach er nicht selten Stunden lang mit mir über meine Privatlectüre, und freute sich über meine Neigung zum Studium der Geschichte. Da ich damals gerade Herder's Ideen zur Philosophie der Weltgeschichte von Neuem las, so meinte er, ich würde von dieser Lectüre mehr Gewinn haben, wenn ich vorher mich in einer Universalgeschichte umgesehen hätte; und zu diesem Ende gab er mir Abbé Millot's Universalgeschichte zu lesen, und bald darnach auch die periodische Schrift „der Biograph." Dagegen war er kein Freund von philosophischer Lectüre. Ich erfuhr das, als ich einmal Tiedge's Urania lobte, in welcher der Dich-

ter Kant's Postulate der praktischen Vernunft, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, meisterhaft behandelt habe. Von der Willensfreiheit wollte er gar nichts wissen, weil nach seiner Ansicht aus jedem Menschen werde, was die Umstände aus ihm machen; und dafür glaubte er den Beweis nach allen Richtungen hin in der Weltgeschichte zu finden. Und ich muß gestehen, daß diese deterministische Ansicht auch bei mir sich einzunisten begann, und zwar in Folge der Lectüre der Herder'schen Ideen. So erschien mir denn das ganze Drama der Weltgeschichte als ein Product der Nothwendigkeit, zu der sich die großen Männer und Reigenführer der Weltereignisse als die Schleppträger des Fatums verhielten. Und wie hätte auch ein junger Mann eine andere Ansicht gewinnen können, der in der sog. Einleitung zur Weltgeschichte, die drei Monate hindurch vorgetragen wurde, wohl viel über das Quellenstudium, aber keine Silbe über die Coefficienten der Weltgeschichte vernommen hatte? Wenn aber einem Jünglinge in der Periode seiner Mannbarkeit die Ueberzeugung von seiner Willensfreiheit und der damit verbundenen Verantwortlichkeit ins Wanken kommt, dann ist er schon auf der schiefen Ebene angelangt, deren Ende leicht vorauszusehen ist, die Herrschaft der Natur über den freien Geist.

Dazu gesellte sich noch Etwas, was mir den Inhalt von Tiedge's Urania hätte verleiden müssen, wenn der erste Eindruck dieses Lehrgedichts nicht jede prosaische Beredtsamkeit aus dem Felde geschlagen hätte. Häßler, mein Lehrer der griechischen Sprache zu Leitmeritz, war nämlich Professor am Kleinseitner Gymnasium zu Prag geworden. Diesen besuchte ich zuweilen, um mich mit ihm über meine philosophische Lectüre zu berathen. Er gab mir eine Einleitung

in die Logik von dem Franzosen Villaume, der die logischen Grundsätze durch Beispiele erläuterte, die größtentheils aus der heiligen Geschichte entnommen und darauf berechnet waren, den Wunderglauben zu zerstören. Bei dem inneren Zusammenhange aber, in welchem der Glaube des Jünglings an die Allmacht Gottes mit dem Glauben an die Freiheit desselben steht, ist es nicht zu verwundern, wenn der Schaden, den die absolute Freiheit erlitten, sich auch auf die relative Freiheit des Menschen erstreckte.

Kam ich mit Häßler auf meine Standeswahl zu reden, die ich im dritten Jahre der Philosophie treffen mußte, so nahm er keinen Anstand, vor dem Eintritte in den geistlichen Stand mich zu warnen. „Was wollen Sie," sagte er, „in einem Stande anfangen, in dem Sie von aller weiteren Ausbildung abgeschnitten sind, da einerseits Ihr Gehalt so gering ist, daß er kaum für Ihre Bekleidung hinreicht, während anderseits für die weitere Durchbildung des Theologen von Oben herab nicht gesorgt wird?" Und da damals von der Gründung vieler neuen Gymnasien im ganzen Gebiete des Königreichs Böhmen stark die Rede war (was auch ins Werk gesetzt wurde), so redete er mir zu, diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, und auf eine philologische Professur mich vorzubereiten, zugleich mit der Versicherung, daß ich auf seine Unterstützung rechnen könne. Viele meiner Mitschüler schlugen auch diesen Weg zu ihrer Versorgung ein; ich aber schreckte damals noch vor dem Gedanken zurück, meinen lieben Eltern den Gram zu bereiten, der Erfüllung ihres Herzenswunsches untreu geworden zu sein.

In dieser Zeit dachte ich oft an den Regimentskaplan zu Leitmeritz, der mit seinem geistlichen Stande eine seltene

Bildung verband, und den ich dadurch näher kennen gelernt hatte, daß Häßler mich dazu auserwählt hatte, ihm die platonischen Schriften zu überbringen. Und nun faßte ich mit einem meiner Mitschüler, Hübner von Reichenberg (einem Jüngling von mehr als 6 Fuß Länge, der später Arzt wurde, aber bald darauf starb, und der ebenfalls für den geistlichen Stand von Haus aus bestimmt war, aber keine Lust hatte, Landpfarrer zu werden) den Entschluß, bei dem Feldsuperior des Königreichs mich zu melden. Die Aufgenommenen erhielten während der Dauer ihrer Studien ein Stipendium von 300 Gulden, und hörten mit den erzbischöflichen Seminaristen an der Universität die theologischen Vorlesungen. Leider wurde aber bei unserer Anmeldung uns erklärt, daß nach einer neuen Verordnung die Feldkapläne in Zukunft von den Ordensvorstehern geliefert werden sollten. Auf diesen unverhofften Bescheid hin nahmen wir uns vor, nicht gegen unsere Neigung in den geistlichen Stand einzutreten.

Zwischen diesem Entschlusse und seiner Ausführung lag aber für mich noch ein ganzes Jahr, das dritte der Philosophie. In diesem wurde die Moralphilosophie vorgetragen, so daß auf die Denkgesetze (in der Logik) und die Naturgesetze (in der Physik) die sittliche Gesetzgebung folgte. Ueber diese dreifache Legislation in Beantwortung der Frage: wie kommt der menschliche Geist zu jenen Gesetzen im Denken und im Handeln? hinauszugreifen, wäre nun die Aufgabe einer Metaphysik gewesen, die auch vormals (nach Wolff) gelesen wurde. Aber man hatte sie später abgeschafft und an ihre Stelle die Religionsphilosophie gesetzt, und zwar nach Anleitung des Handbuchs des damaligen Hofburgpfarrers Frint. Die Absicht war löblich: der akademischen Jugend

sollte wie in andern Zweigen des Wissens so auch im Gebiete der Religion zu einer möglichst gründlichen Erkenntniß verholfen werden, damit sie nicht in Unglauben verfallen. Aber in der Ausführung derselben hielt sich der ehrenwerthe Verfasser ganz und gar an das Grunddogma der alten Scholastik über das Verhältniß von Wissen und Glauben. Unser erster Professor der Religionsphilosophie war ein junger Mann aus der Prager Erzdiözese, Bernhard Bolzano, der für ein mathematisches Talent galt. Trotz seines guten Rufs hatte er doch anfangs einen schweren Stand gegenüber seinen Zuhörern im dritten Jahrgange der Philosophie. Denn wir betrachteten die neue Religionsphilosophie nur als einen höheren katechetischen Unterricht, und nannten deshalb auch den neuen Professor nur den Katecheten. Dazu kam noch, daß Bolzano das Frintische Lehrbuch, obwohl es als Handbuch noch nicht von der Studienhofcommission vorgeschrieben war, doch seinen Vorträgen zu Grunde legte, und daher als bloßer Nachbeter Frint's verschrieen werden konnte. Von dieser Ansicht kamen jedoch die tüchtigeren Studenten bald zurück, da Bolzano den Inhalt des Lehrbuchs kritisch behandelte, wodurch aber letzterer nicht an Ansehen gewann. Ueberdies zeigte sich der Katechet in seinen Exhorten, die er an Sonn- und Feiertagen in einem Universitätssaale für alle drei Jahrgänge hielt, als einen strengen Sittenprediger, der gegen die damals herrschende Wüstheit und Unfläthere der Studenten schonungslos zu Felde zog. Und das war kein Mittel, um sich die Gunst der wohlhabenden Wüstlinge zu erwerben; die Edlern und Einsichtsvollern aber zog er mehr und mehr auf seine Seite; ja nicht Wenige von ihnen verdankten ihm ihre Rettung aus den Schlingen des Lasters, die sein scharfes Raisonnement zu durchschneiden verstand.

Kurz, der Einfluß des jungen Priesters und Professors auf die sittliche Haltung der Studenten war im Großen und Ganzen damals schon ein nicht geringer, wurde aber in späteren Jahren, in denen ich nicht mehr zu Prag studirte, noch bedeutender, wie Augenzeugen mir mittheilten. So hörte ich von Fichtner, Professor am Kleinseitner Gymnasinm und vormals mein Mitschüler unter Bolzano, daß die Exhorten desselben aus dem Hörsaale der Universität in die Salvatorkirche hätten verlegt werden müssen, weil der Zudrang der Zuhörer, sowohl aus dem Bürger- als dem Militärstande immer größer wurde, und zu der Anhörung der Predigt auch noch der Empfang der Sakramente hinzukam.

Dessenungeachtet war Bolzano's Endschicksal ein trauriges. Er wurde des Rationalismus und der Heterodoxie beschuldigt, und bei dem erzbischöflichen Consistorium der Proceß gegen ihn anhängig gemacht. Die Folge davon war, daß er, nachdem er 15 Jahre lang, 1805 bis 1820, die Professur begleitet und seine Erbauungsreden gehalten, mit einer Pension von 300 fl. seines Amtes entsetzt wurde. (Das Ausführliche hierüber sowie Bolzano's Autobiographie ist zu finden in der Schrift „Lebensbeschreibung des Dr. B. Bolzano 2c. Neue Ausg. Mit Bildniß. Wien, 1875. W. Braumüller, die von einem seiner Schüler verfaßt wurde*).

Ich hatte das Glück, in persönliche Beziehung zu Bolzano zu treten, was leicht zu erreichen war, da seine Wohnung zu jeder Stunde den Studenten offen stand, und ich ganz in der Nähe derselben wohnte. Einstmals eröffnete ich ihm, daß ich bei meiner geringen Ueberzeugung von der

---

*) Vergl. noch über Bolzano: Löwe „Joh. Em. Veith." Wien, 1879. Verlag von W. Braumüller. S. 12—18.

Nothwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung nicht zu dem Entschlusse kommen könne, mit dem Beginne des nächsten Schuljahrs in die theologischen Studien einzutreten, wiewohl das der Wunsch meiner Eltern sei, und bat ihn um seinen Rath. Da fragte er mich: ob ich denn so wenig Vertrauen in das vierjährige Studium der Theologie setze, daß dasselbe mir zu der Ueberzeugung, die mir jetzt noch fehle, verhelfen werde? worauf ich ihm erwiederte: ich habe die eine Furcht, daß ich nach vier Jahren mir die Weihen geben lassen werde auch ohne gewonnene Ueberzeugung, um nicht Zeit und Mühe umsonst vergeudet zu haben. Darauf billigte Bolzano meinen Entschluß, Jurisprudenz zu studiren, indem er bemerkte: „Das Sicherste ist freilich das Beste, und die Ueberzeugungen lassen sich nicht über das Knie brechen, am wenigsten in der Seelsorge auf dem Lande, wo der Einzelne sehr selten in der Lage ist, sich wissenschaftlich fortzubilden. Und endlich, was könnte Sie davon abhalten, auch als fertiger Jurist noch in den geistlichen Stand einzutreten, in welchem Sie dann Ihre errungene Einsicht auf höhere Zinsen anlegen werden?" Auf meine ihm schon bekannten religiösen Zweifel ließ er sich nicht ein. Dieselben betrafen aber, wie gesagt, hauptsächlich die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung wegen der Unzulänglichkeit der natürlichen, als bloßer Vernunftreligion. Es ist leicht möglich, daß er als noch junger Mann damals blos mit der ursprünglichen symbolischen Ansicht Kant's vom Sohne Gottes als Welterlöser bekannt war, von der er voraussehen konnte, daß sie mir meinen Zweifel nicht beseitigen würde. Hätte er auch die spätere Ansicht der Kantianer gekannt, wonach auch der sittliche Mensch nie auf einen Ueberschuß der Tugend zur Tilgung seiner früheren

Schuld rechnen könne, so würde er wohl sich veranlaßt gesehen haben, mir dieselbe mitzutheilen*).

V.

1806 — 1809.

Diese Rücksprache mit Bolzano bestärkte mich in meinem Vorhaben, einstweilen die juristischen Vorlesungen zu hören. Daran schloß sich sehr bald der weitere Entschluß: mich für die Zeit der absolvirten juristischen Studien um eine Patronanz umzusehen. Herr v. Klotz nämlich ließ wiederholt bei seinen Gesprächen durchblicken, daß es sehr schwer halte, beim Münzwesen ein Unterkommen zu finden, während ich von Professor Häßler erfuhr, daß eine Erzieherstelle vacant werde im Hause eines Beamten bei den böhmischen Ständen, des Freiherrn v. Bretfeld, der seinem bisherigen Erzieher eine Anstellung bei dem neuorganisirten Criminalgerichte zu Leitmeritz verschaffen werde. Um diese Erzieherstelle bewarb ich mich, und erhielt sie durch die Befürwortung Häßler's und Platzer's. Wie oft aber habe ich in meiner neuen Stellung mit Wehmuth an meine drei Knaben im Klotz'schen Hause zurückgedacht, denen mein Austritt bis zum letzten Augenblick verschwiegen werden mußte! Jetzt hatte ich zwar nur einen Zögling von zehn Jahren, der mir aber mehr zu schaffen machte als jene drei. Er war nämlich das einzige und sehr verzogene Kind, das jede seiner Launen bei den Eltern durchzusetzen wußte; ein abgesagter Feind alles Lernens,

---

*) Ungünstiger urtheilte Günther später über Bolzano. Im April 1851 schrieb er an Prof. Ehrlich: „Wer kann in unseren Tagen zu der seichten rationalistischen Fahne der Bolzanisten schwören?“

aber desto größerer Freund von Vergnügungen aller Art. Und daran fehlte es nicht; allwöchentlich wurden in und außer dem Hause des Barons v. Bretfeld Spielgesellschaften gegeben, bei denen der Knabe nie fehlen durfte. Darum, ob derselbe etwas lerne, kümmerten sich Vater und Mutter nicht; sie waren zufrieden, wenn ihr Söhnchen sich nur nicht über seinen Hofmeister, was freilich nicht selten geschehen mochte, beklagte. Denn ich merkte gar bald, daß ich für Beide, Vater und Mutter, keine persona grata sei.

Auch währte es nicht lange, so führte ein unschuldiger Vorfall das gespannte Verhältniß zwischen den Eltern und mir zum offenen Bruche. Ich hatte nämlich meinem Zöglinge, der nur durch die Aussicht auf Vergnügen zum Lernen zu bestimmen war, einmal versprochen, mit ihm auf der Moldau einen Ausflug nach Wyšehrad zu machen. In gleicher Weise hatte ich wiederholt gehandelt, ohne daß die Eltern es gerügt hätten. Diesmal aber kam ich mit dem Knaben etwas später nach Hause zurück, als es früher geschehen war. Es war nach zehn Uhr Abends, als wir ankamen. Zum Unglück war die Herrschaft, die sonst noch später aus ihren Gesellschaften zurückzukehren pflegte, schon voraus eingetreten. Und nun brach ein gewaltiger Sturm über mich los, der mit der Kündigung meiner Stelle endete. Anfangs glaubte ich nicht an den Ernst derselben. Den Vater kannte ich als einen wohl heftigen, nicht aber als einen unversöhnlichen und hartherzigen Mann. Auch konnte der Knabe, wenn man ihn ausfragte, nichts Schlimmes über unsern Ausflug berichten. Ich war nämlich mit Commilitonen in einem Bierhause an der Moldau zusammengetroffen, wo wir, wie das öfter geschah, Lieder einstudirten. Ich erwartete daher einen baldigen Umschlag zum Bessern in der Stimmung

der Eltern. Aber ich täuschte mich, es blieb bei der Aufkündigung. Und in dem Bewußtsein, keinen schlechten Streich ausgeführt zu haben, that ich keinen Schritt, um der Sache eine andere Wendung zu geben. Doch hätte ich vielleicht noch Andere um ihre Vermittelung angesprochen, wenn sich mir nicht unerwartet die Thüre zu einem neuen und besseren Unterkommen geöffnet hätte. Ein Studirender der Medizin, Namens Volk, ein Würzburger, der unsere Kränzchen zu besuchen pflegte, richtete eines Tages die Frage an uns, ob Keiner Lust habe, eine Erzieherstelle auf dem Lande anzutreten. Er sei beauftragt, einen jungen Mann für dieses Amt zu suchen. Ich ging sogleich auf den Antrag ein unter der Bedingung, daß mir Zeit übrig bleibe zur Fortsetzung meiner juristischen Studien, und daß ich wenigstens einmal im Jahre nach Prag reisen dürfe, um das Privatexamen zu machen. Volk brachte mir sehr bald das erwünschte Zugeständniß, da der Vater meiner künftigen Zöglinge auf einer Durchreise nach Triest sich gerade in Prag befand.

Es war dies der Baron Johann v. Silberstein, der zu Arnau im Riesengebirge ansässig war, wo er Leinwandfabriken und Bleichereien besaß. Volk erzählte mir auch, daß der Baron, als er meinen Namen Günther gehört, ihm aufgetragen habe, mich zu fragen: ob ich nicht aus der Gegend von Haida bei Böhmisch-Leipa stamme, und ob ich nicht seine verstorbene Frau, eine geborene Günther, gekannt habe? Darüber konnte ich meinem Zwischenhändler folgende Auskunft geben: Ich bin nicht in Haida, sondern im nahen Lindenau geboren, aber ich habe in der Piaristenschule zu Haida studirt, und zwar gerade zu der Zeit, als der Herr Baron eine von den zwei schönen Töchtern der Witwe Günther heirathete. Und Sie können dem Herrn

Baron erzählen, daß ich an der Hochzeitstafel servirt hätte. Da ich nämlich im Hause seiner Schwiegermutter einen wöchentlichen Kosttag hatte, so wurde ich ersucht, am Tage der Hochzeitsfeier auszuhelfen. Sehr bald brachte mir Volk die Nachricht zurück, daß der Baron über diese Mittheilung sich gefreut habe, weil er daraus die Hoffnung schöpfe, daß ich mich seiner Kinder liebevoll annehmen werde. Vorgestellt wurde ich aber damals dem Baron nicht, weil derselbe sofort von Prag weiter reiste. Dagegen trug er dem Volk, den er in Arnau, wo jener die Ferien bei einem Kaufmann Werner zuzubringen pflegte, kennen gelernt hatte, auf, für meine baldige Uebersiedelung nach Arnau Sorge zu tragen. Und da gerade einige Studenten einen Ausflug ins Riesengebirge machten, so schloß ich mich ihnen bis nach Trautenau an, von wo ich nur noch eine Poststation nach Arnau hatte.

Unter andern Verhältnissen wäre diese Reise in Gesellschaft von drei munteren Touristen eine sehr angenehme für mich gewesen; aber der Gedanke, von Prag und seiner Universität, von meinen Mitschülern und dem wissenschaftlichen Umgange mit ihnen auf längere Zeit so weit entfernt zu sein, so wie die Furcht, wie es mir ergehen werde, wenn dem Herrn v. Silberstein seine Zusicherung, einmal im Jahre mich nach Prag reisen zu lassen, unausführbar erscheinen sollte, weil seine Kinder während meiner Abwesenheit ohne Aufsicht und Unterricht blieben, drückten schwer auf meine Seele. — Als ich in der Stadt Arnau angekommen und im Gasthaus abgestiegen war, trat zu meiner freudigen Ueberraschung Studiosus Volk mir entgegen. Er war, ohne mir ein Wort davon zu sagen, mir vorausgeeilt, indem er eine Einladung des Kaufmanns Werner angenommen hatte. Sehr bald machte er mich mit Herrn Schmidt,

meinem Vorgänger im Hause des Barons, bekannt, den dieser auf seinen Wunsch ins Handelsgeschäft aufnahm, wodurch eben der pädagogische Posten für mich frei geworden war. Schmidt, eines Müllers Sohn, war früher in den Piaristenorden eingetreten, hatte aber dann die Stelle eines Hofmeisters bei Silberstein übernommen, die er jetzt mit dem Dienste eines Commis in der Großhandlung vertauschte. Er stellte mir meine neuen Eleven vor, zwei Knaben von zehn und acht, und zwei Mädchen von vier und sechs Jahren. Das älteste Mädchen und der jüngste Knabe glichen sehr ihrer seligen Mutter. Und als nun Schmidt den Kindern eröffnete, daß ich der neue Hofmeister sei, da freute ich mich mehr über die Freude, die auf ihren lieben Gesichtern sich abspiegelte, als über die neue Welt, in die ich mich plötzlich versetzt sah.

Die Leinwandfabrikation im Riesengebirge stand in hohem Flor, besonders seitdem sie durch den Krieg zwischen Preußen und Frankreich an den Schlesiern ihre Rivalen verloren hatte. In Folge davon waren auch viele Handlungsbeamte aus Schlesien nach Böhmen gekommen und hatten hier ein Unterkommen gefunden. Die Bildung derselben übertraf weit die gewöhnliche unserer Handlungsdiener, und ich machte sehr bald die Bekanntschaft derselben. Es wurde in allen Handlungshäusern viel verdient, aber auch viel verpraßt; und da wäre denn für mich eine große Versuchung vorhanden gewesen, der Zerstreuung und dem Genusse mich in die Arme zu werfen, wenn nicht gerade das Schicksal dieser gebildeten Ausländer mich auf die Hauptsache, die errungene Bildung, hingewiesen hätte. Auch mein Baron, obwohl er nicht studirt, sondern in den Handelsgeschäften zu Hamburg sich seine Bildung erworben hatte, hielt viel auf ausgebrei-

tete Kenntnisse, was schon seine Bibliothek verrieth. In derselben fand ich viele treffliche Schriften über Physik und Naturgeschichte, die mich um so mehr interessirten, als ich im zweiten Jahre der Philosophie, in welchem die Physik der Hauptgegenstand der Studien war, wenig profitirt hatte. Die Schuld davon trug vorzüglich der Umstand, daß nach der neuen Schulordnung die Vorträge über Logik und Physik in lateinischer Sprache gehalten wurden. Unser Professor der Physik aber, der als vormaliger Oberfeuerwerker bei der Artillerie den Concurs in der Physik bestanden und die Professur erhalten hatte, war genöthigt, jede seiner Vorlesungen vorher ins Lateinische zu übersetzen, was ihm, dem nicht mehr jungen Manne, um so schwerer geworden sein mag, als er schon als Studiosus kein großer Lateiner gewesen zu sein scheint. Und so kam es, daß über Optik, Dioptrik, Katoptrik u. s. w. nur Vorlesungen gehalten wurden, die wir nachschrieben.

Auch für meine philosophischen Studien sorgte der Zufall. Dem Baron wurde nämlich von der Widmann'schen Buchhandlung alljährlich ein Verzeichniß neu erschienener Bücher zugeschickt. Dieses gab er mir einmal mit dem Bedeuten, das Wichtigste aus demselben für seine Bibliothek anzumerken. Da fand ich nun ein Wörterbuch über Kantische Philosophie von Lossius; das unterstrich ich, mehr für meinen Gebrauch, als für den des Barons, von dem ich wußte, daß er nie Philosophie studirt hatte. Wie überraschte er mich aber, als er mir nach kurzer Zeit dieses Buch zum Geschenk machte! Dasselbe hatte für mich um so größeren Werth, weil es sich nicht auf Kant beschränkte, sondern auch Fichte berücksichtigte. Von diesem Buche kann ich ohne Uebertreibung sagen, daß es Epoche in meinem

Leben gemacht habe. Was ich in Tiedge's Urania nur im Wiederscheine der Poesie erblickt, und was ich in den Vorlesungen über Moral nur fragmentarisch vernommen hatte, hier lag der ganze Inhalt offen vor mir, und dazu mit einem Schlüssel versehen, der mir das Verständniß erleichterte. Bald darauf wurde ich auch mit Schelling's Weltseele, und also schließlich mit den drei großen Repräsentanten der deutschen Philosophie seit Wolf bekannt.

Die letztere Bekanntschaft machte ich in folgender Weise. Zur Herrschaft Arnau, deren Besitzer damals Graf Deijm war, gehört auch das nahegelegene Gut Neuschloß. Dieses auf einem Hügel am rechten Elbeufer gelegene Schloß war von der Gräfin, einer gebornen Schaffgotsch, und einer Schwester derselben bewohnt, welche einen englischen Cavalier geheirathet hatte, der in österreichische Dienste getreten war. Beide Frauen waren Liebhaberinnen des Privattheaters, und boten Alles auf, um dasselbe in Schwung zu bringen. Der Graf selber berief am Ende des Semesters Leute von Prag nach Neuschloß, die den beiden Frauen mit Rath und That an die Hand gehen sollten. Unter diesen befand sich der Med. Dr. N. Bernt, welcher später durch die Protection des Grafen Professor der polizeilichen Medicin an der Wiener Universität wurde. Mit diesem Doctor machte ich Bekanntschaft in der Stadt Arnau, in welcher der Graf ebenfalls ein Schloß besaß, das seine Oekonomiebeamten bewohnten, und in welchem gewöhnlich die Werbung des Theaterpersonals stattfand, wozu auch ich mich unter freudiger Zustimmung meines Barons verwenden ließ. Dr. Bernt war aber ein Anhänger der Schelling'schen Speculation, und verstand sich gerne dazu, mich in das Verständniß der Schelling'schen Weltseele einzuführen. Hiedurch war auch dafür gesorgt, daß

ich nicht vollends in ein zerstreuendes Vergnügungsleben hineingezogen wurde. Wenn ich überdies noch bedenke, daß in demselben Jahre, in welchem ich mich im Riesengebirge befand, zu Prag das sogenannte Studentenchor errichtet wurde, das zwar nur aus Freiwilligen bestand, die aber verführte Freiwillige waren, so kann ich der Vorsehung nicht genug danken, die mich in diesem verhängnißvollen Jahre nur einmal nach Prag kommen ließ, um das Examen in dem römischen Rechte zu machen, das ich zur vollen Zufriedenheit des Examinators bestand.

Bedeutsam für mich war auch folgender Vorfall.

Wiederholt hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wie ich wieder nach Prag zurückkommen könne für den Fall, daß ich die Erfahrung machen würde, daß meine juristischen Studien, die ich zu Arnau nur privatim, ohne alle und jede Unterstützung von Seite der Professoren und der Mitschüler, betreiben konnte, Schaden nehmen würden. Es fügte sich aber, daß ich ohne Zerwürfniß mit Herrn v. Silberstein nach Prag zurückkam, und zwar schneller, als mir anfangs lieb war. Die beiden Brüder, Johann und Joseph v. Silberstein, waren mit ihrem alten Vater, dem die beiden Herrschaften Wildschütz und Hermannseisen gehörten, in einen schweren Prozeß verwickelt worden, und dies durch einen Oberbeamten, den sie selber in den Dienst des Vaters gebracht hatten.

Nun wohnten die zwei Advokaten, welche für die Söhne den Prozeß, bei dem es sich um eine Verkürzung ihrer Erbschaft handelte, führten, in Prag; und mein Herr, der Baron Johann, hielt es für rathsam, einstweilen mit seiner Familie nach Prag überzusiedeln. So kam auch ich nach Prag, und brauchte nicht wieder nach Arnau zurückzukehren,

wohin mich auch nichts mehr zog seit dem Prozeß zwischen den Söhnen und dem Vater. Dieser hatte mir, wenn ich mit meinen beiden Zöglingen mich zur Beglückwünschung bei seiner Geburts- und Namenstagsfeier bei ihm einfand, mit großer Selbstzufriedenheit wiederholt erzählt: wie er als Färbergesell mit einem Ducaten in der Tasche in die Stadt Arnau gekommen, wie er daselbst die Rosafärbung erfunden, und wie er die erste Lieferung der Rosaleinwand auf einem Schiebkarren nach der Wiener Messe gebracht, und später, von dem hilfebereiten Kaiser Joseph unterstützt, das Geschäft im Großen betrieben habe, in Folge dessen er die zwei kaiserlichen Herrschaften käuflich an sich gebracht, und in den Adelsstand erhoben worden sei. Fortuna, dachte ich, audaces iuvat (das Glück begünstigt die Kühnen). Die Erfahrungen aber, die ich damals schon gemacht hatte, legten mir auch den Zusatz auf die Zunge: audaces perdit, si absque conscientia recti vivunt. (Das Glück richtet die Kühnen zu Grunde, wenn sie nicht auf die Stimme des Gewissens achten). Und damit stand in Flammenschrift Kant's kategorischer Imperativ vor meiner Seele.

Ich befand mich also wieder in Prag, und unter angenehmeren Verhältnissen als zuvor. Der Baron bezog anfangs mit seinen zwei Söhnen und mir eine Wohnung im Gasthofe zum rothen Hause in der Altstadt. Später kaufte er ein Haus in demselben Theile der Stadt, das er mit seiner ganzen Familie bezog. Auch einen Theil seiner Geschäftsführung verlegte er in dasselbe unter der Leitung meines Vorgängers, Joh. Schmidt, den er hatte heirathen lassen, bevor er ihn nach Triest schickte, um sich für das ihm neue Geschäft auszubilden.

Dieser junge Ehemann warnte mich, für mein Fortkommen von der Güte des Barons nicht zu viel zu erwarten.

Letzterer hatte mir nämlich wiederholt in Aussicht gestellt, daß er mir nach absolvirten Studien eine Stelle als Justizbeamter auf der Herrschaft seines Vaters verschaffen werde. Dieser Antrag war nun allerdings nicht zu verschmähen; auch deshalb nicht, weil ich zu Arnau die Tochter einer Witwe kennen gelernt hatte, die ihr ansehnliches Vermögen in dem Handelsgeschäfte des Barons angelegt hatte, und mich freudig als ihren Schwiegersohn begrüßt haben würde. Freund Schmidt aber rieth mir, von diesem Vorhaben ganz abzustehen. Denn, meinte er, wie der Baron bereits gewillt ist, seine zwei Töchterchen in einem Erziehungsinstitut unterzubringen, so wird er auch bald einen ähnlichen Schritt in Beziehung auf seine Söhne thun. Du aber kannst dann ohne Weiteres gehen, woher du gekommen. Siehe dich daher bei Zeiten vor! Diesen wohlgemeinten Rath befolgte ich bei einer sich bald darbietenden Gelegenheit. Einer meiner Mitschüler, der in der Kanzlei eines angesehenen Advokaten prakticirte, eröffnete mir nämlich, daß sein Principal von dem Inspector des Grafen Thun angegangen worden sei, ihm einen Erzieher zu besorgen. „Und (fügte er hinzu) ich zweifle nicht daran, daß du angenommen werden wirst, wenn der Inspector dich dem Grafen vorstellt.“ Zugleich machte er mich mit den Verhältnissen im gräflichen Hause bekannt. Die Zöglinge, die ich erhalten sollte, waren aus zweiter Ehe, die der Graf mit der Tochter seines Oberbeamten auf der Herrschaft Klösterle im Saazer Kreise an der Eger eingegangen war. Diese Mesalliance hatte den Grafen veranlaßt, seinen Wohnsitz von Prag nach Wien zu verlegen. Aus dieser Ehe stammten drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, wovon der älteste zehn Jahre zählte und schon das Gymnasium besuchte. Ein Sohn aus

der ersten, standesmäßigen Ehe lebte ebenfalls im Hause des Grafen. Nach der Schlacht bei Regensburg siedelte die Familie von Wien wieder nach Prag über. Der Erzieher der jungen Grafen in Wien aber hatte sich ausbedungen, nach geschehener Uebersiedelung wieder nach Wien zurückkehren und nur so lange noch in Prag bleiben zu dürfen, bis ein Stellvertreter für ihn gefunden sei. Und so geschah es nach meinem Eintritte ins Haus, in welchem wir uns noch kennen lernten. Er hatte den ältesten Sohn aus zweiter Ehe so weit gebracht, daß derselbe das Privatexamen für die III. Klasse des Gymnasiums bestand. Für den Sohn aus erster Ehe, der zum Militärstande bestimmt war, hatte er nur eine passende belletristische Lectüre zu besorgen gehabt. Diese Arbeit hatte ich fortzusetzen, und dabei schlug ich denselben Weg ein, den ich für meine Person zurückgelegt hatte. Ich gab ihm nämlich die Urania von Tiedge in die Hand, die ich jetzt, nachdem ich das Wörterbuch von Lossius gelesen, zu commentiren im Stande war. Ich hatte mir nämlich bei dieser Lesung die Grundbegriffe der kritischen Philosophie in die Form von Fragen gebracht, um meine Beantwortung derselben mit dem Inhalte des Wörterbuchs zu vergleichen und dadurch zu erfahren, was mir zum vollen Verständniß des letzteren noch fehle. Diese meine einzelnen Ausarbeitungen konnte ich nun leicht zu einem Ganzen verbinden, und dadurch kam ich zu einer Uebersicht des Kriticismus, die mir bei der Erklärung der Urania gute Dienste leistete. Ein anderes Buch, welches mir im Hause des Barons in die Hände gefallen, waren Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften." Auch von diesem Buche kann ich sagen, daß es Epoche in meinem Leben gemacht habe, wie das Wörterbuch und wie

noch ein drittes Buch, das ich erst in Wien kennen lernte, und das die Vorlesungen über die neue Staatskunst von Adam Müller enthielt. Herr v. Schubert benützte nämlich jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um ein Wort zu Gunsten des positiven Christenthums fallen zu lassen. Jedes derartige Wort war aber für mich ein Labsal. Je weniger ich nämlich als Physiker von der Tagseite der Natur erfahren hatte, um so überraschender war es für mich, wenn die Nachtseite derselben etwas mehr von Christus auszusagen wußte als die Urania, die in ihm blos „den höheren Sokrates der Christen" erblickt. Kurz jeder Gedanke, der mich darin bestärkte, daß das positive Christenthum, in der Lehre und in dem Leben seines Stifters, mehr sei als ein bloßes Complement und ein Lückenbüßer der natürlichen Religion, die zum ewigen Heile der Menschen nicht ausreiche, war stets höchst willkommen für denjenigen, welchen diese weder kalte noch warme Ansicht von dem Eintritte in die Theologie und in den Priesterstand abgehalten hatte*).

*) In dem früher schon (S. 14) angeführten Briefe G.'s an Baltzer vom 31. October 1857 heißt es weiter: „Leider war die Schule (Gymnasium und Universität) mächtig genug, mich um die christliche Wahrheit zu bringen, aber doch nicht um das Liebeskapitel zum Herrn in meinem Herzen. Dieser Mutterpfennig ließ mich nicht ruhen, bis ich die christliche Wahrheit in meine Gewalt gebracht hatte und von da aus selbst im Stande war, das gesammte Wissen zu restauriren. Dieses Unternehmen hat mir freilich nichts Anderes eingetragen als eine Lapidation von Seite des hohen Raths in Jerusalem. Allein wer kann mir verbieten, mit Stephanus zu rufen: video coelos apertos et Jesum stantem ad dexteros Dei. (Ich sehe die Himmel offen, und Jesum stehen zur Rechten Gottes). Die h. Kirche fügt in einer ihrer Antiphonien hinzu: Beatus homo, cui coeli patebant. („Selig der Mensch, dem die Himmel offen standen.")

Bei dieser meiner Anschauung konnte ich nicht der Versuchung unterliegen, in Gesprächen über religiöse Dinge den Freigeist zu spielen, was im gräflichen Hause nicht zu meiner Empfehlung gedient haben würde. Die Familie war nämlich schwer heimgesucht durch das anhaltende Siechthum des geliebten Grafen. Er starb schon im Sommer des Jahres 1810 auf dem Schlosse in Klösterle, wohin er, begleitet von seinem Arzte und einem alten Kammerdiener, im Frühjahre seine letzte Reise angetreten, und wohin er auch seine Familie hatte nachkommen lassen, um von ihr bald auf immer Abschied zu nehmen. Er starb aber vor der Unterzeichnung des Contractes, auf den ich nach dem Wunsche der Gräfin eingegangen war, und nach welchem ich die Erziehung ihrer Kinder gegen eine lebenslängliche Pension vollenden sollte. Und so scheiterte auch dieser dritte Plan für meine zukünftige Versorgung als Jurist.

VI.

1810 — 1814.

Von nun an fuhr mir manchmal die Frage durch den Kopf: ob ich nicht doch übereilt gehandelt hätte, als ich dem geistlichen Stande gegen den innigsten Wunsch meiner Eltern den Rücken zukehrte? Es währte aber nicht lange, da konnte ich mir auf diese Frage eine entscheidende Antwort geben und dieselbe auch Andern mittheilen. Vor der Hand erhielt die Witwe von dem Testamentsexekutor und Vormund zu Wien die Weisung, im Spätherbste sich mit der ganzen Familie wieder nach Wien zu begeben. Mich ersuchte sie, mitzureisen; und wenn es mir in der alten Kaiserstadt nicht gefallen sollte, so werde sie die Kosten meiner Rück-

reise nach Prag bestreiten. Sie hatte wohl darauf gerechnet, daß es mir in Wien gefallen und ich daher gerne dort bleiben würde. Das war aber nicht der Fall, was selbst meine Mitschüler, die ein Jahr früher von Prag nach Wien gezogen waren, und die ich alsbald aufgesucht hatte, befremdete; warum aber? weil sie den Prager Burschen schon bis aufs Hemd ausgezogen hatten. Denn so oft ich einen von ihnen ersuchte, mich als einen Fremdling auf ihrer gemeinsamen Kneipe einzuführen, erhielt ich stets zur Antwort: solche Zusammenkünfte seien hierorts nicht Mode. Denn der Einzelne, der in eine adelige oder bürgerliche Familie als Erzieher eingetreten sei, werde von dieser selber so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht, wie zu Prag, in einem besonderen Lokale mit seinen Mitschülern zusammentreffen könne. An die Stelle solchen Kneipbesuchs träten in Begleitung der Hofmeister die Soireen der jungen Leute, sowohl in adeligen als in bürgerlichen Häusern. Nur Einzelne unter jenen seien in der Lage, auch noch engere Zirkel für ihren Privatumgang zu schließen.

Diese Lebensweise war mir aber herzlich zuwider. Zwei Prager Mitschüler aus der Zeit der Philosophie, die gegenwärtig in Wien das medizinische Studium fortsetzten*),

---

*) Diese Mitschüler waren der schon erwähnte Hübner und Joh. Em. Veith. Letzterer war zugleich mit dem vier Jahre älteren Günther in das philosophische Studium zu Prag eingetreten, und beide blieben Studiengenossen während der Zeit dieses dreijährigen Lehrkurses. Ein engeres Band verknüpfte sie aber in dieser Zeit noch nicht. Später verloren sich beide zeitweise aus den Augen, und erst im Jahre 1828, als Günther seine „Vorschule“ herausgegeben hatte, steigerte sich in Folge des Interesses, das Veith, der damals noch in der Congregation der Redemptoristen sich befand, an der Günther'schen Speculation

hatten eine gute Stunde weit zu gehen, wenn sie von der Alservorstadt aus mich besuchen wollten, da ich in der Vorstadt Landstraße dem sog. schwarzen Thore gegenüber, d. h. fast am Ende derselben wohnte. An einen Gegenbesuch von meiner Seite war in meiner Lage schon gar nicht zu denken. Und gerade diese zwei Mitschüler waren es, die sich mit der Schelling'schen Philosophie, die damals in der medizinischen Wissenschaft Beachtung fand, beschäftigten. Was mir einigermaßen diese Entbehrung ersetzte, war die Erlaubniß der Gräfin, das Theater an der Wien

nahm, der lebendige Verkehr zwischen beiden, und erhob sich in der Periode der Wirksamkeit Veith's als Domprediger zur innigsten Freundschaft. Vergl. Löwe, „Joh. Em. Veith". Wien, 1879. W. Braumüller. S. 11 und S. 126. Am 21. April 1863, ein Jahr nach Günther's Tod, schrieb mir Veith selber über seine Bekanntschaft mit letzterem: „Denke ich zurück, so gewahre ich in Bezug auf Günther und mich sehr seltsame Constellationen. Als ich im Herbste 1803 zu Prag in die philosophischen Collegien trat, begann darin auch Günther. Dazumal war er Poet und erhob mich zu seinem Recensenten. Arme Mäuse waren wir beide, aber keine Kirchenmäuse. Das Christenthum war nur Sache der Heloten. Er warf sich auf Kant, und ich warf mich auf Linné, besonders Botanik. Als ich in das medizinische Studium eintrat, verloren wir uns aus dem Auge. Anno 1808 wanderte ich mit demselben himmellangen Hübner (aus Reichenberg) nach Wien, mit dem Günther nach Leitmeritz gezogen, und Dr. Lorenz (zuletzt Landrath in Linz) war zwischen Günther und mir noch das Verbindungsmedium. Ungefähr im Jahre 1818 oder etwas früher fanden wir uns wieder in Wien, beide inzwischen zum Glauben und sogar zur Theologie gezogen, jeder in eigenthümlicher Weise, durch einen rein inneren Vorgang; und merkwürdig, selbst ich (der ich wohl Philosophisches las, aber nie fachmäßig betrieb) mit erklärtestem Abscheu gegen Pantheismus (den ich unter den Wiener francs maçons als Substanz aller Weisheit vorfand).

zu besuchen, wo die Dramen Schillers häufig aufgeführt wurden, was vor der Invasion der Franzosen im Jahre 9 nicht erlaubt war. — Der Besuch aber des Praters, selbst in Gesellschaft meiner alten Schulkameraden, wurde mir wegen des argen Gewühls der geputzten Welt beiderlei Geschlechts sehr bald unausstehlich. Und so kam es, daß ich meinem vertrauten Mitschüler, dem Juristen Norbert Lorenz, meinen Entschluß mittheilte, nach Prag zurückzukehren, um daselbst die Rechtsstudien zu vollenden, dann eine Anstellung als Justiziar auf dem Lande zu suchen und endlich die reiche Tochter in Arnau zu heirathen.

Dieser Plan wollte aber meinem Jugendfreunde nicht gefallen. Ich würde, erwiederte er, das letzte Wort mit dir gesprochen und den Narren ruhig haben laufen lassen, wenn ich nicht eine alte Schuld an dich abzutragen hätte — für den guten Rath, den du mir in Prag gegeben, und der mich von der Thorheit abhielt, die Studienbahn zu verlassen. Du wirst dich nämlich erinnern, daß ich, als ich in der Philosophie stand, von der fixen Idee geplagt wurde, auf dem rechten Schulterblatte einen Höcker zu bekommen, und daß dieser Auswuchs mein Lebensglück zerstören würde, weil ich unverheirathet bleiben müsse. Da führtest du mich bei Professor Bolzano ein, dessen Zusprache mich bestimmte, mein Vorhaben, den Studien Lebewohl zu sagen, aufzugeben, und statt bei meiner Mutter und meinem Stiefvater auf dem Lande zu verbauern, den Rechtsstudien mich zu widmen. Dieser Vorfall war mir neu, denn weder Lorenz noch Bolzano hatten mir je etwas davon gesagt. Ja, Bolzano hatte mir sogar untersagt, die Grille meines Freundes aus freien Stücken zu berühren; falls er aber selber sie aufs Tapet bringe, solle ich ihm rathen, hierüber

nur mit seinem Beichtvater (und der war Bolzano selber) zu sprechen. Jetzt begriff ich den warmen Antheil, den mein Freund an dem Schicksal nahm, dem ich entgegengehen würde, falls ich Wien verließe. Und darum war ich bereit, seine Gründe für mein Verbleiben anzuhören. Es waren aber folgende: Hättest du wie Unser Einer auf eine Unterstützung von Seite deiner Eltern zu rechnen, so möchtest du immerhin nach Prag zurückkehren, und ich würde dir nicht in den Weg treten. Denn du würdest wohl bei einem Advokaten als Amanuensis eintreten können und dir dadurch zu einer Anstellung als Justiziar auf dem Lande den Weg bahnen. Aber unter der Voraussetzung einer Unterstützung von Seite einer zukünftigen Schwiegermutter diesen Weg einzuschlagen, halte ich für sehr bedenklich. Denn Mutter und Tochter können ja, die zukünftige Heirath betreffend, auf andere Gedanken kommen, und dann würde die Unterstützung wegfallen. Gesetzt aber auch, es bliebe ihrerseits das jetzige Verhältniß fortbestehen, so könntest du ja selber auf andere Gedanken kommen, und dann wärest du in der Lage, entweder als ehrlicher Mann die empfangenen Unterstützungsgelder zurückzuzahlen oder in den saueren Apfel der Heirath zu beißen, der dir den Geschmack am Leben für alle Zukunft verderben würde. Willst du also die Juristerei durchaus nicht fahren lassen, so erwirb dir zuvor, wovon du bis zu deiner Anstellung als Justiziar leben kannst. Und ich an deiner Stelle würde zunächst beim Erziehungsgeschäfte bleiben, und da hiebei die Kenntniß fremder Sprachen besonders empfehlend ist, so würde ich mich auf das Studium derselben werfen, wie du das schon mit der französischen Sprache zu Prag gethan hast. Ich kenne nicht wenige Erzieher, die unter der Bedingung einer Pension, deren Höhe

mit jedem Jahre des Verbleibens wächst, solche Stellen übernommen haben. Du aber in deinem Alter kannst leicht noch zwei Erziehungen zu Ende führen; und dann würdest du als versorgter und unabhängiger Mann wohl mit keinem Landjustiziar mehr tauschen wollen, da ein Leben für die Wissenschaft dir, wie ich dich kenne, werthvoller und lieber ist als das Leben eines Justizbeamten.

Als ich meinem redlichen Freunde Lorenz hierauf erwiederte, daß ich auf seinen Vorschlag von Herzen gern eingehen würde, wenn mein Aufenthalt in der gräflichen Familie nicht mit Riesenschritten seinem Ende zueilte, indem die Söhne der Gräfin schon mit dem Ende des Schuljahres einem Pensionate würden übergeben werden, meinte er: „je eher, desto besser." Und auf mein Wie so? erzählte er mir: Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Fürst von Bretzenheim-Regetz für seine zwei Prinzen einen Erzieher suche, und daß seine Gemahlin, eine geborene Fürstin von Oettingen-Spielberg, sich deshalb schon an den Katecheten der Muster-Hauptschule zu St. Anna, Joseph Milde, der zugleich Professor der Pädagogik an der Universität ist, gewendet habe. Diesem, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe, mußt du daher vorgestellt werden. Und wenn du ihm gefällst, so wird die nachfolgende Präsentation im fürstlichen Hause ohne Zweifel den gewünschten Erfolg haben.

Und wie Lorenz es vorhergesagt, so geschah es. Mein Vorgänger bei den Prinzen, ein Schlesier Namens Hammer, hatte der Versorgung durch eine Pension des Fürsten eine Anstellung bei der Wiener Polizei, wozu ihm ein Hofrath verhalf, dessen Kinder er früher erzogen hatte, vorgezogen. Und da diese Anstellung den Mann fast ganz in Anspruch nahm, so wollte der Fürst seine Kinder nicht länger unter

seiner Aufsicht lassen, weshalb ich sehr bald die gräfliche mit der fürstlichen Familie vertauschen mußte.

Es war an einem unfreundlichen Herbsttage und in einer späten Nachmittagsstunde, als ich von Professor Milde dem fürstlichen Paare, das im Schönbrunnerhause wohnte, vorgestellt wurde. Vor dem Austritte aus seiner Wohnung bei St. Anna fragte mich Milde: ob ich von meinem Freunde Lorenz über die fürstliche Familie näher unterrichtet worden sei. Und da das nicht der Fall war, so machte der geistliche Herr selber mir folgende Mittheilung. Der Fürst sei nach dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor, dessen natürlicher Sohn er sei, aus Baiern nach Oesterreich ausgewandert und von Kaiser Joseph in den Reichsfürstenstand erhoben worden. Durch den Ankauf kaiserlicher Herrschaften im Königreich Ungarn gehöre er zu den Magnaten desselben, und stehe als Generalmajor in österreichischen Diensten. Unter solchen Umständen haben Sie für Ihre Erziehung der Prinzen keine geringe Remuneration zu erwarten. Von der Frau Fürstin erzählte er mir dann noch, daß sie eine fromme Dame sei, die die von ihm bei St. Anna gehaltenen Katechesen sich ausgebeten und eigenhändig für den Unterricht ihrer Kinder abgeschrieben habe. Dieselbe habe zwei Schwestern in Wien, welche an österreichische Grafen, Sailern und Wilczek, verheirathet seien.

Aus der ganzen Mittheilung des Professors konnte ich entnehmen, daß es sein aufrichtiger Wunsch sei, in diesem Hause mich versorgt zu sehen. Und dieser Wunsch sollte noch am selben Tage in Erfüllung gehen. Kaum im Vorzimmer des Fürsten angemeldet, kam dieser selber uns entgegen und führte uns in den Salon, wo nach der Mittagstafel die ganze Familie, außer den Eltern aus zwei Knaben und

drei Mädchen bestehend, noch versammelt war. Die jungen Prinzen wurden mir sogleich vorgestellt. Der älteste, Ferdinand, war über zehn Jahre alt und hatte die erste Grammatikalklasse schon absolvirt, der andere, Alphons, war noch A B C-Schütze. Beide, muntere und schöne Knaben, näherten sich mir traulich. Herr Milde, der sich zu meinem Erstaunen höchst unbefangen in diesem Kreise bewegte, erzählte dem fürstlichen Paare, wie ich vor Kurzem als Begleiter der Gräfin von Thun von Prag nach Wien gekommen sei, und daß mir die Kaiserstadt so gut gefalle, daß ich sie nicht mehr verlassen wolle. Desto besser für uns, war die Antwort, und wir wollen es daher auch nicht an uns fehlen lassen, um Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Lassen Sie uns so bald als möglich wissen, wann Sie die Gräfin Thun verlassen können. Nach diesen Worten trat der geistliche Herr seinen Rückweg an und ich mit ihm. Schon auf der Treppe flüsterte er mir zu: „Günther, Sie haben gesiegt. Danken Sie Gott dafür!“ Und Ihnen zunächst, Herr Professor, war meine Antwort, da Sie mit seltener Eloquenz mich zu empfehlen verstanden haben.

Mit schwerem Herzen war ich die Stiege in den zweiten Stock des Schönbrunner Hauses hinaufgestiegen; jetzt aber kam es mir vor, als ob die Springbrunnen in Wien mit denen des Schönbrunner Gartens wetteifernd ihre Wasserstrahlen zum Himmel emporsendeten. — Wer war nun froher, als meine vormaligen Collegen in Prag, Emanuel Veith, damals noch Israelit, und der Reichenberger Hübner, und vor Allen mein Freund Lorenz, der Jurist, weil es ihm gelungen war, für einen alten Dienst, den ich ihm in Prag erwiesen hatte, in Wien seine Schuld abzutragen.

In meiner neuen Stellung war ich zwar so beschäftigt, daß mir fast keine Zeit übrig blieb, um meine alten Bekannten zu besuchen; dafür aber konnten diese zu mir kommen, weil ich nicht mehr fern in einer Vorstadt wohnte.

Damals, im Winter von 1810 auf 1811, wurde die von mir schon erwähnte Schrift, „die neue Staatskunst" von Adam Müller, von den Juristen gerne gelesen. Freund Lorenz machte mich auf dieselbe aufmerksam; und ich mußte ihm dafür Dank wissen, weil ich sehr bald fand, daß dieses Buch sich an diejenigen anschloß, die Epoche in meinem Leben gemacht haben. Ich habe ebenfalls bereits erwähnt, daß es keineswegs entschiedener Unglaube war, der mich vom Studium der Theologie abgehalten und zu dem der Jurisprudenz hingetrieben hatte, sondern weil ich mich nicht von der Nothwendigkeit geoffenbarter Wahrheiten wegen der Unzulänglichkeit der natürlichen Religion überzeugen konnte. Jede Handhabe, die sich mir darbot, dieser Nothwendigkeit auf die Spur zu kommen, ergriff ich daher mit Freude. Und wenn ich auch in der Hauptsache oft leer ausging, so bestimmte mich das doch nie, die Sache selbst als eine unerreichbare aufzugeben, was so mancher meiner Mitschüler that. Und was mich in dieser Maxime bestärkte, war gerade das juridische Studium, welches mich mit den drei großen Gesetzgebungen des Alterthums bekannt machte, und mich in den Stand setzte, sie mit einander zu vergleichen. Und diese Vergleichung fiel nicht zum Nachtheile des Kirchenrechts aus. Der Professor desselben, N. Sinke, trug es in der hergebrachten Weise vor, wonach das alte ius canonicum die Hauptsache war, an welches die Josephinischen Veränderungen nur angehängt wurden, wodurch dieselben eine untergeordnete Stellung zu jenem erhielten. Der majestätische

Bau der canonischen Legislation erhielt in mir den Respect vor der Autorität der Kirche selber in theoretischer Beziehung. Und hierin stand ich nicht allein da, denn Freund Lorenz theilte mit mir dieselbe Ansicht. Die Müller'schen Vorträge aber machten uns Beide auch aufmerksam auf den Organismus des Staatslebens, von dem wir aus dem Naturrechte nach Kantischen Principien (wie es uns damals nach Zeiler vorgetragen wurde) noch keine Ahnung in die übrigen Fächer der Jurisprudenz mitbrachten. Und wenn auch für das Verständniß des organischen Lebens im Staate in der sogenannten politischen Wissenschaft (nach Sonnenfels) Einiges geschah, so geschah dies doch erst im 4. Jahre der juridischen Studien, wo nicht leicht Einer noch Lust hatte, eine Neugeburt seiner wissenschaftlichen Erkenntniß vorzunehmen, selbst in dem Falle, daß der Professor mit der Thüre ins Haus gefallen wäre wie Adam Müller, der in der Ueberschrift eines Artikels geradezu gesteht: „daß Christus auch für das Wohl des Staates gestorben sei."

Erwähnen muß ich hier auch noch, daß Müller's Grundanschauung von dem Unterschiede der Idee und des Begriffs, so unvollendet dieselbe sich auch in seinem Buche vorfand, mich durch mein ganzes Leben begleitet hat. Jener Unterschied erscheint bei Müller noch nicht als ein qualitativer (wesentlicher), sondern als ein blos quantitativer (gradueller), da die Idee nur als der Begriff in der Bewegung aufgefaßt wird, nicht in der Ruhe und Abgeschlossenheit, in welcher der Begriff den Namen Idee nicht verdiene. Zur Correctur dieser Bestimmung der Idee gelangte ich erst in der speculativen Theologie, deren Studium mir durch den Streit Jakobi's mit Schelling, der in die Zeit meines Aufenthaltes zu Wien fiel, bald wieder nahegelegt wurde.

Auch die Bestrebungen des Franz v. Baader, das positive Dogma des Christenthums zu Ehren zu bringen, fielen in dieselbe Zeit, und ich weiß mich der großen Freude noch sehr wohl zu erinnern, die gewisse Broschüren Baader's meinem Freunde und mir machten, in denen der Verfasser ohne Scheu seinen Glauben an den persönlichen Gott, wie auch an den persönlichen Teufel vertheidigte.

Diese Vorgänge waren ganz dazu gemacht, die Segel meines Fahrzeugs zu schwellen. Aber noch wußte ich nicht, auf welches Ziel ich hinsteuern solle, und mit dem Steuerruder verstand ich auch noch nicht umzugehen. Doch bald ging auch an mir das alte Sprich- und Trostwort in Erfüllung: kommt Zeit, kommt Rath.

Im Jahre 1811 bezog die fürstliche Familie mit dem Beginne des Frühlings eine Wohnung auf dem Lande, in dem Marktflecken Brunn am Gebirge, nahe bei Wien. Sie wählte deshalb diesen Ort, weil eine Schwester der Fürstin, die Gräfin Sailern, in dem nahen Enzersdorf ihr Landhaus bewohnte. Unser Landhaus aber gehörte damals einem Tyroler, Namens Targler, der als Adjutant des Sandwirths in dem letzten Tyroler Aufstande sich ausgezeichnet, aber auch Haus und Hof dadurch verloren hatte. Zur Entschädigung hatte ihm Kaiser Franz diese Besitzung, die früher der gräflichen Familie Saurau gehört hatte, geschenkt und ihn dadurch in den Stand gesetzt, seine armen Landsleute, die sich nach Oesterreich geflüchtet hatten, bei sich zu beherbergen. Unter diesen befand sich auch Hofer's zweiter Adjutant Speckbacher.

Der damalige Pfarrer von Brunn, Namens Michel Korn, besuchte fleißig die neue halbmilitärische Einquartierung in seiner Gemeinde, und unterließ bei dieser Gelegenheit

nie, auch dem Fürsten und der Fürstin seine Aufwartung zu machen. Beide sahen ihn gern und luden ihn oft zu Tische. Er sprach geläufig französisch, wodurch er sich vorzüglich bei der Fürstin empfahl, der nie genug französisch gesprochen werden konnte, und hierin das gerade Gegentheil ihres Mannes war, der nicht gern ein französisches Wort auf die Zunge nahm. Wenn nun der Herr Pfarrer bei seinen Besuchen die Herrschaft nicht zu Hause traf, so sprach er bei mir ein; denn so oft die Kinder mit ihren Eltern ausfuhren, blieb ich zu Hause bei meinen Büchern. Da lenkte er dann gewöhnlich das Gespräch auf die Tagesliteratur, worüber ich ihm, so gut ich es vermochte, näheren Aufschluß gab. Dabei konnte ich aber dem guten Manne es anmerken, daß seine Fragen nicht eine bloße façon de parler waren. Und da er einmal mich ersuchte, ihn im Pfarrhause zu besuchen, weil wir dort ungestörter dieses Thema besprechen könnten, so machte ich von seiner Erlaubniß öfteren Gebrauch, und nie verließ ich ihn ohne Befriedigung.

Er war sehr lernbegierig, las Alles, was ich ihm von Zeit zu Zeit unterbreitete, und bat mich um Aufschluß, wo er das volle Verständniß des Gelesenen nicht erreicht zu haben glaubte. Er war aber auch so freimüthig, mich ohne Rückhalt darauf aufmerksam zu machen, daß das seinsollende Verständniß mit dem biblischen Fundamente des Christenthums nicht in Harmonie stehe. Und was konnte ich dem offenherzigen Manne erwiedern bei meiner Achtung vor dem Buchstaben der Bibel, aber auch bei meiner Unkenntniß des Inhalts derselben, von der ich dem Pfarrer kein Hehl machte? Er war nämlich ebenso unbewandert in der Geschichte der Philosophie, wie ich in den Schriften des alten

und neuen Testamentes. Da hatte denn der brave Mann den Muth, die Frage an mich zu richten, ob ich denn auch die ganze h. Schrift gelesen habe? Und mir kam es nicht schwer an, ihm offen zu gestehen, daß ich dieselbe nur aus Citaten in Katechismen und anderen erbaulichen Schriften kenne. Auf dieses mein Geständniß hin meinte nun der Pfarrer, der als ein Mann von altem Schrot und Korn nicht umsonst Korn hieß: „Ich an Ihrer Stelle, der Sie bereits so viel gelesen haben und noch mehr lesen werden, würde mir von meinem Gewissen nicht den Vorwurf machen lassen, das Buch der Bücher nicht zu kennen. Auch ist es bei den Hilfsmitteln, die uns heut zu Tage zu Gebote stehen, keine Riesenarbeit, den Inhalt der Schrift in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke möchte ich Ihnen ‚das Reich Gottes‘ von einem Schweizer Protestanten Namens Heß vorschlagen, der mir ein Kantianer zu sein scheint.“

Diese Lectüre kam mir nicht ungelegen, wozu auch folgender Umstand das Seinige beitrug. Die Fürstin hatte mich ersucht, an Sonn- und Festtagen der jugendlichen Familie beiderlei Geschlechts das Evangelium zu erklären, ein Geschäft, das mir oft sauer wurde, weil ich nicht wußte, wie ich die Sache angreifen solle, um den Kindern das Evangelium nicht zu verleiden. Daher kam es auch, daß ich das Buch vom Reiche Gottes von hinten zu lesen anfing, und den alten Bund auf den neuen folgen ließ. Ich verhehlte dem Pfarrer diese Manipulation nicht, weil ich ihm zugleich mittheilen konnte, daß das sechste Kapitel des Johannisevangeliums mir ein neues Licht über das Altarssakrament aufgesteckt habe, worüber der alte Korn sich sehr freute. Zugleich versicherte er mir, daß mir über die Person Christi noch hellere Lichter aufgehen würden, wenn ich mich

durch das alte Testament hindurchgearbeitet haben würde. Und er hatte Recht, wenn auch in anderer Weise als er meinte.

Ein Haupterfolg meines commentirten Bibelstudiums war dieser: daß mir in Beziehung auf die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung wegen der Unzulänglichkeit der natürlichen ein Fingerzeig gegeben wurde, der es mir ermöglichte, über diesen Punkt endlich einmal ins Reine zu kommen. Dieses Problem war es ja gewesen, welches selbst Professor Bolzano mir ungelöst gelassen hatte ungeachtet meines Geständnisses, daß ich bei der Unwissenheit hierüber unmöglich in die Theologie eintreten könne. Jetzt dämmerte mir die sogenannte übernatürliche Religion als die historische Offenbarung durch Jesum Christum, den Gottmenschen auf. Diese aber schien es mir mit der Genugthuung für die Schuld der ersten Sünde im Paradiese zu thun zu haben. Die natürliche Religion dagegen fällt in die Zeit vor dem Sündenfalle, in der also noch keine Frage sich einstellen konnte über die Art und Weise einer Genugthuung von Seite des Menschen. Von Seite Gottes aber liegt nach der Sünde die Einleitung zu einer Genugthuung in der Verheißung eines Messias. Die Erfüllung derselben tritt jedoch erst nach Jahrtausenden ein, und zwar in einer wiederholten Schöpfung, in der Erschaffung nämlich eines neuen Adam, und vollzieht sich in dem Gehorsam desselben, als einem Verdienste, welches die Schuld des Ungehorsams für den ersten Adam und für seine Nachkommenschaft aufzuheben im Stande ist. Diesem Fingerzeige gemäß war das Verhältniß beider Religionen zu einander ein theoretisches und praktisch-ethisches, wovon das erstere selbst in seiner höchsten Vollendung nicht das Geringste beitragen konnte zur Verwirklichung des letzteren. Kurz das Licht fing mir an

zu strahlen, daß kein Wissen, sondern nur eine That die Welt erlöst habe. Und darin erkannte ich die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und Offenbarung durch die menschliche Vernunft.

Ein zweites Resultat ergab sich mir in Beziehung auf das Verhältniß des Judenthums, als einer übernatürlichen Offenbarung, zum Heidenthum. Letzteres wurde schon damals als Product der allmäligen Entwickelung der Geistesanlagen der Menschheit aufgefaßt, in welcher keine Stufe die Vollkommenheit als solche für sich in Anspruch nehmen könne, selbst das Christenthum nicht, wenn dieses sich als Moment in jener nachweisen lasse. Diese naturalistische Ansicht schließt jede Ahnung aus, daß im Heidenthume der sittliche Verfall des Geschlechts sich ausprägt, dessen Voraussetzung die Störung des normalen und primitiven Verhältnisses zwischen den Coefficienten der Menschennatur (Geistes- und Naturleben) ist. Sollte sich aber im Heidenthume die Herrschaft des emancipirten Naturlebens als Physiokratie geltend machen, so begreift sich auch die Reaction dagegen als Theokratie durch Veranstaltungen Gottes, in denen die unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Menschen in die Erscheinung tritt, und zwar in der Weissagung und im Wunder.

Daß bei dieser Umwandlung meiner Schulansichten die Kantische Lehre vom kategorischen Imperative (als Stimme des Gewissens: du sollst) den Primat führte, habe ich kaum zu erwähnen nöthig. Aber auch die Parabel vom verlornen Sohne aus dem Munde Christi warf ein erfreuliches Licht auf meine vom Juden- und Heidenthume gewonnene Ansicht. Allein, wenn Schulansichten eines Studiosen einmal auch glücklich auf den Kopf gestellt worden sind, so sind sie deshalb

doch noch nicht wie das Ei des Columbus zum Stehen gebracht. Und es kann der Einzelne hundertmal für einmal vergessen, daß, wie das Sprichwort sagt, gut Ding Weile braucht. Und diese gute Weile wird gar oft zur langen Weile, wenn der Einzelne nicht von Zeit zu Zeit Hilfe von Außen erhält.

Diese Hilfe aber vermißte ich zum Theil von Seite Korn's, der noch im kritischen Rationalismus befangen war, wie dieser ihm bei der exegetischen Behandlung der Bibel beider Testamente (womit er am meisten sich beschäftigte) in der Literatur unter die Augen gekommen war. Er mochte sich daher auch versprochen haben, daß ich seine exegetischen Resultate mehr approbiren würde, als es geschah. So erzählte er mir einmal, daß der Pater Guardian aus dem Franziskanerkloster im nahen Enzersdorf ihn vor Kurzem besucht habe, und daß da zufällig die Rede auf das Jenseits, auf die Unsterblichkeit der Seele und auf die Beschäftigung derselben im Jenseits gekommen sei. Da habe er ein Wort fallen lassen über das Purgatorium, als eine Wanderung der Seele durch die Sternenwelt, um zu erfahren, wie es mit der Aufklärung bei den Franziskanern in Oesterreich stehe. Diese Ansicht, fuhr der Pfarrer fort, sei zwar dem Guardian nicht unbekannt gewesen, aber von ihm nicht acceptirt worden. Als ich nun dem Pfarrer hierauf erwiederte, daß die alte Ansicht des Guardian nicht zu verwerfen sei, und daß sie sogar mit der Kantischen Ansicht vom Gewissen mehr harmonire als die von der Wanderung der Seele durch das Universum, erschrak er über meine Aeußerung, und ersuchte mich um Darlegung meiner Gründe zu gelegener Zeit. Diese aber kam nicht; denn ich hatte keine Lust, mich dem Pfarrer als seinen Informator im Christenthume aufzudrängen, da ich doch nur sein Lehrling sein konnte.

Noch etwas will ich anführen, was zu demselben Thema gehört. Es war zwei Jahre später (1813) in der Stadt Baden, wo die fürstliche Familie wegen eines Unwohlseins der Mutter während des Sommers sich aufhielt, als ein Studiosus der Theologie, Leopold Horny (ein Wiener von Geburt), den ich bei meinem ersten Aufenthalte in Wien als Belletristen kennen gelernt hatte, und der gegenwärtig Theologie studirte, den Roman „Theresia, oder die Mysterien des Lebens“, mir zur Lectüre mit der Bitte überschickte, ihm mein Urtheil darüber nicht vorzuenthalten. Der Inhalt dieses Romans war aber in der Hauptsache kein anderer als dieser: daß die Ideale des menschlichen Geistes nach theilweise Kantischer Ansicht behandelt wurden, d. h. als Incitamente des freien Willens für seinen unendlichen Fortschritt, keineswegs aber als von dem Willen erreichbare Endzwecke. Werden nun die Ideale in dieser Beschaffenheit auf den kategorischen Imperativ übertragen, so war es wohl für immer um die Gewissenhaftigkeit des Menschen, als strikte Observanz des göttlichen Gebotes (du sollst) geschehen. Meine Herrschaft bewohnte damals den zweiten Stock eines ansehnlichen Hauses auf dem Platze neben der Stadtkirche, welcher mir ein großes Segment des gestirnten Himmels von Osten nach Westen darbot. Wie hat dieser mir damals jenen Kernspruch Kant's vom bestirnten Himmel über und vom kategorischen Imperativ in mir ins Gedächtniß gerufen! Aber was half es? Denn anderseits lispelte Theresia das Wort in die Ohren: gerade die Unerreichbarkeit des Imperativs drückt demselben den Stempel der idealen Größe auf. Wie oft habe ich in dieser Zeit das Buch mit unmuthsvollem Verdruß auf die Erde geworfen und dann Ruhe gesucht auf meinem Nachtlager, wo ich sie

aber auch nicht fand, es sei denn vorübergehend in dem friedvollen Antlitze meiner zwei jungen Herren, zwischen deren Betten das meinige stand!

Doch was half endlich? Während ich mir den Kopf zerbrach über die Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit des kategorischen Imperativs als Ideals, schickte mir derselbe Jugendfreund einen neuen Band des Wandsbecker Boten, worin ein Aufsatz: „Einfältiger Hausbericht über das Christenthum an seine Kinder“ sich befand. Da wurde mir einmal für allemal klar, daß das Ideal des Imperativs nicht nur erreichbar, sondern bereits erreicht worden sei von Demjenigen, der uns beten gelehrt: „dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden“, und der uns das Gebot gegeben: „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, der seine Sonne täglich über die Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt“; und der dieses Gebot auch in der schwersten Stunde seines Lebens erfüllte, als er am Oelberge betend ausrief: „Vater, laß diesen Kelch, wenn es möglich ist, an mir vorübergehen; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe“!

Diesem Siege in der Gedankenwelt folgte bald ein anderer im Gebiete des praktisch-sittlichen Lebens. Und wie ging das zu? An Sonn- und Feiertagen ging ich zuweilen in die Predigt, die der Stadtdechant, der in dem Rufe eines gelehrten Orientalisten stand, zu halten pflegte. Seine Vorträge zogen mich an, denn sie waren, wiewohl der Prediger bereits in vorgerücktem Alter stand, voll Leben, und drangen immer auf das praktische Christenthum, ohne doch in das gewöhnliche Moralisiren zu verfallen. Es war am vierten Sonntage nach Pfingsten, als ich seiner Predigt über den Text: „Wir haben die

ganze Nacht gefischt und nichts gefangen, aber auf dein Wort, Herr, will ich das Netz auswerfen", mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört hatte, weil ich sie auf gar Manches in meinem vergangenen und gegenwärtigen Leben anwenden mußte.

Und damit der gute Eindruck der Predigt nicht bald wieder verwischt werde, machte ich, anstatt nach Hause zu gehen, einen Spaziergang in die Kastanienallee, die neben der Stadtkirche sich hinzieht und in den Park führt. Hier war es nun, wo ich in der Besorgniß vor dem bekannten video meliora proboque, deteriora sequor (das Gute erkenne und anerkenne ich, das Schlechte thue ich), das Netz zerriß, das über die Fische geworfen zu werden pflegt, um sie nicht zur Uebereinstimmung des praktischen Bekenntnisses mit der theoretischen Erkenntniß kommen zu lassen, indem ich mich zum inbrünstigen Gebete wandte. Denn, Gott sei Dank, ich konnte noch beten; und ich hatte bei meinen Zöglingen diese Herzensangelegenheit nie aus den Augen verloren. Allein das Gebet war bei mir doch mehr zur bloßen Gewohnheitssache geworden, die das Interesse des Geistes nur oberflächlich berührte. Das sollte nun anders werden, und zwar mit Hilfe folgenden Umstandes.

Mein unermüdlicher Provisor in der schönen Literatur schickte mir einen Pack Bücher, unter denen sich eine lyrische Anthologie und auch eine Krankenbibel mit geistlichen Liedern befand, letztere, wenn ich nicht irre, von Lavater verfaßt. In jedem dieser beiden Bücher fand ich ein Lied, das ganz wie für meine trübe Lage gemacht, und von dieser zum Gebete für mein ganzes Leben gestempelt wurde. Das eine dieser beiden Lieder möge hier Platz finden:

„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit,
Ich flehe, Herr, um deinen Geist,
Gott, den zu meiner Seligkeit
Dein Vaterwort verheißt.

Die Wahrheit, die vom Himmel stammt,
Die, Vater, lehre mich,
Die Wahrheit, die das Herz entflammt
Zur Liebe gegen dich!

Erschaff' in mir ein reines Herz,
Versiegle deine Huld,
Und waffn' in Mißgeschick und Schmerz
Mich mit Sanftmuth und Geduld!

Dich lieben, Herr, ist Seligkeit,
Gern thun, was dir gefällt,
Wirkt festere Zufriedenheit,
Als alles Glück der Welt".

Unter dem Gedichte stand der Name des bekannten Kirchen- und Dogmenhistorikers an der Berliner Universität Neander. Ob derselbe sich sonst in der Poesie versucht hat, ist mir unbekannt *).

---

*) Es irrte Günther, als er im späten Alter obiges Lied dem Kirchenhistoriker Neander zuschrieb. Es rührt dasselbe her von Christoph Neander (dem Dichter evangelischer Kirchengesänge), geb. 1724, gestorben 1802, und findet sich in C. Neander's „Geistlichen Liedern", 2. und letzte Ausgabe. Riga. Hartknoch. 1774. Dasselbe lautet (S. 34 f.) vollständig folgendermaßen:

Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit,
Ich fleh' um deinen Geist,
Gott, den zu meiner Seligkeit
Dein theures Wort verheißt.

VII.

1815 — 1821.

Das erste, was mir bei diesem Liede einfiel, war das Wort meiner guten Muter, als sie in Haida von mir Abschied nahm, das Gebet zum h. Geiste nicht zu vergessen, welcher der Tröster Aller sei in jeder Noth, in der sie sich an ihn wenden. Das Zweite war mein Commentar aus dem Johannesevangelium, wo Christus sagt: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und ich und der Vater

---

Die Weisheit, die vom Himmel stammt,
O Vater, lehr' er mich;
Die Weisheit, die das Herz entflammt
Zur Liebe gegen dich.

Dich lieben, Gott, ist Seligkeit,
Gern thun, was dir gefällt,
Wirkt edlere Zufriedenheit,
Als alles Glück der Welt.

Alsdann hab' ich Vertraun zu dir,
Dann schenket selbst dein Geist
Das freudige Bewußtsein mir,
Daß du mir gnädig seyst.

Er leite mich zur Wahrheit hin,
Zur Tugend stärk' er mich,
Beweise, wann ich traurig bin,
Auch mir als Tröster sich!

Erschaff' in mir ein reines Herz,
Versiegle deine Huld,
Und er bewaffne mich mit Schmerz,
Mit Muth und mit Geduld!

werden ihn lieben und bei ihm Wohnung nehmen.“ Diese Inwohnung des Dreieinigen geht freilich über alles Glück in dieser Welt. Derjenige aber, welcher Wohnung in uns genommen, verläßt dieselbe alsbald wieder bei dem Widerspruche unseres Willens gegen seinen h. Willen, der sich ausspricht in der Gewissensstimme. Und diese Betrachtung war es, die den verlorenen Sohn zu dem Entschlusse brachte, ins Vaterhaus und zu dem Gastmahle, das auf ihn wartete, zurückzukehren, von dem ich so lange fern geblieben, ohne mir eine bestimmte Antwort auf die Frage warum? geben zu können. Erinnerlich war mir nur, daß der höhere Sokrates der Christen, wie Tiedge's Urania den Weltheiland nannte, nicht geringe Schuld an meiner Fahrlässigkeit hatte. Es währte aber noch lange, bis ich den Mann gefunden, vor dem mein Sündenbekenntniß abzulegen ich den Muth faßte. Pfarrer Michel Korn wäre allerdings der Nächste gewesen, der in einer Beziehung sogar Anspruch auf mein Vertrauen machen konnte. Er war es ja, der mich zum Worte Gottes in der h. Schrift mit Gewalt hingetrieben. Allein der vulgäre Rationalismus schien mir, wie bereits erwähnt, noch vielen Antheil an ihm zu haben. Diesen in ihm zu bekämpfen, hatte ich mir zwar fest vorgenommen, aber ich konnte nicht im Voraus wissen, wer dabei von uns beiden den Sieg davon tragen werde. Blieb er Sieger, so konnte eine Spannung zwischen uns eintreten, die dem Verhältnisse eines Beichtkindes zu seinem Beichtvater nicht angemessen war. Dazu kam noch der Umstand, daß Pfarrer Korn in der Welt- und Menschenkenntniß mir als ein noch unerfahrener Priester erschien, weil seine erste Seelsorgestation die vordere Brühl, ein kleiner Ort bei Mödling, und die letzte der Marktflecken Brunn am Gebirge war.

Und so geschah es denn, daß Pater Hoffbauer *), dessen Predigten in der Klosterkirche der Ursulinerinnen, deren Beichtvater er war, von Studirenden aus allen Facultäten fleißig besucht wurden, meine erste Generalbeicht mir abnahm. Auch ich wurde nämlich von meinen alten und neuen Jugendfreunden in diesen Kreis gezogen und angezogen und festgehalten durch Hoffbauer's Vorträge, an denen der Stegreif so unverkennbar war als die Meditation. Abstoßend an seinen Vorträgen war die deutsche Sprache, die mehr zu wünschen übrig ließ, als die Schriften des Pater Kochem. Dafür wurde man aber schadlos gehalten durch den begeisterten Inhalt, namentlich wenn er auf die Persönlichkeit Christi und seiner Heiligen zu sprechen kam, was so oft zu geschehen pflegte, als die Festfeier derselben in die Woche fiel, die der Sonntag eröffnete.

Ueber den Zulauf der jungen Welt wird sich Keiner von denjenigen wundern, dem noch eine Erinnerung geblieben ist von dem Umschwunge des deutschen Geistes in der Zeit der Befreiungskriege. Unter den zahllosen Broschüren, die ich mir damals anzuschaffen im Stande war, gab es keine, die sich mit den herkömmlichen confessionellen Streitigkeiten befaßt hätte, sondern es handelte sich überall nur um das Eine, was in jeder schweren Zeit Noth thut — den Glauben an die Hilfe von Oben, die nicht zu Schanden werden läßt.

Mein Freund Leopold Horny führte mich bei Hoffbauer ein, und zwar als einen Freund meines Prager Mitschülers Veith, der bei Hoffbauer viel galt; und sofort

*) Ueber Hoffbauer vgl. Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit von Sebastian Brunner. Wien. 1858. W. Braumüller. Löwe l. c. S. 62—77 und 93. Hoffbauer war geboren 1751 zu Taßwitz unfern Znaim in Mähren und starb am 14. März 1820 zu Wien.

setzte sich der Gedanke bei mir fest: der ist es und kein Anderer, dem du Einsicht verschaffen willst in dein bisheriges Leben. Und ich hatte mich nicht geirrt. Horny hatte mir erzählt, daß Pater Zacharias Werner *), der damals, zur Zeit des Congresses in Wien lebte, den Ausspruch gethan habe: er kenne nur drei große Männer in der Gegenwart, Napoleon, Goethe und Hoffbauer. Und ich erkannte bald, was Werner unter Hoffbauer's Großartigkeit verstanden haben mochte. Es war die eines Beichtvaters für die verlornen Söhne, denen die Scham das Wort auf der Zunge ins Stocken bringt. In solchen Fällen sprach er kein anderes Wort als dieses: „Nur weiter, ich weiß schon, was Sie sagen wollen!" Unvergeßlich bleibt mir das Schlußwort seiner Ansprache an mich vor der Absolution: „Erinnern Sie sich fleißig an das Wort des Herrn: der Himmel hat über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! Freuen Sie sich also mit denen im Himmel und Sie werden in dieser Freude würdige Früchte der Buße bringen, in der Geduld! Die größte Geduld werden Sie aber mit sich selbst haben müssen, denn der Geist ist willig, sagt der Herr, aber das Fleisch ist schwach."

Von nun an blieb Hoffbauer mein Rathgeber in allen Angelegenheiten meines inneren Lebens bis zu seinem Tode, der aber schon nach einigen Jahren erfolgte; zur Zeit, als ich zu Raab in Ungarn das theologische Studium absolvirte. Bei Hoffbauer, den ich am liebsten in den Abendstunden besuchte, wurde ich mit mehreren Notabilitäten in der literarischen Welt näher bekannt, mit Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller, die ich aus ihren Schriften schon

---

*) Ueber Friedr. Ludw. Zacharias Werner vergl. Löwe ebend. S. 55—62.

kannte *). Mit Letzterem liebte ich das Gespräch auf den Unterschied des Begriffs von der Idee zu bringen. Er aber wollte nicht einsehen, warum ich auf die wesentliche (qualitative) Verschiedenheit beider ein so großes Gewicht lege. Und wenn ich ihm bemerkte, daß dieselbe statuirt werden müsse, wenn aus den Postulaten der praktischen Vernunft reale Erkenntnisse werden sollten, rieth er mir immer von Neuem, mich an Jakobi's Theorie von der Unmittelbarkeit im Erkennen zu halten, anstatt an den bereits überwundenen Standpunkt der Kritik der praktischen Vernunft. Dieser gute Rath gab mir aber immer einen Stich ins Herz, das noch in der Hoffnung lebte: vom Gewissen (vom kategorischen Imperativ nach Kant) aus müsse sich ein Weg zum Wissen (als Erkennen) entdecken lassen, welches einen Inhalt von ganz anderer Beschaffenheit besitze, als das Erkenntnißurtheil, in welchem der formlose empirische Stoff (die Materie) unter bloße (reine) Formen gebracht wird, deren Ursprung dem erkennenden Subjecte so unbekannt, wie das bloße Material ohne Form.

Sehr bald hatte ich auch Gelegenheit, mit der Jakobischen Philosophie in nähere Berührung zu treten, da mein ältester Zögling die Wiener Universität besuchen mußte, weil ich, als nicht zum Doctor promovirter Philosoph, den Unterricht in der Philosophie ihm nicht geben durfte. Nun waren sowohl der Professor der Philosophie als der Prof. der Religionswissenschaft Anhänger Jakobi's, und doch lagen beide sich in den Haaren, in Folge dessen auch die Zuhörer

*) Diesem Kreise gehörten damals außer Veith und Horny auch Friedr. Stollberg, die Brüder Schlosser, Klinkowström, Madlener, Anton Passy, und kurze Zeit (1815) Clemens Brentano an.

in zwei feindliche Lager getheilt waren. Keiner der beiden Professoren kam aber auch über den Semipantheismus hinaus, der das Absolute in der Form der Unendlichkeit und zugleich in der Form der Beschränktheit durch die Sinnlichkeit, d. h. als Endlichkeit auffaßte.

Zu den Leuchtkugeln, welche die Philosophie damals zur Erleuchtung des Erdendunkels aufsteigen ließ, gehörten auch die Fragen: ob der Mensch die Vernunft oder diese den Menschen besitze, und ob die Vernunft zum Verstande oder umgekehrt der Verstand zur Vernunft gebracht werden müsse? Die Beantwortung dieser Fragen stützte sich in der Regel auf das Axiom: daß der endliche Geist des Menschen sich zum unendlichen Geiste, zu Gott verhalte, wie das Auge zum Lichte der Sonne. Auch ich habe diese Weisheit eine Zeit lang nachgebetet, veranlaßt durch die Briefe aus allen Jahrhunderten, gesammelt von Michael Sailer, dessen Schriften ich zu meiner erbaulichen Lectüre gewählt hatte, so wie auch den Thomas a Kempis mit Anmerkungen von Sailer's Hand. Aber auch hierin war es endlich der kategorische Imperativ, der mir die Brille von den Augen wegnahm, die mich veranlaßt hatte, eine Analogie aus dem Leben der Natur ohne Anstand auf das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschengeist überzutragen, und demgemäß zu behaupten, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werden könne. Nach Kant ist nämlich das Gewissen ein Gerichtshof im Menschen, vor welchem sich die Gedanken desselben gegenseitig anklagen und entschuldigen. Die richtende Stimme aber ist nach ihm etwas Anderes als der Angeklagte und sich deshalb Beklagende. Dieses Andere galt mir nun schon lange als ein nicht blos Höheres sondern schlechtweg Anderes, das mit dem Ver-

urtheilten nicht gleicher Wesenheit sein kann. Daß Göttliches nicht von Gott abfallen könne, hat ja schon Augustinus gelehrt. Gesetzt aber, dieser Abfall sei denkbar, und zwar unter Voraussetzung der Freiheit, welche vom göttlichen, wie vom menschlichen Willen prädicirt werden müsse, dann bleibt der Abfall ohne Verschuldung, folglich auch die Frage ohne Beantwortung; ob die Schuld eine tilgbare sei oder nicht. Auch diese Frage hatte ich mir noch nicht allseitig und genügend beantwortet; deshalb machte ich mich jetzt nach Hoffbauer's Rath an das Studium der gesammten Theologie. Da aber mein Dienstverhältniß mir den Besuch der Vorlesungen unmöglich machte, so konnte ich dieses Studium nur privatim betreiben unter der Leitung der damaligen Professoren, deren persönliche Bekanntschaft ich machte. Das Chorherrnstift Klosterneuburg hatte damals drei Professoren an der theologischen Facultät: Ruttenstock, der später Prälat des Stiftes wurde, als Professor der Kirchengeschichte, N. Fritz, als Professor der Moraltheologie, und N. Ackermann, als Professor der hebräischen Sprache und der Exegese des alten Bundes. Die andern zwei Professoren waren Thomas Ziegler, Professor der Dogmatik, und Zengerle, Professor der Exegese des neuen Bundes, beide nach der Aufhebung des Benedictinerstiftes Wiblingen in Schwaben an die Universität zu Wien berufen. Ersterer wurde später Bischof zu Linz, letzterer Erzbischof zu Graz. Allen diesen war ich bereits bekannt durch recensirende Aufsätze in der Literaturzeitung, die während des Congresses zu Wien ins Leben getreten war, und an deren Stelle später die Wiener Jahrbücher traten, die mich als Mitarbeiter beibehielten. Sie Alle haben mich ununterbrochen und redlich mit Rath und That in meinen Bestrebungen

unterstützt, und da diese die Zeitphilosophie nie außer Acht ließen, mich nicht nur nie davor gewarnt, sondern mich vielmehr darin bestärkt.

Unter allen Gegenständen der Theologie betrieb ich am eifrigsten die Dogmengeschichte (für welche keine Universität Oesterreichs eine Lehrkanzel besaß), weil diese vorzüglich mit der antiken Speculation mich in Verbindung erhielt, und durch letztere auch mit der christlichen vor und nach der Reformation. In Beziehung auf die wissenschaftliche Behandlung der Dogmatik begnügte man sich damals noch mit dem herkömmlichen Nachweise, daß ein Glaubenssatz mit der Vernunft nicht in Widerspruch stehe. Dieser Nachweis konnte unschwer geführt werden, wenn die Widersprüche mit der Vernunft, wie solche der moderne Unglaube gegen das positive Christenthum ins Feld stellte, geradezu verschwiegen wurden. Wenn ich nun zuweilen den Professor auf diesen Uebelstand aufmerksam machte, so machte dieser auch mich auf etwas aufmerksam, was mir noch unbekannt war, daß nämlich dem Frint'schen Unternehmen vorgeworfen werde: sein Schulbuch für die Hörer der Philosophie mache diese mehr mit dem Unglauben als mit dem Glauben vertraut. Auch meine Ansicht, daß das Nichtwidersprechen eines Glaubenssatzes mit der Vernunft bis zum Entsprechen fortgeführt werden müsse, wenn jener vor dieser feststehen solle, fand keinen vollen Beifall. Auch dieser Progreß, hieß es, führt nur zu einer Hypothese oder zu einer Analogie, und ist dem eigentlichen Argumente nicht gleichzusetzen. Ob aber dieser Bescheid mehr sei als ein Dictat der Klugheit zur Befestigung des Lehramtes, dies dahingestellt sein zu lassen, rieth die Klugheit auch mir als einem Schüler, der sich über die Behandlung seiner Lehrer nicht zu beschweren hatte.

Der Exeget, Professor Zengerle, den ich während meines Studiums des Maldonatus häufig zu Rathe zog, besprach sich bei dieser Gelegenheit mit mir auch über die Philosophie. Und da machte er mir einmal das Geständniß: „als ich noch Professor in Salzburg war, hätte ich gern in Erfahrung gebracht, was denn eigentlich hinter der Philosophie stecke; deshalb nahm ich meine Zuflucht zu dem dortigen Professor der Philosophie. Derselbe vermochte mir aber leider keinen Aufschluß zu geben, den ich in meinem Kopfe hätte unterbringen können. Seitdem habe ich diese Angelegenheit ganz bei Seite liegen lassen, indem ich mir sagte: wenn der Professor vom Fache nicht weiß, was er an der Philosophie hat, so wird es mir als Exeget nicht schaden, es auch nicht zu wissen. Allein später habe ich mich doch vom Gegentheile überzeugt, und ich weiß es daher an Ihnen nur zu loben, daß Sie sich mit der Speculation befaßt haben." Mein Verkehr mit diesem braven Manne ging bald zu Ende, wie überhaupt meine pädagogische Laufbahn in Wien während meiner Beschäftigung mit der Theologie. Mein ältester Eleve hatte nämlich den philosophischen Cursus in Wien vollendet, und sollte nun, als zukünftiger Gutsbesitzer im Königreiche Ungarn, auf der Akademie zu Raab seine juristischen Studien beginnen; und ich hatte ihn dahin zu begleiten und zwei Jahre lang mit ihm daselbst zu verweilen. Das hatte aber für meine ganze Zukunft einen gewaltigen Umschwung in meinen Lebensverhältnissen zur Folge. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Zu meinen Wiener Jugendfreunden zählte ich auch einen Ausländer, einen Schwaben, Namens Lorenz Greif, geboren zu Biberach in Würtemberg. Derselbe war katholischer Prie-

ster und hatte aus Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit seine Kaplanstelle auf dem Lande mit der Stelle eines Erziehers im Hause des Barons Hake im Großherzogthume Baden vertauscht. Und als dieser im J. 1811 zum Gesandten am kaiserlichen Hofe ernannt wurde, siedelte Greif mit ihm und seiner Familie nach der Kaiserstadt über. Sehr bald nach seiner Ankunft lernte ich ihn bei den Zusammenkünften unserer Zöglinge in adeligen Häusern kennen. — Da es damals meine Gewohnheit war, für die Conversation mir die geistlichen Herren herauszusuchen, um mit ihnen über theologische Dinge mich zu besprechen, so hoffte ich von Greif um so mehr zu profitiren, weil er im Auslande die Theologie absolvirt hatte. Das Schicksal wollte jedoch, daß der Baron sehr bald von seinem Gesandtschaftsposten in Wien wieder abberufen wurde. Greif aber hatte seine guten Gründe, in Wien zu bleiben. „Kehre ich (sagte er sich) in meine Heimat zurück, so wartet auf mich nach vollendeter Erziehung allerdings eine gute landesherrliche Pfründe, welche ich aber bei dem zunehmenden Priestermangel allein zu besorgen haben würde, was ich, wie ich aus Erfahrung weiß, auf die Länge nicht auszuhalten im Stande wäre. In Oesterreich dagegen stehen die Dinge anders, selbst für den Fall, daß ich als Erzieher bei einer Herrschaft anstatt eine Pension als Lohn meiner Dienste zu erhalten, eine Pfarrei annehmen müßte". Mir konnte Greif's Entschluß nur angenehm sein, da unsere Conversation ein höheres Interesse verfolgte, als das der bloßen Unterhaltung. Mein junger Schwabe war damals eine seltene Erscheinung unter den geistlichen Pädagogen. Er sprach mehrere fremde Sprachen, hatte ein gefälliges Aeußeres und war im Umgange höchst anspruchslos und einnehmend. Und da er überdies von

den zwei Häusern, in denen er früher als Erzieher gewirkt, die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte, so machte es sich bald, daß er in das fürstlich-schwarzenbergische Haus als Erzieher des jungen Prinzen, Friedrich, eintrat. Der jüngste Bruder aber des Majoratsherrn, Fürst Ernst von Schwarzenberg, welcher vorher Domherr in Salzburg gewesen, war während der Congreßzeit Bischof zu Raab geworden. Da hatte nun Freund Greif den guten Einfall, bei der geistlichen Umgebung des neuen Bischofs Erkundigung einzuziehen, ob derselbe berechtigt sei, einem Theologen, der bisher blos privatim studirt habe, die öffentlichen Examina abnehmen zu lassen und ihm dann (unter Ausweis seines Tischtitels) die Weihen zu ertheilen. Auf diese Anfrage hatte Greif eine bejahende Antwort erhalten. Er theilte mir dieselbe sofort mit der Bemerkung mit: „Ich an deiner Stelle würde nun während des zweijährigen Aufenthaltes deines Prinzen zu Raab die Zeit benützen zur Absolvirung der Prüfungen in allen Fächern der (vierjährigen) Theologie, und dann ohne Weiteres mich zum Priester weihen lassen, dem du vor mehreren Jahren aus Gewissenhaftigkeit ausgewichen bist, welcher aber gegen alle Erwartung dir jetzt auf der Ferse nachläuft. Wenn das nicht Fügung Gottes ist, so gibt es keine". Nach dieser Eröffnung fiel ich meinem Freunde mit freudig gerührtem Herzen um den Hals, und er auch mir mit den Worten: „So hat es unser Heiland gewollt. Du hast bisher an mir mehr gethan, als ich an dir, ohne daß du um dieses Mehr wußtest; jetzt aber hattest du nicht gewußt, was ich für dich gethan. Möge diese wunderbare Fügung uns Beide der unendlichen Liebe des Heilandes näher bringen, der bisher das eigentliche Fundament unserer gegenseitigen Zuneigung gewesen ist"!

Und wie es mein Freund vorausgesehen, so geschah es. Ich legte im Laufe eines jeden Jahres meines zweijährigen Aufenthaltes zu Raab die Prüfungen aus zwei Jahrgängen der Theologie in Gegenwart des Studiendirectors und der Professoren an der bischöflichen Lehranstalt ab; und im zweiten Jahre (1820) erhielt ich vom Bischofe am Feste des Apostels Thomas (21. Dec.) die niederen Weihen. Die höhern aber erhielt ich nicht von ihm, da er vor dem Beginne der Fastenzeit zu Wien, wo er auf Besuch bei seinem Bruder war, an einem schmerzlichen Ohrenleiden sein Leben beschloß, sondern vom Bischofe in Stuhlweißenburg, und zwar auf Verwendung des Domherrn Fejer, der damals Director der Raaber Rechtsakademie und zugleich unser Quartier- und Kostherr war. Er selber begleitete mich auch auf der Reise nach Stuhlweißenburg, wo ich im Mai 1821 am Tage der Octave von Christi Himmelfahrt in der Carmeliterkirche die Presbyteriatsweihe erhielt, und zwar auf den Titel einer von dem Fürsten Bretzenheim-Regetz stipulirten Pension, deren Document in der bischöflichen Kanzlei niedergelegt wurde. Die Feier meiner Primiz aber fand am Feste der h. Magdalena (22. Juli) statt auf dem Gute der verwitweten Gräfin Somogyi, deren ältester Sohn Joseph, k. k. Kämmerer und Geh. Rath, am 27. August 1816 eine Schwester meines Zöglings, Maria Crescentia Carolina geheirathet hatte.

VIII.

1821 — 1824.

So war denn doch aus dem Juristen ein Priester geworden zur überaus großen Freude meiner schon betagten Eltern, als sie im Herbste desselben Jahres am Allerhei-

ligenfeste, mich zu Lindenau, meiner Heimath, sowohl am Altare als auf der Kanzel erblickten.

Aber — was nun weiter? fragte mich Michel Korn, als ich als Priester ihn in Brunn besuchte. Auch er freute sich herzlich über diese Wendung der Dinge, von der wir Beide im Jahre 1811 noch keine Ahnung haben konnten. In demselben Jahre (1811) war Hoffbauer vom Erzbischof Hohenwart bei den Ursulinerinnen in Wien als Beichtvater angestellt worden; aber damals hatte sich noch kein Kreis von Studirenden um ihn versammelt, sondern das geschah erst zur Zeit der Befreiungskriege in Folge des Umschwungs in der deutschen Literatur. Es währte aber nicht lange, so wurden die alten Josephiner auf diesen Zusammenfluß aufmerksam, und sofort wurden von denselben Veranstaltungen getroffen, um das Haupt der Mystiker und Päpstler (wie man damals die positiven Christgläubigen unter den Katholiken nannte) aus der Stadt Wien wieder nach Italien zu spediren, woher dasselbe früher als Missionär nach Warschau gekommen war. Und das würde dieser Aufklärungspartei auch gelungen sein, wenn ihr nicht ein Umstand entgangen wäre. In der Umgebung Hoffbauer's befand sich damals auch der im Jahre 1812 den 27. November zum Doctor der Medicin promovirte Emanuel Veith, der aber schon vor mehreren Jahren vom Judenthum zum Christenthum übergetreten war. Dieser stand in hohem Ansehen bei dem damaligen Leibarzte des Kaisers, Baron Stifft, durch dessen Vermittlung er auch später zum Director der neu errichteten Veterinärschule befördert wurde. Stifft brachte nun die angezettelte Verschwörung gegen die Päpstler an höchster Stelle zur Kenntnißnahme; und durch seinen Einfluß, so wie durch denjenigen des k. k. Burgpfarrers Frint

und eines sehr frommen und ascetischen Hofkanzlers, der Beichtvater des Kaisers war, wurde jene Partei nicht blos ohnmächtig gemacht, sondern auch der Orden der Redemptoristen in Wien eingeführt. Doch geschah Letzteres erst nach dem bald erfolgten Tode Hoffbauer's und seines Patrons, des Erzbischofs Hohenwart *).

Dies ereignete sich während meines Aufenthaltes in der Stadt Raab. Aber auch etwas Anderes noch ereignete sich auf kirchlichem Gebiete. Die unter Kaiser Alexander aus dem russischen Polen vertriebenen Jesuiten fanden ebenfalls Aufnahme in Oesterreich, und zwar zunächst auf Verwendung des Erzbischofs zu Lemberg, der wegen des großen Mangels an Curatgeistlichen die Ordensmitglieder polnischer Zunge in der Seelsorge verwenden wollte. In Wien aber dachte man schon an Höheres, an deutsche Jesuiten und zu dem Ende an die Errichtung eines Noviziats in der Kaiserstadt selber. Und zum Vorstande desselben hatte man den Jesuiten Landes, einen gebornen Augsburger, und neben ihm den Pater Löffler, einen gebornen Tyroler, ausersehen, welche beide schon im vorgerückten Alter standen. Während aber die Redemptoristen schon die Kirche Maria-Stiegen sammt dem Klostergebäude inne hatten, waren den Jesuiten noch keine Gebäulichkeiten angewiesen. Bald jedoch erhielt Landes durch ein kaiserliches Handbillet den Auftrag, unter den leer stehenden Klöstern in Wien eines auszusuchen, dessen Einrichtung zum Noviziat der Kaiser bestreiten wollte.

*) In diese Erzählung haben sich einige Gedächtnißfehler G.'s eingeschlichen. Erst im Jahre 1813 wurde Hoffbauer, der 1808 nach Wien gekommen war, zum Beichtvater der Ursulinerinnen ernannt, während Veith erst am 4. Mai 1816 in der Kirche zu St. Karl die Taufe empfangen hatte. Der Beichtvater des Kaisers hieß Darnaut.

Ausdrücklich aber waren von diesen Klöstern und Kirchen diejenigen ausgenommen, welche die Jesuiten vor ihrer Aufhebung besessen hatten.

So standen die Sachen, als ich aus Ungarn nach Wien zurückkam. Mehrere von meinen alten Freunden aus den Tagen Hoffbauer's waren bereits in das Noviziat der Redemptoristen eingetreten, welchem der Generalvicar der Congregation, Namens Passerat, vorstand*). Aus der Schweiz hatte man ihn nach Wien berufen. Unter jenen befanden sich Pater Zacharias Werner, Emanuel Veith, Madlener, Supplent in der Physik, der Jurist Springer und der Dichter Passy. Mein Freund Leopold Horny dagegen war Katechet in der Pfarrschule der Dominikaner, und Pater Rinn Cooperator an der Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel. Von diesen Allen wurde ich gleich nach meiner Ankunft gefragt: was ich zu thun Willens sei, da es nicht wohl angehe, sich in Wien als Priester aufzuhalten, ohne sich für die eine oder andere Partei zu entscheiden, und demgemäß zu handeln. Und sehr bald konnte ich ihnen als das Resultat meiner Ueberlegung mittheilen: daß ich, falls ich mich entschließen sollte, in einen Orden einzutreten, keinen solchen wählen würde, von dem man noch nichts Erhebliches vernommen habe. Was aber die Societas Jesu geleistet habe, das lehre die Kirchengeschichte. Dazu kämen noch die Erfahrungen, die ich im Gebiete der Pädagogik gemacht, und nirgends auf bessere Zinsen anlegen könne als in dieser Gesellschaft. Sollte sich aber in derselben seit ihrer Aufhebung Manches zu ihrem Nachtheile geändert haben,

*) „Ein echter Franzose, früher Tambourmajor, höchst ignorant, aber un Saint," schrieb Veith an den Rand des Manuscripts.

so könne ich mir ja während der zweijährigen Dauer des Noviziats darüber Aufklärung verschaffen. Horny und Rinn theilten meine Ansicht und faßten mit mir den Entschluß, uns persönlich dem Pater Landes vorzustellen und ihn um Aufnahme in sein Noviziat zu bitten. Doch hatten wir Drei damals noch das Noviziat zu Wien im Auge. Es währte aber nicht lange, so erhielt unvermuthet unser Project einen harten Stoß. Das erste kaiserliche Handbillet wurde nämlich durch ein zweites aufgehoben, welches dahin lautete: Pater Landes habe innerhalb acht Tage Wien zu verlassen. Die Josephinische Partei hatte sich nämlich mit der Stifft'schen vereinigt, und die jesuitische mußte das Feld räumen. Uns aber konnte das nicht besonders befremden, seitdem wir vernommen hatten, daß Passerat sich dahin geäußert habe: „er müsse es als ein Werk des Teufels ansehen, wenn wir Drei, anstatt zu den Redemptoristen, zu den Jesuiten gingen." Solch ein Schandwort war nie über die Lippen unseres Pater Landes gekommen. Daher erklärte ich meinen Collegen, daß uns, um das Teufelswerk zu vollbringen, nichts übrig bleibe, als selbst außerhalb Wiens ins Noviziat der Jesuitensocietät einzutreten, falls unser Novizenmeister das für rathsam halte. Und da gegen meine Erwartung Horny und Rinn mir zustimmten, so eröffneten wir unsern Entschluß dem Pater Landes, der sich sehr darüber freute, zugleich aber uns ersuchte, vor der Hand Niemandem unser Vorhaben zu entdecken, und auch erst im Herbste die Reise nach Staravies in der Diözese Przemysl in Galizien anzutreten. Und so hielten wir es. Am 8. November 1822 fuhren vier Priester über die große Taborbrücke nach Galizien. Der Vierte war ein Sohn des Barons v. Stoeger, Präsident des Wechselgerichts, Joseph v. Stoeger, der kurz

vorher im bischöflichen Seminar zu Raab die Theologie absolvirt hatte, und schon in der Seelsorge angestellt war*).

Aber vor dieser Abfahrt hatte ich noch einen harten Strauß mit dem guten Pfarrer Michael Korn zu bestehen, der mir schon früher seinen Plan über meine priesterliche

---

*) In den Beilagen zur „Bohemia" vom J. 1875 Nr. 103 u. 104 unter der Aufschrift „Anton Günther" behauptet Herr Dr. Wiedemann, daß Günther am 19. Nov. 1820 in den Orden der Redemptoristen eingetreten, später aber mit den drastischen Worten „austreten oder ein Narr werden," aus demselben ausgetreten sei. Diese Behauptung hielt er auch gegenüber den Erwiederungen von Professor Löwe und mir (Beilage 116) in der Beilage 127 auf Grund einer Notiz im fürsterzbischöflichen Consistorialarchiv unter der Signatur „Wien XXX. Maria-Stiegen. Redemptoristen" aufrecht. Dies veranlaßte auf mein Ersuchen den Professor Löwe, um der Sache auf den Grund zu kommen, den Ceremoniar des Cardinal Schwarzenberg zu bitten, gelegentlich seines Aufenthaltes in Wien, den Faszikel XXX, auf den W. sich berief, zu untersuchen. Es ergab sich, daß Günther allerdings an zwölfter Stelle in der Liste der 22 Candidaten aufgeführt ist, welche sich zum Eintritt in die Congregation der Redemptoristen bereit erklärten, sobald sie in der Lage sein würden, ihren Entschluß auszuführen. Allein Günther muß sehr bald seinen Vorsatz, den er wahrscheinlich noch zu Lebzeiten Hoffbauer's gefaßt hatte, geändert haben. Das erhellt aus zwei andern in demselben Faszikel enthaltenen Aktenstücken; in dem Verzeichnisse der Redemptoristen-Novizen nämlich vom 18. Dezember 1820 und in jenem des Gesammtbestandes der Congregation vom 25. April 1821 fehlte der Name Günther's. Dieser ist also niemals in die Congregation eingetreten. Zum Ueberflusse fragte der Ceremoniar Pachta auch noch bei den Redemptoristen in Wien selber an. Und da sagte ihm ein alter Redemptorist, P. Kral, Günther sei wohl ein Beichtkind P. Hoffbauer's gewesen, aber nie ein Mitglied der Congregation. Endlich hat Günther selber mir wiederholt erzählt, daß er Novize der Jesuiten, nie aber der Redemptoristen gewesen sei, und dasselbe bezeugte Veith.

Zukunft eröffnet hatte. Und das war folgender: ich sollte mich in die Wiener Erzdiözese aufnehmen lassen. Dann würde er selber den Erzbischof ersuchen, mich in Brunn als Kaplan anzustellen. Als solcher könne ich bei ihm bleiben bis an sein Lebensende, um sodann sein Nachfolger im Amte zu werden. Denn es werde ihm nur ein Wort bei dem Patrone, dem Fürsten von Liechtenstein kosten, um das zu bewirken. Der liebe alte Herr meinte nämlich: solche Prachtexemplare von Freunden, wie wir Beide, gebe es keine mehr in der ganzen Erzdiözese, so gut hätten wir uns von Anfang verstanden; daher bedürften wir auch für unsere ganze Zukunft nichts weiter zu unsrer Glückseligkeit. Zwar wußte er nichts Erhebliches gegen meinen Eintritt ins Ordensleben vorzubringen; nur meinte er, daß er als Oesterreicher sich besser auskenne in den Zuständen der Gegenwart als mancher Hochstudirte. Und so könne er der Societas Jesu keine lange Dauer in dem Josephinischen Oesterreich versprechen, wie denn ja auch dasjenige, was dieselbe schon bald nach ihrem Eintritte ins Kaiserreich erlebt habe, keinen günstigen Ausgang erwarten lasse. Als ich ihm mehr im Scherz als Ernst erwiederte, daß, wenn seine Weissagung in Erfüllung gehe, er wohl schon bald mit meiner Person zu dem von ihm gewünschten Ausgang kommen werde, meinte er in allem Ernste, daß in gewissen Dingen das sogenannte Aufgeschoben ein leidiges Aufgehoben sei. Kurz, der Abschied von Pfarrer Korn fiel mir schwerer als selbst der von meinen Eltern im verflossenen Herbste. Und es kam mir der Gedanke, ob ich nicht besser gethan haben würde, wenn ich meine Generalbeicht bei ihm anstatt bei Hoffbauer abgelegt hätte. Denn dann würde der edle Mann mich jetzt besser verstanden haben, wenn ich ihn an

das Wort des großen Augustinus auf seinem Sterbelager erinnert hätte: Neminem, etsi nullius sceleris sibi conscium, omittere debere, ut sine poenitentia migraret e vita. (Niemand, auch wenn er sich keines Lasters bewußt sei, solle unterlassen, ohne Buße aus dem Leben zu scheiden.)

Meine betagten Eltern brauchte ich nur darauf aufmerksam zu machen, daß der liebe Gott gegen ihr Vermuthen den Herzenswunsch für ihren Erstgebornen auf ungewöhnliche Weise habe in Erfüllung gehen lassen; und daß sie ihren Dank für diese Fügung nur dadurch abtragen könnten, daß sie fortan in Bezug auf die Wege, welche Gott ihren Sohn zu führen beschlossen habe, ihren Willen ganz in seinen h. Willen ergäben. Auch verstanden mich meine echtchristlich gesinnten Eltern, wenn ich ihnen gestand, daß ich keineswegs guter Tage wegen in den Priesterstand getreten sei, sondern um für die vielen Versäumnisse in meinem früheren Leben des Unglaubens und der Lieblosigkeit gegen Gott und die Menschen würdige Früchte der Buße zu bringen. Und da ich ihnen überdies die Versicherung geben konnte, daß ihnen von der jährlichen Unterstützung, die ich ihnen seit der Zeit, wo der Vater in das sogenannte Ausgedinge getreten war, zukommen ließ, auch in Zukunft nichts entzogen werden könne, da ich auch als Ordensmitglied Herr meiner rechtlich erworbenen Pension bleibe, so ergaben sich Vater und Mutter in das Schicksal, ihren Erstgeborenen zum letztenmal in die Arme geschlossen zu haben. Und so wollte es die Vorsehung in der That. Doch ich will dem weiteren Berichte nicht vorgreifen*).

*) In Günther's Nachlaß fand sich das erste Blatt eines Briefes seines Vaters, der offenbar die Antwort auf obigen Brief des Soh-

Es war also in der Octave des Allerheiligenfestes, am 8. November 1822, auf welchen Tag zugleich das Fest der quatuor Coronati, Severianus, Carpophorus,

---

nes und unmittelbar vor der Abreise desselben nach Galizien, also etwa Ende October 1822 geschrieben worden war. Ich theile ihn ganz unverändert mit:

„Vielgeliebter und Theuerster Sohn,

und Ehrwürdiger Priester und gesalbtes Haupt der katholischen Kirche. Vernemen Sie nochmahlen unssern Gruß. ich sage den Gruß der katholischen Kirche: gelobeth sey Jesus Christus. Den Dank unssers Grußes erwartten wir vielleicht in Kurtzen zum Abschiede aus dem fürstlichen Hauße und Schieffe, welches schon so lange an der Donau im Anker noch fest Steht. sich bald werden beurlauben, wie wir aus seinem Schreiben vernommen haben.

Die Erste zeüllen in seynem Briefe hätte uns baldt in Trauer gesetzt, Mich und die Mutter. Da ich aber Einige zeylen weütter geleessen hatte, fande ich Trost und Freude, das Sie uns nicht vergessen wirden in unssere alten Miesamen Tagen. es war Eün schrökeu dem gantze Vätterlichen Hauße. seyner lieben Briedern der schwägerin Tränen gingen aus unssern Augen. warum? wer weys, wie weith es ist in das wieder sehen. aber das büchleün welches Sie damallen in der Prieffung hiesiger Schuhle Lündenau von Ehrwürdigen Bischof von Leuthmeritz Ehrhalten, zeügette uns das Gallizien. Zu unsser grösten Freude wir sahen und funden die nöthigen Stätte. Eyne Menge und zahl Marktflecken und Dörffer gewisse Handlungen des Landes. Das machte uns wiederum Muntter und Trognette unssern Thränen ab. Das Büchlein Nenth sich allgemeines Volksbuch. ich kann nicht Vergessen lieber Vatter (pater, geistlicher Vater) da sie sich auf der Rück Reüsse noch Ein mahl bey hünerwasser um gesehen haben, und wie Mosses das gelobte landt betracht hath. ob sie es noch Ein mahl werden sehen und besuchen. Ja, auch Sägnen werden.

Severus und Victorinus *), fiel, als der schwerbepackte Wagen eines Wiener Landkutschers die vier Priester, die sich entschlossen hatten, zu Staravies im Galizien ihr Noviziat anzutreten, über die große Donaubrücke führte. Einer derselben, Pater J. Rinn, war so glücklich, hier seinem jüngeren Bruder das letzte Lebewohl zu sagen. Dieser angehende Cadet in einem deutschen Regimente, stand nämlich auf dem Wachposten am Eingange der Taborbrücke, als wir vorbeifuhren. Beide Brüder waren auf dieses Intermezzo nicht gefaßt, und um so größer war ihre Freude. Der Cadet drückte dieselbe dadurch aus, daß er sein Gewehr präsentirte, während wir Vier den Psalm anstimmten: In exitu Israel de Aegypto, populus Jacob de populo barbaro, facta

---

ist dem allmächtigen und güthigen Goth bekanth. Welchen Dank bün ich Schuldig meynem lieben Goth. Vor die große Freude, die ich Vatter und geliebte Mutter besonders (empfanden), da wir ihm am Heyligtume, bei dem Throne Gottes, bey dem Horn Altare, das aller Heyligste opfer der Hl. Messe dem aller Höchten goth dargebracht und geopfert haben!

Gesambte ge Meynde hath sich gefreueth, kleune und große, Reiche und Arme, über den Hl. Sägen den Sie ihnen Müthgetheilet haben, wie auch die Gräber unsser Vorfahren, unsser und ihrer Großältärn alle ins gesambt Müth Eyner prozesion, Müth dem Weywasser der Kirche gesägneth und Ein geweihet hath, welche Freude Lündenau nicht so baldt vergessen wirdt. Die 3 geschenkten Büchr katholisches Hausbuch, wie auch die bezahlten. werden" (Das Weitere fehlt).

*) In Wahrheit gab es 5, nicht 4 pannonische Steinmetzen, Sempronianus, Claudius, Nicostratus, Castor und Simplicius, die unter Diocletian den Martyrtod erlitten, und deren Leiber 2 Jahre nach ihrem Martyrium nach Rom gebracht wurden. Dazu kamen noch 4 anonyme römische Coronati und außerdem 4 Brüder. Im Mittel-

est Judaea sanctificatio et Israel potestas eius (Beim Auszuge Israels aus Aegypten, des Volkes Jakob aus dem Volke der Barbaren wurde Judäa die Heiligung und Israel die Macht Jehovas), zum Zeichen, daß es damals noch Keinem von uns in den Sinn kam, nicht auch ein Coronatus in dem Jesuitenorden werden zu wollen. Bald aber begegnete unserer Karawane ein Unfall, der unsere Gedanken hätte umstimmen können. Als wir nämlich am folgenden Tage in der bekannten Branntweinstadt*) zu Mittag gespeist hatten und unsere Fahrt fortsetzten, setzten sich zwei von uns in den Wagen, während ich mit Horny vorausging, um die frische Luft eines sonnigen Herbsttages zu genießen. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als wir einen mit Thierhäuten beladenen Leiterwagen vor uns herfahren sahen. Unser Landkutscher wollte demselben vorfahren, aber seine Pferde wollten nicht pariren; da griff derselbe zur Peitsche, und nun gings zwar vorbei, aber auf der abschüssigen Seite der Straße fiel der Wagen um, während die Pferde stehen blieben. Zum Glück kamen gerade Cavalleristen, die in der dortigen Gegend stationirt waren, und halfen unserem Wagen wieder auf die Räder. Bevor dies aber geschehen war, wurde viel darüber gelacht, daß die beiden Patres sich des einen Schlagfensters so bedienten, wie Rauchfangkehrer des Rauchfanges, um in der

---

alter geschah es, daß man die Namen dieser 4 Brüder den 4 römischen Martyrern beilegte. Und sofort identificirte man die pannonischen Heiligen mit den römischen, und stellte dieselben unter den Namen Severus, Severianus, Carpophorus und Victorinus mit Kronen geschmückt und Steinmetzenwerkzeuge in den Händen tragend dar. S. Giovanni de Rossi „Bulletino di archeologia cristiana 1879 N. II."

*) Wahrscheinlich meinte Günther die Stadt Proßnitz.

mährischen Welt sich umzusehen. Schlimmeres war aber sonst den Umgeworfenen nicht zugestoßen, als daß sie sich mit dem Inhalte einer beim Umsturze zerbrochenen Rumflasche die Kleider besudelt hatten. Horny aber, obwohl auch er seine Lippen über die zwei Schornsteinfeger zum Lachen verzog, erblickte doch in diesem Unfalle ein malum omen, wie aus einer Aeußerung desselben, die er bald darauf gegen mich that, hervorging. Für diesen Tag hatten wir Vier genug erlebt, so daß wir uns nach Ruhe sehnten, und deshalb schon in Olmütz übernachteten.

In der Hauptstadt des österreichischen Schlesiens angekommen, begegnete uns ein neuer Unfall. Pater Stöger erkrankte, was uns nöthigte, einige Tage daselbst zu bleiben. Dadurch wurde Horny's Trübsinn gesteigert, der bei nächster Gelegenheit sich mir gegenüber Luft machte. Da nämlich der Arzt dem Patienten gerathen hatte, sich vor Erkältung zu hüten und deshalb mehr in dem Wagen als außerhalb desselben zuzubringen, so wurde zwischen uns ausgemacht, daß Pater Rinn dem Patienten Gesellschaft leisten solle, während Horny und ich zu Fuß den Wagen begleiteten. Da war es nun, wo Horny's Melancholie die Frage an mich richtete: „Glaubst du nicht, lieber Freund, daß wir nach Staravies wallfahrten, um dort zu sterben?“ Auf Vieles war ich bei Horny gefaßt, aber nicht auf diese Frage. Meine fromme Antwort war kurz folgende: „Hast du denn schon vergessen, daß wir Vier am Feste der vier gekrönten Heiligen (quatuor Coronati) von Wien ausgezogen sind? Hat etwa derjenige von uns, welcher in Wien stirbt, seine Krone gesicherter, als wenn er im Noviziat in Galizien stirbt?“ Ich mochte wohl meinem Gefährten die rechte Antwort gegeben haben, denn er schwieg darauf, und be-

lästigte mich ferner nicht mehr mit derlei Fragen. Geheilt aber war er doch nicht von seiner Melancholie. Bei einer späteren bedenklicheren Erkrankung des Pater Stöger, in der Adventzeit nach unserer Einkleidung, kam dieselbe zum erneuerten Ausbruch.

Es war aber am Feste der Verkündigung Marias (25. März 1823), als jene auf eine einfache Weise an uns vollzogen wurde. Der Laienbruder, welcher bei Tagesanbruch nach gegebenem Glockenzeichen die Zellen besuchte, um sich zu überzeugen, ob die Bewohner derselben wach seien, legte das neue Gewand sammt der dazu gehörigen Wäsche auf einen Stuhl in der Zelle, die er sofort verließ, um bald wiederzukommen und zu sehen, ob die Einkleidung vollzogen sei.

Dieser Tag war ein Festtag für uns (mit Ausnahme Horny's) und für die deutschen Laienbrüder, von denen wir einige schon in Wien kennen gelernt hatten und die sich nun über unsere Ankunft in Polen herzlich freuten. Es war aber an diesem Tage Keiner von den geistlichen Vorständen zu Hause, weil dieselben dem Bischof von Przemysl, der sich seit einigen Tagen in der Stadt gleichen Namens aufhielt, ihre Aufwartung machten. Da aber sofort dem Rector des Klosters unsere Ankunft gemeldet wurde, erhielten wir die Weisung, uns in die Wohnung des Bischofs, der uns zu sehen wünsche, zu verfügen. Der Bischof, ein ehrwürdiger Greis, empfing uns mit väterlicher Liebe, wußte Jedem von uns etwas Angenehmes zu sagen, wobei er verrieth, daß er mit den Lebensverhältnissen der Einzelnen schon bekannt sei. Nachdem er uns schließlich seinen bischöflichen Segen ertheilt hatte, kehrten wir mit unseren Ordensobern in das Kloster zurück. Diese Zusammenkunft mit

dem Bischofe schien vom P. Rector, der zugleich Novizenmeister war, eigens veranstaltet worden zu sein, um den üblen Eindruck einigermaßen zu verwischen, den der Anblick ihres Aufenthaltsortes auf die Wiener Gäste gemacht haben könnte. Unterwegs gestand er uns, daß der Orden, so lange er bestehe, noch nie ein so elendes Local für seine Novizen besessen habe. Es war dasselbe nämlich ein von Kaiser Joseph aufgehobenes Kloster des Missionsordens des h. Vincenz von Paul für das Landvolk, welches seit der Aufhebung als Waffendepôt benützt worden war. Dasselbe bildete ein zweistöckiges Quadrat, dessen eine Seite die mit einem Thurme versehene Kirche bildete. Vormals gehörte zum Kloster auch ein Praedium (Vorwerk) sammt Meierei, das aber ein Domherr von Przemysl käuflich an sich gebracht, und nunmehr auf den Wunsch des Kaisers Franz für das Noviziat an die Regierung abgetreten hatte. Neben dem Klostergebäude befand sich ein großer Gemüse- und Obstgarten, in welchem für die Novizen auch eine Kegelbahn zur Benützung während der Recreationszeit angelegt war. Das Innere des Gebäudes selber befand sich noch in einem sehr desolaten Zustande, und insbesondere waren die Zellen nur kümmerlich hergerichtet.

Doch vermochte alles dieses auf uns Ankömmlinge keinen nachtheiligen Eindruck zu machen, da uns die Lage des Ordens in Galizien nicht verheimlicht worden war, und wir überdies in denselben nicht eingetreten waren, um in Zimmern mit bemalten Wänden und parketirten Böden zu wohnen. Mitunter fehlte es freilich selbst an solchen Einrichtungen, die für unsern Gesundheitszustand unentbehrlich waren. In Folge davon erkrankte P. Stöger so bedenklich, daß der Arzt des Klosters, früher Militärarzt, der in

Galizien sich verehlicht und in Staravies niedergelassen hatte, den Rector anging, ihn mit den Sterbesakramenten zu versehen. Darüber erschracken wir, am meisten aber P. Horny, der seine frühere Prophezeiung schon in Erfüllung gehen sah. P. Rinn aber bat den Rector, ihm zu erlauben, daß er dem Kranken nach Empfang des Buß- und Altars-Sakraments die h. Oelung spenden dürfe, was ihm auch bewilligt wurde. Unvergeßlich bleibt mir diese h. Handlung, bei der außer uns drei Reisegefährten Niemand zugegen war. P. Rinn brachte ohne Thränen und Schluchzen kein Wort über die Lippen, und dem P. Horny und mir, die wir an dem Krankenbett knieten, ging es bei unsern Responsorien nicht besser. Als der h. Act vollzogen war, begaben wir uns auf unsere Zellen, und warteten auf die Auskunft des Arztes, der sich bald einzufinden versprochen hatte, über den Zustand des Kranken. Unsere Augen waren noch nicht trocken geworden, als sie sich abermals füllen sollten, aber diesmal mit Thränen ganz anderer Art: „P. Stöger stirbt nicht, er ist genesen!“ Diese Nachricht brachte uns der Laienbruder, welcher ihn bediente, und dem Chirurgen bei der Untersuchung des Uebels behilflich war. Unsere Freude darüber war so groß, daß wir an diesem Tage weder Speise noch Trank zu uns zu nehmen vermochten. Nachdem der Genesene nur noch einige Tage das Bett gehütet hatte, verrichtete er wieder, wie wir Andern, seine Obliegenheiten als Novize, und betheuerte nunmehr, bis zu seinem Tode dem Orden sein Leben widmen zu wollen, das ihm daselbst so wunderbar erhalten worden. Während dieses Gelöbniß auf Rinn und mich einen freudigen Eindruck machte, wirkte es ganz anders auf Horny, der bald nachher auf das Krankenlager ge-

worfen wurde, das er nicht so rasch als Stöger wieder verließ.

Wir hatten nämlich in diesem Jahre einen harten Winter, mitunter von 30 Graden Kälte, und Horny war von jeher gegen Kälte sehr empfindlich. Doch das allein erklärte nicht sein gegenwärtiges Leiden. Er hatte nämlich die Sprache verloren, so daß er nur durch Gesticulationen seine Wünsche auszudrücken vermochte. Zuweilen, wiewohl nur auf Stunden, verlor sich dieses Uebel und dann konnte man, indem man das Ohr an seinen Mund hielt, das leise Lispeln verstehen. In einem solchen Augenblicke war es, wo ich von ihm vernahm: „Mit mir, mein lieber Günther, geht es zu Ende." Ich antwortete nur mit Kopfschütteln, denn ich wußte jetzt seine Krankheit zu deuten. Es war nichts als das Heimweh, das ihn in Galizien ergriffen hatte. Sofort theilte ich dem Arzte, der zu Auscha bei Böhmisch-Leipa geboren und daher mein Landsmann war, meine Ansicht mit sammt Allem, was ich auf der Reise mit ihm erlebt hatte. Und der Arzt theilte diese meine Ansicht. Zugleich ersuchte ich ihn, vor dem Pater Rector kein Geheimniß daraus zu machen. Er möge, bat ich ihn, denselben vielmehr ersuchen, dem Kranken, falls er nicht wünsche, daß er im Noviziate sterbe, bei Zeiten die Hoffnung zu machen, daß er wenigstens auf einige Zeit nach Wien zurückkehren könne. Und so geschah es. Auch bemerkte der Rector gelegentlich: wenn ich hätte voraussehen können, daß ein so kalter Winter sich einstellen würde, so hätte ich den Eintritt meiner lieben Wiener ins Noviziat weiter hinausgeschoben, und mir dadurch die Unannehmlichkeit erspart, dem Einen oder Andern einen wenn auch nur kurzen Austritt aus dem Noviziat bewilligen zu müssen.

Aber auch dieser Austritt ist wegen der grimmigen Kälte vor der Hand unmöglich. Wir müssen daher erst auf einen Umschlag der Witterung warten; dann aber (sagte er zu Horny) steht es Ihnen, lieber Leopold, frei, zu thun, was Sie wollen. Dieses Versprechen brachte die günstigste Wirkung bei dem hypochondrischen Patienten hervor. Die Sprache stellte sich wieder ein und gesund verließ er das Bett. Die Witterung wurde bald milder, ohne in Thauwetter umzuschlagen, und so wurde denn in der Fastenzeit die einstweilige Rückkehr Horny's beschlossen, so daß er in Wien sein österliches Halleluja anstimmen konnte. Es war am Festtage der sieben Schmerzen Marias, wo wir Drei den armen Schlucker an die Klosterpforte begleiteten, um von ihm auf Nichtmehrwiederkommen, was er so gut wie Jeder von uns wußte, Abschied zu nehmen. Er bestieg den Reisewagen in Begleitung des Laienbruders, der ihn während seiner Unpäßlichkeit gepflegt hatte, und der auch den Bischof Ziegler von Tarnow persönlich kannte, bei welchem Horny so lange verweilen sollte, bis ihn eine passende Gelegenheit nach der alten Kaiserstadt zurückbringen konnte. Ein Versikel aus dem Kirchenliede des Festtags an die Schmerzensreiche: Fac ut ardeat cor tuum in amando Christum (Mache, daß dein Herz glühe in der Liebe zu Christus), auch außerhalb der Societas Jesu, war unser letztes Wort an den Ersten der aus dem Noviziat Ausscheidenden. Ein Zweiter konnte und mußte darauf gefaßt sein, daß auch an ihn die Reihe komme, ohne jetzt schon zu wissen, wann und wie? Es verzog sich aber diese Erfüllung des Vaticiniums bis zum Schlusse des zweiten Noviziatjahrs.

Es gibt Menschen, die für gewisse Lebensverhältnisse, sei's im Laien-, sei's im geistlichen Stande, nicht passen.

Ein solcher war unser Freund Horny, der einzige Sohn einer kaiserlichen Beamtenwitwe, der zu Wien im häuslichen Kreise, in welchem zwei Schwestern mit zärtlicher Liebe an ihm hingen, seine Jugend bis zur Priesterweihe verlebt hatte. Solch ein junger Mann war nicht gemacht für das Leben in einem Orden. Früher schon war er in den Benediktinerorden im Stifte Seitenstetten eingetreten, aber auch sehr bald wieder ausgetreten; und noch weniger war von ihm sein Verbleiben in der Jesuitensocietät zu erwarten, ganz abgesehen von seinem melancholischen Temperamente.

Ganz anders stand es mit mir, der während seiner zwölfjährigen Studienzeit, die seinem Vater nur eine Auslage von zwölf Gulden gekostet hatte, in der Welt herumgeworfen worden. Der innern Kämpfe zwischen Glauben und Unglauben, welche die schönsten Jahre meines Lebens verödeten, will ich gar nicht gedenken. Mit dem Eintritte in die Societas Jesu hatte ich für immer mit der Welt gebrochen, und war nur mehr darauf bedacht, das mir anvertraute Pfund auf die besten Zinsen anzulegen. Ich konnte daher zu meinen Reisegefährten sagen, daß keiner von ihnen im Staravieser Noviziat glücklicher sei als ich, obwohl ich in Beziehung auf leibliches Wohlbefinden hinter ihnen zurückstand. Es ging nämlich bei mir in Erfüllung, was die Aerzte in Wien mir vorausgesagt hatten, als ich ihnen meine Noth über das Sausen in den Ohren klagte. Der Ober-Feldstabsarzt Isfording, welcher Ordinarius im fürstlichen Hause war, widerrieth mir ernstlich den Eintritt in irgend einen Orden, bevor ich nicht radical geheilt sei vom Leberleiden, worin er die Ursache meines Ohrensausens erblickte. Er sagte mir voraus, daß es während der Reise

nach Galizien ausbleiben, aber sich wieder einstellen werde, sobald ich als Novize die sitzende Lebensweise wieder beginnen würde. Und die Voraussagung ging in Erfüllung. Tag und Nacht hatte ich keine Ruhe vor dem unaufhörlichen Geräusch und Gepolter, das Niemand außer mir vernahm. Wie angenehm wären mir sonst die Tage während des ersten Noviziates hingeflossen, da die Vorsorge des P. Landes, unsers Rectors, dasselbe uns so leicht als möglich machte! Es befanden sich im Kloster auch junge Polen, die schon das zweite Noviziat angetreten hatten, das nur ein Jahr währte, nicht zwei Jahre, wie das erste. Mit diesen jungen Männern hatten wir die ascetisch-erbaulichen Vorträge des Rectors zu besuchen, welche an mehreren Tagen der Woche gehalten wurden. Mit ihnen hatten wir uns auch in die Vorlesungen während der Mittagstafel zu theilen, die theils aus der Geschichte des Jesuitenordens, theils aus dem Leben der Heiligen gewählt wurden. Was uns erstjährigen Novizen noch insbesondere und vorzüglich oblag, waren die sogenannten Meditationen über die vier Evangelien, sowohl in den vorgeschriebenen Meditationsstunden als außer denselben.

Die Tagesordnung war der Art, daß sie einem Geistlichen nicht beschwerlich fallen konnte. Das Glockenzeichen zum Aufstehen wurde um 5 Uhr gegeben; bald darnach überzeugte sich ein Laienbruder, ob das gegebene Zeichen nicht überhört worden sei, indem er die Thüre der Zelle öffnete, um das Innere derselben in Augenschein zu nehmen, ohne dabei ein Wort zu reden. Der erste Gang geschah dann in die Kirche zur Andacht vor dem Allerheiligsten. War das geschehen, so begab sich Jeder in seine Zelle zurück zur Meditation nach Anweisung von Betrachtungsschriften, die wir, eine nach der andern, im ersten Noviziate kennen lernen

sollten. Nach einer Stunde gingen wir wieder in die Kirche, um dem heil. Meßopfer beizuwohnen. Darauf begaben wir uns zum gemeinsamen Frühstück, bei welchem das sog. Silentium beobachtet werden mußte, das überhaupt nur während der Recreationszeit nach dem Mittags- und Abendessen unterbrochen werden durfte.

Während des Nachmittags durften wir nach gepflogener Meditation auch zu anderen Büchern unter Kenntnißnahme des Novizenmeisters greifen. Ich hatte mir die naturphilosophischen Schriften Schelling's ausgewählt, kam aber im Studium nicht weit, weil ich dieselben immer von Neuem weglegen mußte, um das Ohrensausen einigermaßen herabzustimmen, das bei anhaltend angestrengter Aufmerksamkeit zunahm. Ach! wie lang wurden mir unter diesem Leiden oft die Stunden bis zur Zeit der Jausen und des Abendessens! Auf dieses folgte eine Recreationsstunde ohne Silentium, bis das Glockenzeichen uns Alle im Refectorium versammelte, um den Tag mit einer Litanei und den angehängten Gebeten zu beschließen. Abermals wurde, wie auch nach dem Mittagsmahle, das Altarssakrament besucht, und dann ging Jeder in seine Zelle, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Uns Novizen primae probationis war ein junger Mann zugetheilt, der schon beide Probationen hinter sich hatte, und der unser Manuductor genannt wurde. Diesen konnten wir um Auskunft ersuchen über dieses und jenes, um dem Rector damit nicht lästig zu fallen. Ihm lag auch das Geschäft ob, denjenigen Novizen, die zur Zeit der Jausen nicht ins Refectorium kamen, Bier und Brot auf die Zelle zu tragen, wenn sie das wünschten. Und so kam es, daß ich den Manuductor häufig bei mir sah, weil ich zum Biere eine

Pfeife Tabak zu rauchen pflegte, was mir in der Hoffnung erlaubt worden war, daß ich diese Unart ablegen würde, sobald mein Ohrenleiden aufgehört habe. Bei dieser Gelegenheit entspannen sich zwischen uns Gespräche über mancherlei Dinge, die schon früher zwischen den Polen und uns Deutschen in den Recreationsstunden oberflächlich aufs Tapet gebracht worden waren. Dahin gehörten vorzüglich die magnetischen Erscheinungen, wie sie damals von Naturphilosophen besprochen wurden. Unser Manuductor war nicht nur kein Freund von der Vision in distans, sondern derlei Erscheinungen galten ihm geradezu für Teufelsspuk. Und wenn ich auch nicht in Abrede stellte, daß der böse Geist seine Hand dabei im Spiele haben könne, so befriedigte ihn doch diese Nachgiebigkeit keineswegs; vielmehr gab er mir zu verstehen, daß die Physik, wie solche im Orden gelehrt werde, mich eines Besseren überführen würde, und fügte hinzu, daß wir vor dem förmlichen Eintritt in den Orden ein Examen in der Physik bestehen müßten. Eine Prüfung bestehen und auf die Worte eines Professors schwören, erwiederte ich ihm einstweilen, seien zwei himmelweit verschiedene Dinge.

Es währte nicht lange, so sollte mir noch Schlimmeres in Aussicht gestellt werden: daß ich nämlich als künftiger Jesuit die Ansicht zu der meinigen machen müsse, der Jesuitenorden sei die Kirche in der Kirche. Diese Zumuthung brachte mich so in Harnisch, daß ich ihm derbe und harte Worte ins Gesicht schleuderte; er aber verließ eben so rasch als still mein Zimmer. Dieser Vorfall veranlaßte mich, von demselben bei der Beichte, die wir am Schlusse einer jeden Woche bei dem Novizenmeister abzulegen hatten, Erwähnung zu thun. Und als dieser mich fragte, was ich dem

Manuductor geantwortet habe, erwiederte ich ihm: bei uns in den deutschen Ländern gibt es zahllose Katholiken, die nach Josephinischer Weisung der Kirche vorwerfen, daß sie der Staat im Staate sein wolle; glauben Sie, diese bekehren zu können, wenn Sie Ihren eigenen Orden als die Kirche in der Kirche anpreisen? Der Beichtvater machte zwar gegen diese meine Antwort keine Einwendung, meinte aber doch: es würde ihm lieber gewesen sein, wenn ich mit diesem „Kindskopfe" mich gar nicht in einen Streit eingelassen hätte, und untersagte mir solches auch für die Zukunft.

Ich für meinen Theil schloß aus dem ganzen Vorgange, daß die Ueberwachung der deutschen Novizen durch den polnischen Manuductor nicht von P. Landes herrühre, sondern von ältern Ordensgliedern, die mit uns zusammenwohnten. Diese waren es auch, welche mit der Art und Weise, wie P. Landes (der Augsburger) uns Deutsche im ersten Noviziate behandelte, unzufrieden waren. Das stellte sich später auffällig heraus, als der Primas von Ungarn eine Anzahl von Jünglingen, die bereits die Gymnasialstudien beendigt hatten, nach Staravies ins Noviziat schickte. Mit diesen wurde von vorneherein viel strenger in der Ascese verfahren. Auch sie erhielten einen Manuductor, und zwar einen bejahrten ungarischen Priester, der nach Herstellung des Jesuitenordens sogleich in Italien als Novize eingetreten, aber auch sehr bald wieder ausgetreten war; jetzt aber, wo es sich um Einführung des Ordens im Königreiche Ungarn handelte, abermals den Versuch machte, durch Wiedereintritt um die katholische Kirche in Ungarn sich Verdienste zu erwerben. Eine Hauptangelegenheit waren diesem Manuductor die sogenannten opera humilitatis, denen sich die ungari-

schen Novizen wöchentlich unterziehen mußten. Dieselben bestanden z. B. darin, daß die Novizen denjenigen, welche an den an drei Wänden des Refectoriums aufgepflanzten Tischen speisten, die Schuhe zu küssen hatten. Der Zug der unter den Tischen Hindurchkriechenden begann mit der ersten Tafel und endigte mit der dritten; und man konnte ihnen nicht zum Vorwurfe machen, daß sie etwa nur mit den Fingerspitzen die schmutzigen Schuhe berührt, sondern thatsächlich dieselben abgeküßt hatten; so appetitlich sahen ihre Mäuler aus, wenn der kriechende Zug sich wieder auf die Füße stellte.

Und siehe da! Dieses anziehende Beispiel machte auch unter den deutschen Novizen Proselyten. Pater Rinn war der erste, der mich fragte, ob er nicht den Pater Landes um die Erlaubniß bitten solle in die Fußstapfen der Ungarn zu treten. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, fügte aber hinzu, daß er meinen Namen einstweilen nicht nennen dürfe, weil ich ihm den Vorrang in der Observanz der strengen Regel nicht streitig machen wolle.

Ein anderes opus humilitatis war dieses, das Mittagmahl auf den Knien zu sich zu nehmen. Es wurde nämlich ein Stuhl mit durchbrochener Lehne in die Mitte des Refectoriums gestellt, vor welchem der Büßer kniend Speise und Trank zu sich nahm. Wenn nun mehrere Stühle mit Gitterlehnen Front machten, so wurde man unwillkürlich an die Behausung der Brummbären im Thiergarten zu Schönbrunn erinnert. Diese Scenerie war es auch, an die ich mich anschloß, um meine andächtigen Gefährten zum Lachen zu bringen. Mit der Wallfahrt aber auf allen Vieren unter den drei Tischen machte ich den Schluß meiner Humiliation. Ich hatte mich dazu verstanden, um den älteren Herren zu zeigen, daß, wenn ich in anderen

Dingen mir Ausnahmen erlaubte, das nicht etwa auf Rechnung meiner Widersetzlichkeit gegen die Regel, sondern auf die meiner Kränklichkeit zu schreiben sei.

Auch muß ich dankbar anerkennen, daß der Orden sich die Wiederherstellung meiner Gesundheit angelegen sein ließ. So machte unser Hauschirurg dem P. Landes den Vorschlag, mich der Untersuchung eines in der Gegend berühmten Arztes, des Kreisphysicus in der Kreisstadt N. N. an der ungarischen Grenze, zu unterziehen. Und ich reiste nun wiederholt dahin in Begleitung eines deutschen Laienbruders, den ich von Wien her kannte. Allein die Hilfe, die ich hier fand, war keine ausreichende, und der Arzt stimmte bald dem Urtheile der Wiener Aerzte, das ich ihm gleich anfangs mitgetheilt, zu, daß ich mich einer längeren Badekur unterziehen müsse. Er schlug ein Bad im nördlichen Ungarn vor. Auch auf diesen Vorschlag ging der Rector unter Zustimmung der andern Ordensglieder ein. Nur darüber konnte man sich noch nicht einigen, ob ich allein oder in Begleitung eines Laienbruders, und dann selber im Ordenskleide und nicht in Civilkleidern, die Badereise antreten solle.

Vorher sollte ich noch zwei Vorfälle erleben, die mir ein neues Licht anzündeten über mein Verhältniß zum Jesuitenorden. Es verbreitete sich das Gerücht im Kloster, daß zu Lemberg ein Convict unter Leitung der Jesuiten werde errichtet werden, und daß die deutschen Novizen nach Vollendung ihres ersten Noviziats dahin versetzt werden sollten. Man wollte auch schon wissen, wozu die Einzelnen von uns verwendet werden sollten. So sei mir die Lehrkanzel der Pastoral zugedacht. Als ich nun meinen Novizenmeister deshalb um Auskunft anging, stellte er nicht in

Abrede, daß man mit jenem Plane umgehe, über meine Verwendung aber wußte er mir nichts Zuverlässiges zu sagen. Ich stellte ihm nun vor, daß er, falls er in dieser Angelegenheit etwas vermöge, gegen jene vorgebliche Verwendung meiner Person protestiren möge, schon aus dem Grunde, weil es in Deutschland seit langer Zeit getadelt werde, daß man häufig Geistliche als Professoren für das Pastoralfach anstelle, die nicht einmal ein Jahr lang in der Seelsorge thätig gewesen seien. Bei mir aber stehe die Sache noch schlimmer, da ich nie in der praktischen Seelsorge gestanden. P. Landes meinte nun, daß ich das Wort Pastoral nicht in dem Sinne nehmen dürfe, in welchem es in Deutschland verstanden würde. Im Orden, der ja zu keiner cura animarum bestimmt sei, verstehe man darunter nur das liturgische Fach der Pastoraldoctrin. Das ändert aber, entgegnete ich, an der Sache nichts, da ich in der Liturgie so unwissend bin wie in der Seelsorge. Er schloß die Unterredung mit dem Vorschlage: ich solle in dieser Angelegenheit selber mich brieflich an den Pater Provinzial wenden, und meine Einwendungen geltend machen; er wolle dann in einem Begleitschreiben mich unterstützen. Ich befolgte seinen Rath und übergab ihm meine Epistel. Die Antwort, die nicht lange auf sich warten ließ, lautete dahin: „ich solle nicht so viel mit dem philosophischen Gehorsam, desto mehr aber mit dem unbedingten Gehorsam mich befassen." Ich eilte alsbald mit diesem guten Rathe zum Rector, den ich zugleich fragte, ob er mein Schreiben befürwortet habe. Was ich Ihnen versprochen, habe ich gehalten, war seine Antwort, und deshalb kann ich mir auch die Antwort, die Sie erhalten haben, nicht erklären; und ich bin nun begierig auf die Beantwortung meines eigenen

Schreibens. Aber er erhielt keine Antwort; und wir Beide wußten einstweilen genug. Der Rector war offenbar von der polnischen Partei im Novizenhause wegen der Neuerungen in seiner Behandlung der deutschen Novizen verklagt worden, und ich nicht minder, weil ich mir Manches hatte zu Schulden kommen lassen in Beziehung auf die ascetische Gesinnung eines Novizen. Ich habe z. B. bereits erwähnt, daß ein Theil des Klostergartens Obstgarten war. Im Herbste des ersten Jahrs, welchen wir Deutsche in Staravies verlebten, waren die Obstbäume reich mit Früchten, besonders mit Aepfeln bedeckt. Da geschah es nun zuweilen, daß ich, wenn ich auf meinem Spaziergange durch den Garten ein Prachtexemplar eines Danziger Apfels auf dem Boden liegen sah, dasselbe in die Tasche steckte und auf meine Zelle trug, weniger um es zu verzehren, als um es auf gleichfalls ästhetische Weise mit dem Geruchs- und Gesichtssinne zu genießen. Das hatte unser Manuductor unstreitig angezeigt, wie aus folgendem Vorfall hervorgeht. Im Herbste desselben Jahres unternahm Landes eine Reise nach Lemberg zur Zeit, als Kaiser Franz in Begleitung des Fürsten Metternich mit Kaiser Alexander daselbst zusammentraf. Beim Abschiede von seinen Ordensbrüdern hinterließ er als Rector einige Anordnungen und Weisungen, unter denen sich auch diese befand: daß man dem Novizen Pater Günther nicht übel nehmen solle, wenn er sich einen schönen Apfel auf seine Zelle mitnehme. Dieses erzählte mir Pater Rinn bei seiner Rückkehr von der Lemberger Reise, wohin Pater Landes ihn als Begleiter mitgenommen hatte.

Der andere Vorfall war von ungleich größerer Bedeutung. Es war im zweiten Jahre unseres Noviziats, als wir

hörten, daß ein Profeßjesuit aus Genua in Begleitung eines jungen Polen nach Staravies kommen werde, und zwar mit Bewilligung des Generals in Rom, der seinem Wunsche nachgegeben, in die polnische Provinz, wo er vor vielen Jahren von Genua aus in den Orden eingetreten war, zu seinen alten Bekannten zurückzukehren. Derselbe hieß P. Molinari und war ein geborener Genuese. Er sah leidend aus, hinkte mit einem Beine, und mußte daher stets sich eines Stockes bedienen. Freundlich und höflich Allen gegenüber, war er es doch vorzüglich gegen uns Deutsche, die er auch häufig in ihren Zellen besuchte. In letzterer Beziehung wurde jedoch ich vor den Andern ausgezeichnet, und zwar zur Unzeit d. h. zur Zeit, wo der Novize seine vorgeschriebene Beschäftigung hatte. Es geschah das so oft, daß ich den Novizenmeister davon in Kenntniß setzen mußte, um zu hören, wie ich mich dem Besucher gegenüber zu verhalten habe, ob ich ihn auf die Stunden des Silentiums aufmerksam machen solle oder nicht. Der Bescheid, den ich erhielt, war dieser: „Lassen Sie nur den armen Mann so oft auf die Zelle kommen, als er an derselben anklopft, und lassen Sie ihn nie etwas entgelten! Er ist ein grundgelehrter Mann, und wird sich wohl über die literarischen Zustände in Deutschland Auskunft verschaffen wollen, wozu Ihre Collegen ihm nicht so behilflich sein können als Sie. Und gerade seine Liebe zur Wissenschaft war es, die ihm ein Schicksal bereitet hat, an dem er in seinen alten Tagen schwerer trägt, als ich befürchtet hatte." Weiter erzählte er mir dann, daß Molinari während seines Aufenthaltes in der russisch-polnischen Provinz ein Buch geschrieben habe unter dem Titel de communi sanctorum patrum errore (von dem gemeinschaftlichen Irrthume der

heiligen Väter), und daß er dasselbe an den Ordensgeneral geschickt habe, um die Erlaubniß zum Drucke zu erhalten. Was aber aus diesem Manuscripte geworden, hat Niemand erfahren, und dem Verfasser selber ist keine Silbe eines Urtheils über seine Arbeit zugekommen. Und das hat sich der Arme so zu Herzen genommen, daß er dem Trübsinne verfiel und in einem heftigeren Anfalle desselben sich zum Fenster hinausstürzte, wobei er ein Bein brach; von da an muß er sich eines Krückenstocks bedienen.

Wie sollte ich mir diese ganz freiwillige Mittheilung meines Novizenmeisters auslegen? Mußte ich den Schlüssel dazu nicht suchen in dem Verhalten des Pater Provinzial, der mit dem Novizenmeister so wenig zufrieden war als mit einem seiner Novizen? Wollte nicht Landes mir handgreiflich einen Wink geben für meine Zukunft im Orden? Auch ließ ich denselben nicht unbenützt in dem Augenblicke, wo ich mich entscheiden sollte, ob ich ohne Begleitung eines Laienbruders die Badereise nach Ungarn unternehmen wolle. Ich erklärte dem Rector: wenn ich einmal das Ordenskleid ausziehen müsse, um in ein Bad zu reisen, so möge er mir erlauben, dieses Bad in Oesterreich aufzusuchen, von dem ich mir eine bessere Wirkung verspräche, als in einem fremden Lande unter fremden Menschen. Auch diesen Wunsch erfüllte er mir. Dafür mußte ich aber auch seinem Wunsche nachgeben, vorher noch mit meinen zwei Landsleuten in die Exercitien einzutreten, die vor dem Schlusse des zweiten Noviziatjahrs abzumachen waren.

Auch während dieser ernsten Zeit unterließ Molinari es nicht, seine Besuche bei mir fortzusetzen. Der Gegenstand unserer Besprechung war gewöhnlich die deutsche Speculation, die ihm bis auf Kant's Kriticismus wohl bekannt war.

Neu war ihm die Opposition gegen diesen von Seite Jakobi's. In demjenigen, was ich über Jakobi's Philosophie ihm mittheilen konnte, erblickte er nichts als Platonismus, auf den er schlechter zu sprechen war als auf Aristoteles. Hier wäre nun der Punkt gewesen, wo ich auf den error communis der orientalischen Väter näher hätte eingehen können. Was mich aber davon abhielt, war das Vertrauen des P. Landes, das ich schonen mußte. Denn was derselbe mir über Molinari's Person und Schicksal anvertraut hatte, war selbstverständlich etwas, worüber ich mit Molinari nicht sprechen konnte, ohne daß dieser mich gefragt haben würde: woher wissen Sie das? Ich wagte es aber doch, in der Conversation mit ihm einen Schritt vorwärts zu thun. Schon früher hatte ich mit unserm Manuductor einen Gegenstand besprochen, der in unsern Meditationsbüchern vorkam und die semipantheistische Weltansicht betraf. Seine Auskunft genügte mir aber nicht, weil sie dem Irrthume zu sehr die Stange zu halten schien. Wenn ich mich darüber skandalisirte, daß die Kraft meines Armes, womit ich einem Andern einen tödtlichen Streich versetze, eine Kraft Gottes genannt werde, welche ich mißbrauche und dadurch eine Sündenschuld gegen Gott contrahire, für die ich Genugthuung leisten müsse, so fragte mich der Manuductor blos: ob ich denn vergessen habe, daß wir Alle in Gott weben und leben und sind? Und wenn ich ihn dann darauf aufmerksam machte, daß (nach der Jesuitenlehre) die vernünftige Seele das belebende Princip des Leibes sei; und daß ich nicht zugeben könne, daß jene Seele, als ein Gottesfunke, sich gegen den Willen Gottes entscheiden könne, so wurde mir jedesmal der Mund gestopft mit dem Geheimnisse alles Uebernatürlichen. — Pater Molinari aber meinte, das seien

bloße Schulansichten, denen die „kirchlichen" Schriftsteller huldigten, aber keine Dogmen der katholischen Kirche. Und weder Plato noch Aristoteles hätten eine Ahnung gehabt von der Offenbarungslehre der Weltschöpfung aus Nichts. Mit dieser Wahrheit müsse man an die Schriften der antiken Philosophen in und außer der Kirche sich begeben, wenn man erfahren wolle, was die Menschheit diesem oder jenem zu verdanken habe. Das war Molinari's erstes und letztes Wort über dieses Thema. Er kam im Laufe der Excitien immer seltener zu mir, bis er endlich ganz ausblieb. Ich aber wußte für mein ganzes Leben genug. Ich sah den Unglücklichen noch einmal bei meinem Abschiede aus dem Noviziate, aber in Gesellschaft mit andern Jesuiten, was mir ein Wort des Dankes unmöglich machte. Vor Ablauf eines Jahrs erfuhr ich in Wien, daß Molinari's Melancholie in Wahnsinn umgeschlagen sei, in welchem er sich für den Logos Gottes halte. So war denn endlich aus dem armen Manne, wie Landes ihn nannte, ein armer Narr geworden.

IX.
1824 — 1828.

Ich stehe also jetzt bei meiner Rückreise nach Wien. Dieselbe ging zunächst nicht weiter als bis nach Tarnow, wo der frühere Professor der Dogmatik an der Wiener Universität als Bischof residirte. Bei diesem durfte ich mich so lange aufhalten, bis eine schickliche Fahrgelegenheit zur Weiterreise sich fand. Das geschah aber sehr bald. Schon am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus 1824 befand ich mich wieder in der alten Kaiserstadt. Der erste Besuch galt meinem Freunde Horny, der einstweilen als Cooperator an

der Pfarrkirche am Hof fungirte, und in der Freude über unser Wiedersehen mir unter Zustimmung seines Pfarres den Antrag machte, seine geräumige Wohnung mit mir zu theilen. Und da ich hörte, daß dem Pfarrer damit gedient sei, wenn die Zahl brauchbarer Geistlichen in seiner Pfarrei sich vermehre, so ging ich ohne weitere Umstände auf den Antrag ein. Den vorzüglichsten Grund von Horny's Antrag fand ich in seiner Gemüthsstimmung, die sich nicht gebessert hatte. Hatte er sich in Staravies Vorwürfe darüber gemacht, daß er zu voreilig in den Orden eingetreten sei, so machte er sich jetzt den Vorwurf, zu voreilig aus demselben ausgetreten zu sein. Ich durfte daher auch jetzt ihm noch nicht sagen, daß mein Austritt kein definitiver, sondern nur ein interimistischer sei — bis zur Zeit der Heilung meines Leberleidens. An dieser Heilung zweifelte auch keiner von meinen alten ärztlichen Freunden. Einer derselben, ein Landsmann des Stabsarztes Isfording, Dr. Michael Glücker, ein Schwabe von Geburt, bot mir seine Wohnung in dem Dorfe Meidling bei Wien an, wo er sich in diesem Sommer mit seiner Pflegetochter aufhielt, um von der neuentdeckten kalten Schwefelquelle in erwärmten Wannenbädern Gebrauch zu machen. Denselben Gebrauch rieth er auch mir an, obwohl die Schwefelquelle zunächst keine Heilquelle für Leberleiden sei; aber ein tägliches Bad, vor dem Frühstück genommen, viele Bewegung in der reinen und frischen Luft des Schönbrunner Gartens und angenehmer Umgang mit alten Bekannten, meinte Glücker, werde auch heilsam wirken.

Ich nahm das Anerbieten an. Und wenn sich nun auch zu Meidling das Ohrensausen nicht ganz verlor, so wurde es doch erträglich, und blieb zeitweilig sogar ganz aus. Deshalb fragte ich Ende August meinen Doctor und Freund,

ob er nichts dagegen einzuwenden habe, daß ich zum Besuche meines Vaters nach Böhmen reise. Und er widerrieth es mir nicht. Meine Mutter war schon im ersten Jahre meines Noviziats gestorben, und zwar unter traurigen Umständen. Sie gab nämlich vor, ich sei ihr im Traume erschienen, und hätte so schlecht ausgesehen, daß sie sich einredete, ich sei ihr als Leiche erschienen. Darüber verfiel sie in Schwermuth, der mit Irrsinn endete, und erst in der letzten Stunde ihres Lebens sie wieder verließ. Der tiefste Grund von diesem ihrem Leidenszustande lag wohl in dem Gedanken: ist unser Sohn Anton todt, von dessen Unterstützung wir unser Leben fristen, wer wird dann für uns, die wir nichts mehr verdienen können, sorgen? Soviel ersah ich aus dem Briefe, den mir mein Vater nach Staravies geschrieben*), den mir aber Pater Landes erst gab,

*) Dieser Brief ist wohl, wie aus den beiden letzten Zeilen hervorgeht, der vom Bruder Franz (ohne Jahresangabe) so geschriebene, als ob der Vater selber ihn geschrieben hätte. Derselbe fand sich unter G.'s nachgelassenen Papieren vor und lautet:

Lindenau, den 28. December.

Vielgeliebter im Hern
und gesalbtes Haupt der katholischen Kirche und wohl Ehrwürdiger
Pater anthon Günther:

Erschröken sie nicht über diesen baldigen 2ten Brief, den sie Erhalten. Müth weinenden augen und viellen Trauern thue ich sie berichten den Tag ihrer und die Stunde ihres Hünscheidens aus diessem Jammer Thale. ihr Kopfwehe war nicht zu Stüllen durch verschiedene artzney Müttel Eynes verstängenen Artzes. Zu weyllen liessen sie etwas nach, aber von keyner Dauer, öfter Mahlen desto schlimmer, bis sie zu Eynem Lager kam, und das in Eyner küllen Kammer zu seyn, um zu ihrer Rastung und zuweyllen Eyn pahr Stunden Schlaff zu erwartten. Der Artz

nachdem von dem gewöhnlichen Vorleser während der Mahlzeit im Refectorium die Todesnachricht im Allgemeinen mitgetheilt worden war, zugleich mit der Aufforderung an

---

machte auch Eün Versuch Müth 2 Fläschlein Medizien ihren Magen zu Reynigen durch Eyn lindes purgir oder laxihr ihre Hitze im Kopfe zu däffen. aber folgte keyns von beiden. so viell folgete, das sie Still und Ruhig lag. Der Artz war fro und sagte die Mädizien wird was wirken. ich war fro und hoffte genessung. aber was geschah. in 8 Tägen viell sie in grosse Mattikeit. ihr Angesicht zeügte Eyne grosse änderung verlangte nichts mer zu Essen nur Trinken — nun war keyne Besserung mer zu hoffen. als Müth den hl. Sacramenten zu versehen. Der Her Pfarer Stetterwentzel der sie öffters in ihrer Krankheuth vorhün besuchet hat. kam nun Eylends sie Müth den Heyligen Sacramenten zu versehen in Gottes Namen. Das geschah den 19ten Decber abents um 9 Uhr, am Sontage darauf schien ihr Ende zu seyn in der Frue 7 Uhr. wir alle im Hauße Eynige Nachbaren waren zugegen, gabe ihr die Sterbekertze brennent in ihre Hant. Wir gesambten viellen auf die Knie und betdeten. um Eyne glückselige Stunde ihres Hünscheidens. Aber ihr erfollgete was. Sie lag wieder Ruhig und Stülle. Frantz u die Schwägerin und Florian gingen in die Fru Messe, um eine Vorbiette bey dem Hern Pfahrer vor Sie zu verichten. Dan lag sie Ruhig den gantzen Tag über bies auf die Nacht. aber nach Mütternacht war sie immer müth ihren Händen beschäfftiget, bies Morgen 7 Uhr dann lag sie Stülle. Um 8 Uhr güngen sie alle zur hl. Messe ün die Kirche. ich war nun allein bey ihr. ich keine gedanken das sie Sterben würde ich mein gebet betete und hielt die Sterbekerze ün ihren Händen. Da ich nun meyn gebeth zu Ende war, so betete ich die Liethtaney vom süssen Namen Jesue und da ich Worthe aussprach o du lam gottes welches du hienniemst die Sünden der Weldt. da gab sie ihren Geist auf und verschiedt. Auch die in der Kirche waren, kamen noch zu ihrem Ende. Das

Alle, am Altare der Verstorbenen zu gedenken. In dem Augenblicke der Verkündigung, daß die Mutter eines der anwesenden Ordensmitglieder gestorben sei, empfand ich einen Stich in meinem Herzen, so daß ich zu meinem Nachbar sagte: das ist gewiß meine Mutter!

Während meines Meidlinger Aufenthaltes hatte ich mir wiederholt vorgenommen, meinem Vater Nachricht zu geben von meiner Rückkehr nach Wien; immer aber wurde ich

---

war am Montage fru um 9 Uhr. Welcher Trost ihres Hünscheidens hatten wir alle, nun war ihr begräbnus. am Heyligen abendt fruh um 9 Uhr. aus ihrer Wohnung. Müth Gesange und Klange. zu ihrer Ruhe Stath getragen Eyne zahl Reuhe Begleitter gingen Müth ihr zur Ruhe Stadt.

Was dachte ich geliebter, bey ihrem grabe. Da liegt Meyne Gathin und Meyne gehielfin. die goth der Her Mir an Meyne Seytte Stelte das es an der Jahr 17 hundert und 82 schrieb, da wir die Treye Eynander versprochen bies in Todt. Hier liegt Eyne Mutter welche 6 Söhnleyn gezeüget hath. 3 Söhnlein sind Voraus gegangen und Ehrwartten ihre ankunfft. Hir liegt Eyne groß Mutter welche Freude hath sie an ihren Enkeln Erlebt. die sie umarmet und an ihr Hertze gedrucket hath. 2 Enkellein liegen — — an ihrer seitte bey der groß Mutter und Ehrwartten ihre ankunfft im Himmel.

Nun so Ruhe den geliebte Mutter im Friden. Ruffe ich getreuer EMan. Das werden auch sie Thun wohl Ehrwürdiger Priester im Hern. wie auch ihre 2 Brüder. Nun bin ich Ein Wieth Man und brauche Tägliche Pflegung. Der Sohn Frantz und die schwägerin sagten zu Mür wir geben Euch Kost was wir haben und halten Euch in der Wäsche und Rein Niknith frey aber an Kleidungs Stücken nicht. Wann mir nur der Her Bruder 50 fl. jährlich gebe so hätte unser Vatter seyne gehörige ordnung. so bitt ich geliebtr er Möchte mir schreübefehler zu gutte halten. so folget unssere Empfehlung."

durch den Gedanken davon zurückgehalten: um so größer wird die Freude des Wiedersehens für den lieben Greis ausfallen, je unerwarteter sie kommt. Ueberdies mußte ich mir ja auch noch sagen, daß der Abschied, den ich vor zwei Jahren von meinen Eltern genommen, nach meiner Meinung ein Abschied für immer gewesen; wozu also alle weitere Schreiberei? Und in der That machte die göttliche Vorsehung vollen Ernst mit meinem damaligen Abschiede. Die Mutter konnte ich, wie ich wußte, nicht wiedersehen, den Vater, was ich noch nicht wußte, sollte ich auch nicht wiedersehen. Der Herr alles Lebens nahm ihn am 17. September dieses Jahres, am Feste der Wundmale seines Namenspatrons Franz v. Assissi in der Morgenstunde zu sich. Wäre ich daher einige Tage früher, als es geschah, in Lindenau eingetroffen, so hätte ich selber seinen Leichnam einsegnen können. Wenn ich ihn aber zeitig genug etwas von mir hätte hören lassen, so würde wohl die Freude des Wiedersehens seine Tage noch etwas verlängert haben; aber den Trost hätte ich nicht gehabt, den ich jetzt empfand über den Tag seines Hinscheidens. Er hatte selbst in seinem vorgerückten Alter es nie unterlassen, am Portiunculafeste eine Wallfahrt nach dem Kapuzinerkloster zu Reichstadt zu machen. Von seiner letzten Reise dahin im Jahre vor seinem Tode schrieb er mir, daß er in der Vigil des Festes (mit mehreren Andern, die wie er kein nächtliches Unterkommen im Städtchen gefunden hatten) auf den Stufen des Hochaltars, also in der Nähe des guten Hirten die Nacht zugebracht habe.

Mein diesmaliger Aufenthalt im väterlichen Hause (im Herbste 1824) war von keiner langen Dauer. Es trieb mich nach Wien zurück, um den P. Landes von den Vor-

gängen in Kenntniß zu setzen, die in meinem Innern eine große Veränderung bewirkt hatten. Ich war nämlich jetzt fest entschlossen, ins Noviziat zurückzukehren. Das Theuerste hienieden hatte ich verloren; was konnte mich noch abhalten, den Schritt, den ich einmal und nicht unbesonnen gethan, für immer zu thun? Gegen alles Erwarten erhielt ich auch sehr bald einen Bescheid. Landes sprach zwar seine Freude über meinen Entschluß aus, bemerkte aber zugleich: „so lange bei uns die Sachen so stehen, wie sie stehen, muß ich Ihnen, ganz abgesehen von Ihrer Kränklichkeit, offen gestehen: Sie passen nicht für uns und wir nicht für Sie.“ Jetzt erst wußte ich ganz genau, wie viel Uhr es für mich in der Societät Jesu geschlagen. Bisher hatte ich redlich das Meinige gethan, das Weitere konnte ich jetzt getrost dem Himmel anheimstellen. Dazu kam noch, daß Landes seinen Posten in Galizien vertauschen mußte gegen einen andern in der Stadt Rom, und zwar an Seite des Generals, um die Angelegenheiten der deutschen Zunge in der Societät zu besorgen. War, wie kaum zu bezweifeln, diese Versetzung des P. Landes durch die polnische Partei bewirkt worden, so gab dieselbe deutlich zu erkennen, daß sie im Noviziat von deutscher Wissenschaft nichts wissen wolle.

Während seines römischen Aufenthaltes habe ich von Landes nur einmal ein kurzes Schreiben, und zwar als Einlage eines Briefs an Horny erhalten. Darin legte er mir ans Herz: daß ich mich im Wissen und Glauben immer nur an das halten solle, was der infallibele Papst festhalte. Sollte dies (fragte ich mich) ein Correctiv der polnischen Ansicht sein, daß der Jesuitenorden die Kirche in der Kirche sei? Uebrigens blieb es kein Geheimniß für die Deutschen im Orden, daß Landes nur nach Rom

promovirt worden sei, um aus Galizien amovirt zu werden; und ein Glück für ihn war es, daß er in Rom bald das Zeitliche segnete.

In demselben Jahre starb auch der Pfarrer zu Brunn am Gebirge, Michael Korn. Und so hatte ich denn diejenigen, die mir im Leben am theuersten waren, verloren; um so unabhängiger aber war ich geworden in der Wahl meiner künftigen Beschäftigung. Ich wohnte, wie schon erwähnt, im Pfarrhause am Hofe, und hatte auch in Gesellschaft der übrigen Cooperatoren den Tisch beim Pfarrer Josef Hüller, und zwar in Berücksichtigung meiner Dienstleistungen in der Kirche gegen geringe Vergütung. Wohl hätte ich vertragsmäßig mein Unterkommen im fürstlichen Hause Bretzenheim finden können, aber ich zog die Stille des Pfarrhofes dem Salonleben vor, und beschränkte mich auf die Besuche, welche ich der Fürstin, die während meines Aufenthaltes in Galizien Witwe geworden, von Zeit zu Zeit machte. Meine Beschäftigung außerhalb des Pfarrhauses betraf nur das fürstlich Schwarzenbergische Haus in der Stadt, in welchem (wie schon früher bemerkt) mein alter Freund Lorenz Greif die Erziehung des jüngsten Prinzen übernommen hatte. Letzterer hatte gerade in dem Jahre meiner Rückkehr aus Galizien das Gymnasium absolvirt, und Greif fragte mich daher, ob ich nicht den Unterricht in den Gegenständen des philosophischen Cursus übernehmen wolle, wozu ich gern bereit war. Später übernahm ich auch noch den höheren Unterricht in der Religion für die zwei älteren Prinzessinnen, der mir viel Vergnügen machte. Die eine derselben, die Fürstin Caroline, wurde später die Gemahlin meines älteren Zöglings Ferdinand Bretzenheim.

In dieselbe Zeit fiel auch der Antrag, den Polizeiminister Graf Sedlnitzky an mich stellte, in das Censurcollegium einzutreten. Die Veranlassung dazu hatten wohl meine Arbeiten in den Wiener Jahrbüchern, an denen ich mich schon vor meinem Eintritte in die Theologie betheiligt hatte, gegeben. Dadurch wurde zwar meine freie Zeit sehr in Anspruch genommen, weil mir im Hinblick auf meine philosophischen und juristischen Studien Schriften und Bücher aus diesen beiden Fächern unterbreitet wurden. Aber es eröffnete sich mir zugleich die Aussicht, meine eigenen wissenschaftlichen Producte, die ich schon damals im Auge hatte, auf den Markt bringen zu können. Mein Hauptvorhaben betraf das Thema des unglücklichen Pater Molinari. Ich darf wohl sagen, daß ich mit der Frage: worin bestand der communis error der orientalischen Väter alle Tage aufstand und mit derselben Frage mich zu Bette legte. Auch hatte ich den guten Rath aus seinem Munde nicht vergessen: „Machen Sie nur ausgiebigere Studien in den Philosophen Griechenlands als bisher, und verachten Sie dabei nicht den Katechismus, und die Antwort auf obige Frage wird Ihnen wie von selbst in den Mund fallen!“

Erwähnen muß ich hier auch noch, welchen Mann mir die Vorsehung zuschickte, der mir in der Ausführung meines Planes mit Rath und That an die Hand ging. Es war das Johann Heinrich Pabst, Doctor der Medizin, der spätere Verfasser der Schriften „der Mensch und seine Geschichte“ 1830, „Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe“ 1835, „Gibt es eine Philosophie des positiven Christenthums, die Frage über Leben und Tod des 19. Jahrhunderts“ 1832, „Ein Wort über Extase“ 1834, und (in Verbindung mit mir) „Janusköpfe“ 1834. Ich wurde

mit ihm bekannt durch Vermittelung des Directors im erzbischöflichen Seminar*), der sein Beichtvater war und ihm von Zeit zu Zeit die Wiener Jahrbücher zukommen ließ, deren Mitarbeiter ich damals für das Fach der Anthropologie war. Diese meine Beiträge interessirten ihn, und er wünschte daher meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Und wir wurden nicht blos miteinander bekannt, sondern die intimsten Freunde, und blieben es bis zu seinem frühen Tode**).

Pabst besaß bedeutende Kenntnisse im Gebiete der Naturphilosophie, die mir bei meinem Vorhaben sehr zu statten kamen, so wie ihm meine biblisch-theologischen Kenntnisse, mit denen er als Christ vertrauter werden wollte. Wie ich hatte nämlich auch er den Weg zum katholischen Glauben vom Unglauben aus zurückgelegt, aber erst nach schweren Heimsuchungen. Nachdem er 1807 zu Göttingen in der Medizin promovirt hatte, kam er nach Wien, konnte jedoch hier keine Anstellung erhalten, weil nach den kurz vorher erlassenen Verordnungen fremde Doctoren der Medizin, um anstellungsfähig zu sein oder die ärztliche Praxis üben zu dürfen, sich der Bedingung unterwerfen mußten, von Neuem einige Jahre Vorlesungen und die Kliniken zu frequentiren und Prüfungen sich zu unterziehen. Um seine Existenz zu fristen, nahm er die Erzieherstelle bei dem begüterten Baron Moser an. Als ich ihn kennen lernte, lebte er als pensio-

*) Es geschah dieses schon im Jahre 1824. Der Beichtvater hieß Zenner.

**) Pabst war geboren am 25. Januar 1785 und starb am 28. Juli 1838. Seine Biographie findet sich in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie Heft 27 S. 227 u. ff. und bei Löwe a. a. O. S. 146—149 und S. 188.

nirter Erzieher im Hause dieses Barons, dessen beide Söhne seine Eleven gewesen. Aber bevor noch die Erziehung derselben vollendet war, nahm er, in dem Kriegsjahre 1809, da Mangel an österreichischen Militärärzten war, die Stelle als Oberarzt an. Und da traf ihn das Loos, die Verwundeten seines Regimentes und anderer Regimenter auf Schiffen ins Ungarland zu begleiten. Auf dieser Wasserfahrt wurde er vom Nervenfieber befallen; da wendete er sich von Erlau aus, wo es den Bemühungen der barmherzigen Brüder gelang, seine Gesundheit wieder herzustellen, von Neuem an den trefflichen Baron, der ihm nun den Rath ertheilte, den Militärdienst zu quittiren, und wieder in seine frühere Stellung in der Familie einzutreten. Diese Wiederaufnahme mag denn auch als Beweis dienen, welch treffliche Persönlichkeit Dr. Pabst war, von der sich nicht leicht Jemand zu trennen vermochte, der sie einmal kennen gelernt hatte. Ein Jahr später verfiel er in dem Moser'schen Hause abermals in eine schwere Krankheit, die mit dem Verluste seines linken Auges endete.

Was seine philosophischen Studien betrifft, so war er als Mediziner ein Anhänger der Schelling'schen Identitätslehre geworden, zugleich aber auch ein großer Verehrer des Cartesius, seitdem er die Schriften desselben kennen gelernt hatte. Wie dieses gekommen, hat er mir wiederholt mit Vergnügen erzählt. Als eine Klosterbibliothek unter der Aufsicht eines geistlichen Herrn, mit dem der Studiosus Pabst bekannt war, versteigert oder vielmehr verschleudert werden sollte, gab jener diesem zu verstehen: wenn ihm ein oder das andere Buch gefalle, so möge er dasselbe sich nur aneignen. Eines dieser Bücher waren die opera omnia Cartesii, die von nun an seine Lieblingslecture wurden.

Also war mein neuer Lebensgefährte ausgerüstet, als wir uns an die Untersuchung der Frage machten, worin der gemeinsame Irrthum der Kirchenväter bestehe. Wenn dieselben der Lehre des Plato huldigten, bevor sie Christen wurden, so wird daher ihr Irrthum rühren. Denn mit seiner Behauptung, daß bei Plato keine Spur von einer Weltschöpfung im Sinne des Mosaismus zu finden sei, wird Molinari Recht behalten. So dachte Pabst und berief sich für seine Ansicht auf den antiken Dualismus von Nous und Hyle (Form und Materie), den Plato dem Weltganzen voraussetzte, um aus dieser ewigen Zweiheit alle Erscheinungen in der Welt zu erklären. Da aber anderseits, um zur Ahnung der Einheit des absoluten Wesens zu kommen, aus der die Zweiheit in der Welt erst hervorgegangen sein kann, kein allzu gesunder speculativer Geist erforderlich ist, und da überdies Gott als Creator sich nicht unbezeugt in der Welt gelassen haben kann; so führte uns die Untersuchung auf die Entstehung des Heidenthums in der Geschichte der Menschheit. Es war damals eine gangbare Ansicht, der auch Friedrich Schlegel in Wien huldigte, daß der Ursprung des Heidenthums in der Verwechselung des Zeichens mit dem Bezeichneten (des Symbols mit der Sache) zu suchen sei. Damit konnte aber Keiner von uns Beiden sich befriedigt fühlen. Denn damit lassen sich wohl gewisse Modificationen in der heidnischen Religion erklären, nicht aber diese selber als Anbetung des Naturlebens im Großen und Ganzen. Diese Verabsolutirung der Natur konnte nur dann eintreten, wenn der Geist des Menschen seine Autonomie (gegenüber der Gesammtnatur) bereits eingebüßt hatte, und dadurch zu einem gesteigerten Producte des Naturlebens herabgesunken war. Diese Umwandlung aber konnte nur auf

dem Wege der persönlichen Verschuldungen des Menschengeschlechts im geschichtlichen Verlaufe desselben eingetreten sein, da der erste Mensch (Adam) auch nach der verunglückten Freiheitsprobe im Paradiese das Bewußtsein seiner creatürlichen Selbstheit und Selbstständigkeit nicht in demselben Momente verlieren konnte, in welchem er es gewann. Was aber in der Wirklichkeit nicht mehr geübt und erlebt wird, das geht mit der Zeit auch für das Wissen und Gewissen verloren. Ist aber an die Stelle der Persönlichkeit des creatürlichen Geistes die Subjectivität des thierischen Individuums getreten, so fragt sich: welchen Platz kann dann der Geist dem Gottesgedanken, der von seinem Ichgedanken unzertrennlich ist, im Universum anweisen? Unstreitig nur jenen Platz, auf welchem Gott als das gemeinsame Princip alles dessen vorgestellt wird, was sich im Weltganzen als Unbelebtes und Belebtes darstellt.

Mit diesem Charakter der Immanenz treten schon die Volksreligionen im Heidenthume auf; und nirgends in der Geschichte des Denkgeistes finden wir, daß dieser jene Immanenz durch eine Transcendenz verdrängt hätte. Und wenn der Mensch als Denkwesen sich nicht zu erheben vermag über den formalen Begriff, als Gedanken von dem Gemeinsamen in den Erscheinungen der Natur, die im thierischen Individuum zu Vorstellungen werden, so kann er auch vom Absoluten nichts Anderes aussagen, als daß es das Allgemeine in höchster Steigerung sei, zu welchem die Welt sich verhält als der Inbegriff seiner Besonderungen. Diese aber können sich nur auf dem Wege emanirender Thätigkeit des Absoluten einstellen, wodurch die Creation ausgeschlossen ist.

Nach der Weise aber, wie die erste Creation vor aller Geschichte verstanden wird, wird auch die zweite in der

Also war mein neuer Lebensgefährte ausgerüstet, als wir uns an die Untersuchung der Frage machten, worin der gemeinsame Irrthum der Kirchenväter bestehe. Wenn dieselben der Lehre des Plato huldigten, bevor sie Christen wurden, so wird daher ihr Irrthum rühren. Denn mit seiner Behauptung, daß bei Plato keine Spur von einer Weltschöpfung im Sinne des Mosaismus zu finden sei, wird Molinari Recht behalten. So dachte Pabst und berief sich für seine Ansicht auf den antiken Dualismus von Nous und Hyle (Form und Materie), den Plato dem Weltganzen voraussetzte, um aus dieser ewigen Zweiheit alle Erscheinungen in der Welt zu erklären. Da aber anderseits, um zur Ahnung der Einheit des absoluten Wesens zu kommen, aus der die Zweiheit in der Welt erst hervorgegangen sein kann, kein allzu gesunder speculativer Geist erforderlich ist, und da überdies Gott als Creator sich nicht unbezeugt in der Welt gelassen haben kann; so führte uns die Untersuchung auf die Entstehung des Heidenthums in der Geschichte der Menschheit. Es war damals eine gangbare Ansicht, der auch Friedrich Schlegel in Wien huldigte, daß der Ursprung des Heidenthums in der Verwechselung des Zeichens mit dem Bezeichneten (des Symbols mit der Sache) zu suchen sei. Damit konnte aber Keiner von uns Beiden sich befriedigt fühlen. Denn damit lassen sich wohl gewisse Modificationen in der heidnischen Religion erklären, nicht aber diese selber als Anbetung des Naturlebens im Großen und Ganzen. Diese Verabsolutirung der Natur konnte nur dann eintreten, wenn der Geist des Menschen seine Autonomie (gegenüber der Gesammtnatur) bereits eingebüßt hatte, und dadurch zu einem gesteigerten Producte des Naturlebens herabgesunken war. Diese Umwandlung aber konnte nur auf

dem Wege der persönlichen Verschuldungen des Menschengeschlechts im geschichtlichen Verlaufe desselben eingetreten sein, da der erste Mensch (Adam) auch nach der verunglückten Freiheitsprobe im Paradiese das Bewußtsein seiner creatürlichen Selbstheit und Selbstständigkeit nicht in demselben Momente verlieren konnte, in welchem er es gewann. Was aber in der Wirklichkeit nicht mehr geübt und erlebt wird, das geht mit der Zeit auch für das Wissen und Gewissen verloren. Ist aber an die Stelle der Persönlichkeit des creatürlichen Geistes die Subjectivität des thierischen Individuums getreten, so fragt sich: welchen Platz kann dann der Geist dem Gottesgedanken, der von seinem Ichgedanken unzertrennlich ist, im Universum anweisen? Unstreitig nur jenen Platz, auf welchem Gott als das gemeinsame Princip alles dessen vorgestellt wird, was sich im Weltganzen als Unbelebtes und Belebtes darstellt.

Mit diesem Charakter der Immanenz treten schon die Volksreligionen im Heidenthume auf; und nirgends in der Geschichte des Denkgeistes finden wir, daß dieser jene Immanenz durch eine Transcendenz verdrängt hätte. Und wenn der Mensch als Denkwesen sich nicht zu erheben vermag über den formalen Begriff, als Gedanken von dem Gemeinsamen in den Erscheinungen der Natur, die im thierischen Individuum zu Vorstellungen werden, so kann er auch vom Absoluten nichts Anderes aussagen, als daß es das Allgemeine in höchster Steigerung sei, zu welchem die Welt sich verhält als der Inbegriff seiner Besonderungen. Diese aber können sich nur auf dem Wege emanirender Thätigkeit des Absoluten einstellen, wodurch die Creation ausgeschlossen ist.

Nach der Weise aber, wie die erste Creation vor aller Geschichte verstanden wird, wird auch die zweite in der

Geschichte verstanden; und diese ist eben der Gegenstand der historischen Offenbarung oder des sogenannten positiven Christenthums, in welchem Alles um das von Gott gesetzte und gelegte Fundament d. h. um den zweiten Adam sich dreht und bewegt, als dem Sohne des Menschen, mit welchem der Logos Gottes ursprünglich verbunden und geeinigt war.

Unsere Untersuchung führte uns also zu dem Resultate, daß der Schlüssel zum Verständnisse des positiven Christenthums nicht in der antiken Begriffsspeculation liege, und daß die Benützung derselben der gemeinsame Fehlgriff der Väter im Oriente und (unter dem späteren Haupteinflusse des Aristoteles) der sogenannten Scholastik im Occidente sei. Die Folge war die Herrschaft des Heidenthums im Christenthume bis auf unsere Tage, also bis ins dritte Jahrhundert nach der Reformation des sechzehnten. Und selbst diese hat das zwar große, aber blos negative Verdienst um die Wissenschaft, alle Consequenzen aus dem Principe der antiken Philosophie zu Tage gefördert zu haben, unbeirrt von jedem Einflusse der kirchlichen Auctorität; wie denn auch die evangelischen Confessionen die Wesenseinheit der göttlichen und menschlichen Natur als die Errungenschaft der Reformation begrüßen.

Wie es aber früher meine Absicht nicht gewesen, die Weltansicht Molinari's zu veröffentlichen, weil ich dadurch sein Loos nicht verbessert haben würde, so wurde ich auch jetzt von diesem Einfalle nicht geplagt. Aber eben so wenig kam mir in den Sinn, meinen Fund als Pfund in das Leichentuch zu hüllen und bis auf günstigere Tage bei Seite zu legen. Denn um keinen Preis wollte ich mir zurufen lassen: ex ore tuo te iudico, serve nequam (aus

deinem Munde richte ich dich, du böser Knecht). Und auch selber mußte ich mir zurufen: warum soll das, was dich aus der Nacht des Zweifels in die Tageshelle des Glaubens geführt hat, nicht auch bei Andern dieselbe Wirkung hervorbringen? So entstand in mir allmälig der Entschluß, eine Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums und zwar in der Briefform zu entwerfen und auszuführen. Denn in dieser Form glaubte ich besser als in der des Dialogs Vieles an den Mann bringen zu können, was mir nicht blos im Kopfe lag, sondern auch den Pulsschlag meines Herzens beschleunigte. Dazu gesellte sich später die Absicht, dem verstorbenen Pfarrer in Brunn, Michael Korn, ein Denkmal zu setzen für die unermüdliche und treue Liebe, die er mir für mein ganzes übriges Leben erwiesen. So entstand der Briefwechsel zwischen Onkel Peregrinus Niger und dessen Neffen Thomas Wendeling. Und es war im Jahre 1828, als der erste Band dieses Briefwechsels bei Wallishausser in Wien erschien, der zweite Band aber im Jahre 1829.

Hiemit schließt Günther's Selbstbiographie, denn er war der Ansicht, daß seine weitere Lebensgeschichte, so weit sie für das Publikum von Interesse sei, in seinen Schriften enthalten wäre. Zur Ergänzung derselben lasse ich, ehe ich die Fortsetzung liefere, einige Briefe aus der Zeit vor dem Jahre 1828, die sich im Nachlasse G.'s vorgefunden haben, folgen; und dann einen kurzen Auszug aus Aufsätzen G.'s, die in der Wiener Allgemeinen Literaturzeitung (1813—1816) und in den Wiener Jahrbüchern der Literatur erschienen sind. Letzteres um so mehr, als von diesen Arbeiten in Allem, was bisher über G. geschrieben worden, meines Wissens so gut wie keine Notiz genommen worden ist.

Vervollständigung der Selbstbiographie Günther's.

I.

Briefe an Günther vor dem Erscheinen der Vorschule.

1. Von Pater Alois Landes, der nach allem von G. über ihn Mitgetheilten demselben mit väterlichem Wohlwollen zugethan war, habe ich drei Briefe vorgefunden. Dieselben lauten:

„Hochwürdiger Herr!

E. H. verehrtes Schreiben vom 15. December erhielt ich gestern. Nun schreibe ich das drittemal eigenhändig an E. H. Ich kann mir nicht vorstellen, daß meine zwey vorhergehende Antwortschreiben sollen verloren gegangen seyn. Ich glaubte bisher noch immer, daß beyde angekommen seyn, und ward in Ansehung des zweitens in meinem Glauben durch folgende Worte des H. Horni bestärket: P. Günther hat das überschickte Zeugniß, so wie früher schon ein Briefchen von E. H. selbst, und später ein andres von P. Meyer richtig empfangen. So schrieb P. Horni den 3. Dezember.

Bald nach E. H. Abreise von Staravies schrieb ich sowohl an den B. Pinkler, als auch an den P. Horni (es sey denn, daß ich mich in Betreff dieses sehr irre) es sey dem P. Günther auf keine Weise zu rathen, daß er bey der mißlichen Lage unsrer Gesellschaft nach Galizien zurückkehre. Man glaubte mir damals nicht. Allein ich wußte wohl, daß ich die Wahrheit berichtete. Seitdem (und dieß ist ebenso wahr) ist die Lage nicht besser geworden. Meines Erachtens können E. H. mit dem Beystande Gottes außer Polen, und in den gegenwärtigen Umständen auch außer der Gesellschaft für die heilige Kirche und der Seelen mehr thun, als in Polen und in der Gesellschaft. Gott segne Ihre Arbeiten!

Alle Aufträge in Ansehung der Schriften, der Bücher und der Bilder werden aufs genaueste vollzogen werden. Zum Glück, daß

P. Rinn noch in Staravies sich befindet. Er und Stadler werden ihr möglichstes thun, daß alles ordentlich eingepackt wird.

Ich habe E. H. auf die Reise hundert Gulden Conventions-Münze mitgegeben.

Die Unkosten des Transportes werden wir Ihnen zu berichten nicht unterlassen.

Nun wünsche ich E. H. ein vergnügen- und segenvolles neues Jahr, und beharre mit schuldiger Achtung und Ergebenheit

Euer Hochwürden

gehorsamster Diener

Aloys Landes S. J. m. p.

Staravies den 31. Dez. 1824."

„Hochwürdiger Herr!

Der Hochwürdigste Bischoff von Tyniez hat mir auf E. H. Verlangen die hundert Gulden C. M. zugeschickt. Ich statte E. H. für diese Ihre Liebe den verbindlichsten, herzlichsten Dank ab, und wünsche Ihnen, daß der liebe Gott, für dessen Ehre Sie arbeiten, Ihnen allen geistlichen und zeitlichen Segen ertheilen wolle. Meinen liebwerthen Leopold bitte ich in meinem Namen zu grüßen. Ich empfehle mich und die meinigen beyder frommem Gebethe beym Altare, und auch an andern Orten. Mit wahrer Hochschätzung und aufrichtiger Ergebenheit beharre ich

Euer Hochwürden

mindester, gehorsamster Diener

in Christo P. Aloys Landes S. J."

S. W. den 12. April 1825.

„Hochwürdiger Herr Pater Günther

Verehrtester Gönner und Freund!

Unbeschreibliches Vergnügen machte mir E. H. werthe Zuschrift vom 3. Dec., die ich den 13. desselben Monats erhielt. Dank E. H. für Ihre Wohlgewogenheit gegen mich, für Ihre Liebe gegen die G., meine Mutter, und für Ihr Andenken beim Altare, tausend Dank! Es freut mich, und ich danke Gott, daß es Ihnen gut geht, daß Sie gesund sind, daß Sie von dem Getümmel der großen Welt entfernt, in einer heiligen und heilsamen Zurückgezogenheit, die kostbare Zeit größtentheils entweder mit Bethen, oder mit gelehrten Arbeiten für

Kirche und Staat zubringen. So ist's recht; dieß steht einem Römisch-katholischen Priester zu. Polen war nicht für Sie, und Sie nicht für Polen, in den damaligen Umständen. Darüber können Sie ruhig seyn. Indeß ist, wie Sie richtig bemerken, aller Tage Abend auch anderswo noch nicht vorüber. Ueber das, was E. H. von Salat und Consorten erzählten, mußte ich herzlich lachen. Ich kenne diese Leute. Es sind böse und gefährliche Menschen. Gefährlich für alles bestehende Gute. O daß dieß jene erkennten, denen am meisten daran liegt! Lieber P. Günther! Es ist hohe Zeit dem Uebel mit erneuter Kraft abzuhelfen. Gleichviel wer hilft, wenn man nur ernstlich hilft. Die Worte Ihres verehrlichen Schreibens „mit einer Hand repleta muneribus" (voll von Geschenken) erinnern mich an das freimüthige Bekenntniß des Präsidenten Holland, welcher unsre Aufhebung in Frankreich unter Ludwig dem XV. mit großer Wuth betrieben hat: L'affaire seule des Jesuites me coûtoit de mon argent, plus de soixante mille livres. – Ils n'auroient pas été eteints, si je n'avois consacré à cette oeuvre mon tems, ma santé, et mon argent. Dieß Bekenntniß steht in einem zu Paris im J. 1781 gedruckten und vom Herrn Präsidenten selbst herausgegebenen Memoire. Es versteht sich von selbst, daß die Handhabung der Gerechtigkeit die vornehmste Pflicht einer so ansehnlichen Magistrats-Person gewesen.

P. N. Stöger befindet sich wohl. Es gehen Monate und Jahre vorüber, ohne daß er ein Pülverchen, Tränklein oder Pillen aus der Apotheke vonnöthen hätte, und er ist doch kein Eisenfresser. Jüngsthin übergab er mir einen Brief an E. H., den er aber vielmehr von jemand anderm genöthigt, als aus eignem Antrieb geschrieben. Ich nahm mir die Freyheit, nur den ersten Theil dieses Briefs E. H. zu übersenden, den zweyten Theil aber, der eine sehr überlästige, kostspielige, dermal unnöthige, und dem P. Stöger ganz fremde Commission enthält, hier zu behalten. Den Beschluß des Briefes schreibe ich hieher.

„Noch ein paar Worte. Ich habe von Deinen Büchern die Ueber-„setzung der Medit. des h. Aug. und Terstegens Leben heiliger „Seelen zurückbehalten. Ich bitte Dich, mache mir die Freude, die-„selben als ein Andenken von Dir behalten zu dürfen. — Stollbergs

„Geschichte, sein Büchlein von der Liebe, und Schlegels Gedicht an „die Schmerzens-Mutter, welche Du mir einst geliehen, hat P. Rinn „nach Tarnopol mit sich genommen. Er wird sich wohl mit Dir ins „Einverständniß setzen; auch das Rosenkranzbüchlein von Passy ist zu„fälligerweise hier geblieben. — Lebe nun wohl! u. s. w.

Wenn E. H. mir oder dem P. Stöger oder auch beyden antworten, so bitte ich die E. H. ohnehin unbekannte beschwerliche Commission mit keinem Worte zu berühren.

Nun komme ich auf die gütige Nachfrage von dem Befinden des P. Molinari. Er ist stets gesund, ohngleich gesünder hier in Polen, als er im Außland und selbst in Italien seinem Vaterland gewesen war. Er ist auch stets heiter, wenigst ist von einem Trübsinn, von einer Traurigkeit und Niedergeschlagenheit nichts zu merken. Schade nur, daß seine vielfältigen Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse nur sehr wenig wahres Gute hervorbringen. Er beschäftigt sich nur allein mit Büchern und Wissenschaften, lernt von Tag zu Tag mehr für sich, ohne den gewünschten Gebrauch für Andre zu machen.

P. Rahoza läßt E. H. grüßen. An den P. Rinn schicke ich E. H. Brief. Nun leben Sie recht wohl. Ich empfehle mich und die Meinigen in Ihr heiliges Gebeth. Glückseliges Neues Jahr!

E. H.

gehorsamster, ergebenster Diener

P. Aloys Landes S. J."

Staravies den 15. Dec. 1825.

2. Das oben erwähnte Blatt des Stöger'schen Briefes lautet:

„L. J. Chr. et M. Staravies den 21/11. 1825.

Hochwürdiger, Geliebter Freund und Bruder Günther!

Habe ich gleich die lange Zeit hindurch, seit meine Prophezeiung in Erfüllung gegangen, auch noch kein Wörtlein mit Dir gesprochen; so ist doch das Band unserer Verbrüderung, welches in jener unvergeßlichen Zeit zu Raab seit dem mir noch im Gedächtniß lebenden Toast mein verschuldetes Herz auf immer mit Dir vereint hat, darum nicht lockerer geworden. Wir müssen ja doch alle auf

gleichem Wege — durch Jesum — wieder in Gott eingehen, die wir einst von Gott ausgegangen sind, wenn auch der Eine so, der Andere so.

Während unsers neulichen Ausflugs zum Bischof Ziegler, dessen Herz wirklich von recht bischöflicher heiliger Liebe überfließet und der uns durch seine alte, schlichte, ächt germanische Biederkeit innerlich erquicket hat — habe ich auch Gelegenheit gehabt, einige neuere Produkte deiner Spekulazion, wiewohl nur mit flüchtigem Auge durchzusehen, und verlange sehr, daß Alle, die Du bekämpfest, ins Reich der Wahrheit — wenn es schon nicht anders geht — hinein voltigiren; indeß kann ich doch nicht umhin, meinen, Dir schon mehrmals geäußerten Wunsch auch jetzt wieder auszusprechen, daß ein Mann, wie Du, der durch Gottes Gnaden mit so vieler Wissenschaft ausgerüstet und von einem so glühenden Eifer beseelt ist, im Reiche Gottes für Jesum und Seine heilige Kirche zu streiten, ohne Menschenlob und Menschenlohn zu suchen; ja! der bereit ist mit meinem vielgeliebten großen h. Paulus non solum alligari, sed et mori propter nomen Domini Jesu (nicht blos gebunden zu werden, sondern auch zu sterben um des Namens Jesu willen) — lieber einmal selbstständig und offensiv auftreten möchte, und — statt sich zu würdigen, so oft den Fehdehandschuh einzelner Scribenten aufzuheben, deren Namen wie ein Rauch von selbst verschwinden wird, nnd deren Leistungen in der Hölle begraben sind — vielmehr den Krieg gegen das ganze Heer des neumodischen Unglaubens zu führen, um dem pantheistischen Gotte mit dem zweischneidigen Schwerte des Worts auf einen Streich den Kopf wieder abzuschlagen, welchen ihm — nach Deiner Aeußerung — die Semipantheisten aufgesetzt haben.

Das beiliegende Blatt bitte ich dem Hochwürdigen." Das Weitere fehlt. Günther aber schrieb mit Bleistift darunter: Servus tuus sum ego, da mihi intellectum, ut sciam testimonia tua; (Dein Diener bin ich, gib mir Einsicht, daß ich deine Bezeugungen erkenne.)

3. Zur Zeit, wo Günther sich entschlossen hatte, nicht wieder nach Galizien zurückzukehren, und nun rathlos war, wohin er sich wenden solle, erhielt er folgenden Brief von Ziegler, Bischof in Bochnia (später in Linz):

„Bochnia 23. Xbr 1824.

Hochwürdiger Herr, Freund und Bruder in Christus!

Ihr verehrtes Schreiben vom 15. Xbr hat für mich zu viel Interesse, als daß ich es nicht gleich beantworten sollte. Ob Sie die Gesellschaft Jesu oder diese Sie entlassen haben? ist mir nicht ganz klar, aber auch nicht von großer Bedeutung. Wo es eine Probezeit gibt, da bleibt freihe Wahl. Es könnte mir nicht einfallen, daß ein guter, ja nicht einmal der beste Katholik ein Jesuit seyn müsse. Bleiben Sie diesem ehrwürdigen Orden nur immer im Herrn gewogen, so ist dann an der Sache nichts auszustellen. Wahr ists, daß sich die Galizische Provinz S. J. nicht in den besten Umständen befindet, wie es Ihnen Hr. Horny aus einem Schreiben, das ich an ihn und v. Pilat addressierte, eigentlich Hrn. J. N. Ostini gehörig, bereits erzählt haben wird. Vielleicht deutet dahin der Ausdruck des P. Maier's an Sie. Dem sey nun wie ihm wolle! Mein Ihnen früher gegebenes Wort der freudigen Aufnahme in diese halb deutsch, halb polnische Diözese will ich hier nur wiederholen, ohne große Hoffnung zu nähren, daß Sie sich je einmal wieder entschließen dürften an die Karpaten und ihre Ausläufer zu kommen. Mir würde es aber sehr willkomm seyn. Indeß berede ich nicht nur keinen Menschen dazu, sondern unterrichte zum voraus vom Stand der Sache Diejenigen, welche Lust haben hier einzuwandern. Genug daß ich tragen, anhalten, schwimmen, kämpfen und vertrauen muß, was oft herb scheint. In nomine Domini! Ich trage, halte, schwimme, kämpfe so lange und so viel ich es vermag. Am schwersten fällt mir das Vertrauen. — Gab mir der Herr doch einen breiten und nervigten Rücken. Auch Sie fanden viele Leiden in Ihrem Vaterlande.

Ihre Bett-Sachen liegen noch hier. Hr. Dr. Reiner wollte sie schicken, aber kein Fuhrmann übernahm es. Will schon ich dafür sorgen.

Meinen Lemberger Nachrichten gemäß ist endlich doch die Angelegenheit dieser Diözese in Hinsicht auf bischöfl. Sitz und das Seminar nach Wien abgegangen. Jetzt wär es gut, wenn jemand in meinem Namen darüber Hrn. Hofsecretär von Schubert begrüßen möchte. Vielleicht Hr. Stadtpfarrer Hiller, oder Hr. von Neubauer bei Hr. Hofsecretär Wagner erweisen mir diesen Liebesdienst, ob und

was an der Sache ist. Vielleicht haben noch subalterne Beamte zu kalkuliren, und vielleicht wär das Geschäft auch dort zu betreiben. Hr. Horny versprach mir seinen Dienst, wo ich desselben bedarf, ich bitte ihn darum aufs Höflichste. — Noch etwas anderes dürfte derselbe Bruder in Christo berichtigen. Der sel. Buchhändler J. G. Binz überließ mir (für mein Seminar) als Gratification meines dogmatischen Werks, für welches ich noch nichts erhalten habe, als nur einige Kleinigkeiten von ein Par 12. Klassikern. Da ich gegenwärtig keinen Platz habe, bath ich den Verstorbenen, dieses voluminöse Werk so lange in seiner Bude zu halten, bis ich hierorts Platz finden möchte. Wenn es seyn kann, bitte Hr. Horny um diese Gefälligkeit. Ich habe nun einmal meine Dogmatik so wie meine Bücher dem jungen Seminar zugedacht.

Für die kranke und wieder genesene Frau Sefferl habe ich bereits bei Hr. von Strainz eine Anweisung gemacht. Es sind aber hier der Armen eine so große Menge, daß manchen Tag mehr auslege, als mir einkommt......

Heil und Segen! Ihr Gregorius Epp."

4. Auch an den Bischof von Leitmeritz hätte sich Günther gewendet, wie aus folgendem Schreiben hervorgeht:

„Hochwürdiger, Lieber!

Ich bin an Allem arm, vorzüglich aber der Zeit, deßwegen konnte ich erst itzt Dero Schreiben beantworten, und Ihnen meinen Dank für Dero übersendeten gründlichen Ansichten bezeugen. Gott erhalte, erleuchte, leite und stärke Sie, damit Sie noch recht lange und viel zu seiner Ehre wirken. Messis qnidem multa. (Zwar die Ernte ist groß.) — Werden Sie nicht muthlos — Gott wird Sie führen zu dem Platze, für den Er Sie bestimmt hat. Ego elegi vos ut eatis et fructum afferatis. (Ich habe euch auserwählt, damit ihr gehet und Frucht bringet.) Es ist ein Resultat meines Lebens, das ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung mittheile: Nichts von allem was ich wünschte, hoffte, und menschlich zu erwarten berechtigt war, ist geschehen, alles ging anders und — Es war gut.

Wenn ich einen Ihnen angenehmen und zusagenden Platz in meiner Diözese finden könnte, so würde ich Sie mit Freude meinen lieben

Sohn nennen und sprechen Veni et i in vineam meam (Komme und gehe in meinen Weinberg).

Sollte ich so glücklich sein in Leitmeritz eine philosophische Lehranstalt, die ein wahres Bedürfniß ist, errichten zu können, so könnte ich vielleicht bestimmter sprechen. Denken Sie an mich in Ihrem Gebethe, denn ich bedarf des Beystandes und des Schutzes von Oben so sehr. Gott segne Sie!

Ich bin mit wahrer Zuneigung

der Sie liebende Vincens Eduard Bschf.

Leitmeritz 27. Juny 1826.

N. B. Schreiben Sie mir in jedem Falle

a) in welche Diözese Sie eigentlich gehören

b) ob Sie Ihre theologischen Studien vollständig und wo zurückgelegt und mit bey uns gültigen Zeugnissen versehen sind

c) wo und in welcher Eigenschaft Sie bishero dienten.

d) ob kein anderer Umstand ihrer Anstellung im Wege stehet?"

5. Auch von dem ältesten der beiden Bretzenheim'schen Zöglinge Günthers, dem Fürsten Ferdinand Bretzenheim, finden sich fünf Briefe aus dieser Zeit vor, aus denen ich wenigstens Einiges mitzutheilen mich für verpflichtet halte, weil aus ihnen hervorgeht, von welch tiefchristlichem Geiste derselbe erfüllt war, und mit welcher rührenden Liebe und Dankbarkeit er an seinem Lehrer und Erzieher hing.

Am 12. Februar 1823 theilte er ihm in einem von Wien aus nach Galizien gerichteten Briefe den Verlauf einer lebensgefährlichen Krankheit seines Vaters mit und fährt dann fort:

„Nun wende ich mich an Sie, der Sie der wahre Leiter meiner Handlungen waren, und dessen göttliche Lehren, oft von mir verkannt, ich nun erst recht zu schätzen und zu würdigen gelernt. Am Krankenbette meines Vaters kamen mir Ihre Deutungen und Hinweisungen auf das allein Wahre und Beglückende erst recht in Sinn, und diese Schickung des Himmels dient mir zum Schlüssel der Erkenntniß meiner Sünde, meines Eigensinns, Ihre Worte nicht verstehen zu

wollen, und zum Aufschwunge meines Willens, mich nun auf dem Wege der göttlichen Gnade weiter fortführen zu lassen, und zum festen Vorsatz, nicht bei der Pforte der Genesung meines Vaters wieder stehen zu bleiben sondern fort und fort zu schreiten, bis ich einst denselben Schritt zu machen habe, der uns so mächtig an unserem Vater erschreckt hat, und Gott Lob so weit ist, einem warnenden Schatten gleich, über den Hintergrund ernst vorüberzuschreiten....."

Am 4. Mai 1823 schüttete er „sein kummervolles Herz" vor G. aus, indem er ihm den Tod seines Vaters anzeigt.

„Nichts (schreibt er unter Anderem) ist so tröstlich und majestätisch erhaben, als wenn sich die Himmelspforten öffnen, um einen Gerechten von seinen Leiden (dem Prüfungssteine seiner Würdigkeit) aufzunehmen. Diesen Trost, daß mein Vater ein Gerechter, ein demüthiger Diener Gottes war, halte ich fest, und nichts ist im Stande, mir ihn zu rauben." Dann beschreibt er insbesondere „die Geschichte seines letzten Tages. Er fing an mit Gott und beschloß ihn eben so; nach dem Gebete machte er sein Testament, nach diesem segnete er ein jedes Glied seiner Familie insbesondere und nahm den rührenden Abschied (mit Ausnahme meiner Schwester Amalie, Gräfin Taaffe, die wegen ihrer Schwangerschaft nicht zugegen war). Der Rest des Tages bis zu seiner Todesstunde wurde mit Gebet zugebracht." Endlich schilderte er die schwierige und verwickelte Lage, in die er als Majoratsherr versetzt sei. Und schließlich empfiehlt er sich „in die Fortdauer seiner warmen Freundschaft und Andacht."

Am 19. Februar 1824, wo Fürst Bretzenheim an einem von Geschäften freien Tage einsam auf seiner Burg zu Patak sich befand, öffnete er ein Packet von zehn Briefen Günthers, um sie alle mit Einem zu beantworten. Da bedauert er, nicht Kraft genug zu haben, um seinen Brief in eine Rezension der G.'schen Briefe umzuwandeln; sonst würde er sie „prophetische Tröstungen für Wirklichkeit und Zukunft" oder „der goldene Schlüssel für die Encyklopädie

des Trostes betiteln." Einige Stellen in denselben aber, klagte er, möchten ihn „zu strenge treffen." Insbesondere sei er nicht so unthätig, als G. voraussetze. Er studire die alten Classiker, und habe mit Sallust und Cicero angefangen, halte um sich nicht im Alterthume einmauern zu lassen, die meisten politischen Zeitungen und einige Zeitschriften, daneben treibe er französische Lecture, setze das Studium der italienischen Sprache fort, lese auch manches Andere, und der Tag werde ihm zu kurz, besonders wenn die Administrationsgeschäfte sich häuften. Dann schildert er, weil sein „Erzieher und Freund" auch an seinem häuslichen und ökonomischen Wohl und Wehe lebhaften Antheil nehme, auch seine wirthschaftliche Thätigkeit, seine landwirthschaftlichen Verbesserungen, die zahllosen Prozesse mit den Pächtern wegen enormer Rückstände u. dgl., und wie er glaube, seinen Vater, den er zu früh verloren, nicht besser ehren zu können, als wenn er in jeder gelungenen Unternehmung seinen Segen von Oben herab anerkenne. Schließlich bittet er um G.'s Rath und Trost.

Am 20. April 1825 schreibt der Fürst aus Eperies:

„Hochgeehrtester Pater Günther! Innigst geliebter Freund!

Wenn ich zurückgehe auf jene Zeiten, wo Sie vielleicht mehr bei bittern, als wonnevollen Stunden im Weinberge des Herrn unter Schweiß mit mühsam gehobener Haue, der wachsenden Pflanzen Zunehmen und Reife ängstlich harrend entgegensahen; wenn ich mich mit der Erinnerung lebhaftester Phantasie wieder ganz in jene Zeit versetze, kann ich nicht umhin, auch jetzt noch reuevoll auf so Vieles meiner Verwendungslosigkeit, und wenn daher auch mit düsterem Blicke, denn doch auf diese ganze erste Epoche meines Lebens zurückzublicken. Drei Schmarozerpflanzen fühle ich auch jetzt noch tief in mir gewurzelt, die ich aber nun um so weniger Anstand nehme vertrauungsvoll mitzutheilen, als ich mich in früherer Zeit hiebei gar

manchmal an Ihnen versündigt haben mag." Und nun legt der jugendliche Majoratsherr eine förmliche und vollständige Beicht in Beziehung auf diese drei Schmarozerpflanzen dem G. ab, und dann kommt er auf Pfarrer Korn zu reden. „Des tiefbetrauerten Pfarrers von Brunn liebevolles Antlitz werde ich nie mehr erschauen, allein es treu in meiner Brust verwahren, wie sein edeles Interesse um mein physisches nnd moralisches Wohl, das ich so theilnamsvoll in einem an Sie gerichteten Schreiben desselben geschildert fühle. — Ihr letzter Brief, Ihr Glückwunsch zu meiner 24jährigen Geburtsfeier, war mir werth und lieb; allein jeder diesfallsige Dank würde Ihnen vielleicht nicht so angenehm gewesen sein, als die Gesellschaft, in die ich ihn bei seinem Empfange gebracht. Es war nämlich jenes Schreiben an Sie vom 14. Hornung datirt, worin Korn vor 11 Jahren zu meinem 13. Geburtstag gratulirte, und mich zu einem Princeps des zeitlichen und ewigen Lebens zu stempeln wünschte. Der gute Mann spricht dabei viel von Humanität; und es ist mir lieb, daß ich diesen Brief jetzt besser als zu den Humaniora's Zeiten zu würdigen verstehe.... Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir recht bald, denn mir ist es manchmal doch recht schlimm zu Muthe."

Jeden seiner Briefe unterschrieb der Fürst mit „Ihr dankbarster Schüler und Freund Ferdinand Bretzenheim."

Der fünfte Brief desselben ist datirt vom 4. September 1835, und daher erst später zu berücksichtigen.

6. Endlich findet sich noch ein Brief von Dr. Heinrich Pabst vor, der am Namenstage G.'s, also am 13. Juni, ohne Jahresangabe, geschrieben ist. Da er aber seinem Inhalte nach aus der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Günther herrührt, so theile ich ihn an dieser Stelle und zwar vollständig mit, weil er die Innigkeit des Freundschaftsbündnisses offenbart und Beide ehrt. Er lautet:

„Mein hochwürdiger, in Christo innigst geliebter Freund!

Ich möchte heute mit allen andern zu Antonius gratuliren, aber nicht wie alle andern; ich möchte Ew. Hochwürden sagen, was Ihnen natürlich nicht jeder andere zu sagen hat: daß ich Gott, der Sie mir

als eine der größten Gaben meines Lebens geschenkt hat, bitte, Sie mir noch lange so zu erhalten. Ja, erlauben Sie es meinem Herzen, Ihnen den Dank für alle die überschwängliche Geduld und Liebe zu stammeln, die Ew. Hochwürden meine arme Seele würdigen, und die ich auf keine Weise verdienen kann. Daß mich Gottes Hand Euer Hochwürden zugeführt hat, ist mir schon daraus klar, daß es ja mein innigst geliebter geistlicher Vater Zenner war, der Sie mir zuerst nannte, und bei dem ich Sie zum ersten Male sehen mußte: — und von welcher Bedeutung mir Ew. Hochwürden Freundschaft war, erhellet zum Theil aus Folgendem. Die göttliche Erbarmung hatte mich die Wahrheit finden lassen, aber sie hatte in mir einen doppelten schweren Kampf zu kämpfen, den der Reinigung meines sittlichen Lebens (die Liebe zu ordnen in meinem Herzen) und den, die falsche, unklare, verworrene, mangelhafte Wissenschaft aufzuheben, oder zu läutern und zu heiligen. Die letztere Aufgabe war in der That die schwierigere, weil die Wahrheit mit einem Dinge in mir zu thun hatte, was sich auch als Wahrheit geltend machte, und das im längeren Besitze und im Bunde mit dem Stolze und dem Verderbniß des Herzens ein natürliches Uebergewicht gegen die Einfalt jener hatte, welche stets der Welt Thorheit und Aergerniß bleiben wird. Und wenn der Sieg über jene elende Wissenschaft vielleicht auch nicht zweifelhaft war, indem ich die Wahrheit, welche an mir Barmherzigkeit geübt, lieben gelernt, und Gottes Erbarmung mich vor mir selbst so erniedrigt hatte, daß ich durchaus nicht mehr an mich selbst, und somit auch an keinen Menschen in der Welt glauben konnte, — so hatte doch der heiße Kampf schon Jahre gedauert, ohne daß ich zum rechten Ziele gelangt war, indem ich, unvermögend, das Chaos zu scheiden, stets an der alle Farben schillernden Oberfläche haftete, und deshalb nie die Kernpunkte der Opposition der alten, ernsten, heiligen Wahrheit gegen den luftigen, vielgestalteten Neologismus erfassen konnte, was mir auch wohl zum Theil durch meine Individualität erschwert wurde. Da fand ich Ew. Hochwürden, — und Sie nahmen mein Vertrauen mit einer Güte und Hinneigung auf, die ich um so mehr als ein Werk der liebenden Vorsehung betrachten muß, als ich eine solche Hingebung an einen

Unbekannten, wie ich war, in der Folge als ganz gegen die natürliche Eigenheit Ihres Charakters erkannt habe. Unser guter Vater im Himmel wird es Ew. Hochwürden lohnen. Sie haben den Prozeß der Ausscheidung und Läuterung mit Starkmuth und überschwänglicher Geduld und Liebe in mir vollendet; so daß ich im Mittelpunkte der christlichen Wahrheit und kirchlichen Lehre mit Entschiedenheit Alles von mir abzuweisen vermag, was mich der Gemeinschaft der Heiligen entfremden könnte, und daß ich trotz der natürlichen Weichheit und Schwäche meines armen Selbst mich doch des Hohnes und Gespöttes der Zeit in Allem zu erfreuen vermag, was die Kirche lehrt und übt. Wie Ew. Hochwürden Freundschaft mir sonst zum Segen geworden, davon schweige ich, — denn ich möchte blos dem Gefühle meines Herzens einiger Maßen Ausdruck geben — sonst nichts, und die feierliche Sprache, die ich hier nothwendig führen mußte, glaubte ich, würde am besten mit der Feier des heutigen Tages harmoniren. Nehmen also Ew. Hochwürden meinen Dank für Alles mit der Versicherung, daß ich Sie für Ihre Liebe mit unbeschränkter Liebe lieben will, und mit der Bitte, den Segen Ihrer Freundschaft meinem Leben nicht mehr zu entziehen. Als Gesalbten des Herrn darf ich Ew. Hochwürden bitten, mir zu helfen, daß ich mehr und mehr wachse und zunehme in der Erkenntniß und Liebe Desjenigen, der das Fundament aller Einheit, das Alpha und Omega aller Freundschaft und die Seligkeit aller Liebe ist.

Beiliegende Broschüre kommt mir in die Hände, da mir das Manuscript dasselbe Thema vorführt, das sie bespricht. Vielleicht könnte sie Ew. Hochwürden interessiren.

Ich mußte mich einmal etwas rücksichtsloser aussprechen, und schicke deshalb gegenwärtigen Brief voraus, werde aber Ew. Hochwürden heute noch persönlich grüßen und bin indeß

Euer Hochwürden

in Christo treuer Diener
Heinrich Pabst."

II.

Literarische Arbeiten G.'s vor dem Erscheinen der „Vorschule."

Und nunmehr wende ich mich zu den Aufsätzen, die Günther, wie er selber in seiner Biographie S. 117 bemerkt, in der „Wiener Allgemeinen Literaturzeitung" und in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" veröffentlicht hat, während ich die schon vorher in den „Oelzweigen" erschienenen unberücksichtigt lasse. Sie sind auch deshalb von hohem Interesse, weil wir daraus einestheils die Anfänge und das Wachsthum seiner Philosophie und anderntheils sein tief religiöses Gemüth, seine wiedergewonnene Gläubigkeit und seinen kirchlichen Standpunkt kennen lernen. Ueberdies zeichnen sich diese Rezensionen, eben so wie seine späteren größeren Werke, durch übersichtliche Skizzirung der rezensirten Schriften, durch einschneidende, ja vernichtende Kritik, durch den ihn auszeichnenden Humor und die sokratische Ironie der Darstellung aus. Um aber nicht zu ausführlich zu werden, muß ich mich darauf beschränken, die Stellen aus den Rezensionen vorzugsweise hervorzuheben, welche G.'s damalige spekulative Anschauungen charakterisiren.

1. Was nun zunächst die in der Allgemeinen Literaturzeitung erschienenen Aufsätze G.'s betrifft, so muß ich leider gestehen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, dieselben aus den zahlreichen Artikeln mit Sicherheit herauszufinden, weil keiner derselben mit seinem Namen unterzeichnet ist, und weil diejenigen, welche ihrem Inhalte und ihrer Form nach von ihm herrühren können, und das sind

namentlich die mit „— a — —" unterzeichneten und meist sehr kurzen Rezensionen (wie S. 625 f. und S. 721 f. des I. Jahrgangs, und S. 737 ff., S. 833 ff. und S. 863 f. des IV. Jahrgangs) kaum etwas enthalten, woraus sich sein spekulativer Standpunkt erkennen ließe. Es ist daher von keiner Bedeutung, auch nur den kürzesten Auszug aus diesen Rezensionen zu machen. Nur der eine ganz im Sinne G.'s geschriebene Satz aus der Rezension Band IV S. 737 ff. möge hier stehen: „Die Bibel fängt sogleich mit dem größten Eigenthume der Hebräer an: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, welchen großen und wahren Spruch wir bei keinem alten Volke finden, die Hebräer aber immer beibehielten, und endlich Millionen Menschen unmittelbar und mittelbar mitgetheilt haben."

Anders verhält es sich mit der anonymen Rezension „der Erziehungsstufen der Religion von J. P. Nöbe" IV. S. 769—784, in welcher Gedanken vorkommen, die fast wörtlich übereinstimmen mit Aussprüchen in einer unzweifelhaft von G. herrührenden und sogleich zu besprechenden Rezension. So wenn der Rezensent nicht billigen kann, daß (wie Nöbe meint) der Mensch sich seines unendlichen Objekts (Gottes) durch die Begriffe bemächtigen könne, und daß das wahre innere Leben im Begriffe aufgehen müsse; wenn er vielmehr dem Verstande nur die Welt der Erscheinungen anweist, um in ihr die Formen der Dinge klar und deutlich aufzufassen, weshalb auch Klarheit und Deutlichkeit ein Hauptzug seines Charakters seien. Deshalb wende sich der nach Aufhellung seines heiligen inneren Dunkels strebende Geist an den unrechten Gewährsmann, wenn er sich an den Verstand wende, der das Substrat der Erscheinungen nicht aufzudecken vermöge.

An eine höhere Erkenntnißkraft, an die Vernunft, als das Vermögen der Ideen müsse man sich wenden. Ferner: wenn der Verf. die Ahnung für die Basis der Religion, des Höchsten und Edelsten im Menschen, die Leerheit unserer Seele aber bei allem Reichthume unseres Sinnengenusses für den Grund der Ahnung erkläre, so verwechsele er die äußere Anregung mit der Quelle und zwar mit der negativen. Die innere Leerheit sei nur der negative Grund, der positive sei das innere Leben des Geistes selbst, in der Sehnsucht nach dem Unendlichen sich offenbarend. Eben jene Unausfüllbarkeit durch das Sinnliche lasse auf eine Ausfüllbarkeit durch ein von anderswoher Gegebenes schließen, das mit seinem Innern verwandter sei als die Sinnenwelt, und lasse eben deshalb die Ahnung nicht für das Tiefste im Menschen passiren. Sie sei vielmehr schon das erste Hervortreten des inneren Lebens ins Bewußtsein der Erkenntniß (wie das Gewissen der erste Hervortritt des inneren Lebens ins Bewußtsein der That), veranlaßt durch die äußeren Eindrücke der Sinnenwelt, die das Innere feindselig berührt.... Weit entfernt also davon, das Erkennen aus Begriffen als die zweite Bildungs- und Entwickelungsstufe des religiösen Gemüths anzusehen, brechen wir vielmehr diesen Sprossen auf der Himmelsleiter ab, denn er gehört nur als Anhaltspunkt neben die Leiter. Sehr passend sagt der geniale Jean Paul: „Die wahre Himmelsleiter hat keine Sprossen, und ohne Wunder gibt es keinen Glauben, denn er selbst ist ein Wunder gegen das Aeußere gekehrt." Hienach könnte nur ein Wunder uns in das schöne Wunderland tragen, und die unendliche Tiefe der Ahnung nur durch den Glauben an den Unendlichen ausgefüllt, ihr Dunkel nur

durch das Urlicht selbst erhellt werden *).... Um sich aber in den Genuß dieses übernatürlichen Lichts zu setzen, sind die Hindernisse zu beseitigen, die dem Eindringen desselben im Wege stehen, wodurch sich die von einer höheren Weisheit verkündigten Wege, nämlich Selbstverläugnung und Herzensreinheit wiederfinden....

Die oben erwähnte Rezension, die einzige, welche A. G. unterzeichnet ist und ganz unzweifelhaft von G. herrührt, findet sich im IV. Jahrg. S. 1337—1354 und bespricht die Schrift von Prof. G. Uebelen „Geist der neueren und neuesten Geschichte. Stuttgart 1815." In dieser Rezension tritt G.'s damaliger politischer und kirchlicher Standpunkt ganz bestimmt hervor: Nachdem er eine vollständige Uebersicht des ganzen Werks gegeben, faßt er die Hauptgedanken und die Tendenz desselben in folgenden Sätzen zusammen: „Innere Anlagen und äußere Umstände brachten die deutschen Völkerschaften unter das Joch der christlichen Kirche und des feudal organisirten Staates. Jene brachte sie um die Freiheit des Gewissens, dieser um das Privateigenthum. Hierarchie und Feudalismus sind also die beiden Popanze des Mittelalters. Beide zu stürzen ist das Ziel der neuen und neuesten Zeit. Auch ist der neuen das erste in der Reformation, der neuesten das zweite in der Revolution gelungen — bis auf einige Ueberreste; und diese sind in Bezug auf die Gewissensfreiheit bestimmte Confessionen, in Bezug auf den Staat ständische Verfassungen. Beide sind nur Gerüste der religiösen und politischen Freiheit in ihrer Kindheit. Ist aber das Kind

*) Mit diesen Worten spricht aber Günther nicht seine eigene (spätere) Ansicht über das Verhältniß der Vernunft zum Glauben aus.

zum kräftigen Manne gereift, was bedarf es noch des Nothstalles!"

Hiezu bemerkt denn G., daß dieser Stimme der Zeit gegenüber, worin der Verf. sich zum Wortführer der Volkssouveränität aufwerfe, eine andere sich habe vernehmen lassen, welche folgende Sprache führe: „Die Annahme des Christenthums und stabiles Grundeigenthum hat sowohl die inneren Anlagen als auch die äußeren Verhältnisse aller deutschen Völker ideal gesteigert. Christenthum als Religion der Liebe weckte die schlummernden Funken in der Menschenbrust, zog das eine Auge des Menschen gen Himmel, während das andere noch auf der Erde fromm weilte. Und so kam es, daß die demokratische Idee der coordinirten Freiheit (Gleichheit), die die Völker aus dem Heidenthume herübergebracht, der monarchischen Idee von subordinirter Freiheit weichen mußte, und daß mit der allseitigen Ausbildung dieser Idee der Staat in der Person des Königs alles Privateigenthum zum Staatseigenthum potenzirte. Das Christenthum hat so den gesellschaftlichen Menschen zum wahren Staatsbürger geadelt, weil er nur in ihm sich als bloßer Nießbraucher der Scholle, des unsterblichen Eigenthums, des unsterblichen Staats ansehen gelernt hat. Es gibt nur Nießbrauch, keinen unbedingten Besitz des Bodens, ist der Grundgedanke des Lehnsystems. Aber auch der König sah sich als Lehnsträger des allerhöchsten Souveräns an, den er auf Erden zwar repräsentirte, aber doch Krone und Reich von ihm zu Lehen empfangen. Und nur dadurch balancirte sich Herrschaft mit Gehorsam, so garantirten sich Souveränsrechte und Vasallenpflichten.

„Aber auch die Kirche ging unter diesen, für ihre übersinnlichen Wahrheiten so empfänglichen Völkern einer

allseitigen Realisirung ihrer hohen Bestimmung entgegen. Sie hob auf den Thron der weltbeherrschenden Imperatoren den Stuhl des göttlichen Primats in der Person Petri und seiner Nachfolger als Mittel und Symbol der künftigen geistigen Alleinherrschaft der Lehre. Sie trat in die Reihe unabhängiger, auf Grund und Boden gegründeter Staaten zur Symbolisirung ihrer Unabhängigkeit vom Staate wegen der Unabhängigkeit ihrer Zwecke. So prägte die Kirche ihr Wesen in der Form aus...."

„Während sie aber mittelst ihrer weltlichen Unabhängigkeit den realen Weg zur idealen Weltherrschaft betrat und dadurch zugleich ihren öffentlichen politischen Charakter als ideales Bindungsglied der Staaten in staats- und völkerrechtlicher Hinsicht ausbildete, entwickelte sich neben ihr auf realem Wege das reale Bindungsglied der europäischen Staaten, das allumfassende Feudalsystem im Kaiserthume des heiligen römischen Reichs. So standen nun für den religiösen Verein die Hierarchie oder das Papstthum, für den politischen das Kaiserthum als zwei himmelanstrebende schirmende Dome der europäischen Menschheit da. Im Verlaufe der Jahrhunderte aber verwechselte die Hierarchie ihre Rolle im Wahne eines Rechtes. Sie betrat den idealen Weg zur realen Weltherrschaft und collidirte so nothwendig mit dem Kaiserthume. Ihr oberster Grundsatz, daß alle Macht (geistliche und weltliche) nur Ausfluß der päpstlichen Machtvollkommenheit sei, wurde unterstützt von der herrschenden Denkweise der Völker, welche die Kirche gleich dem Papste, den Papst gleich Christo dem Herrn stellte. Nach hartem Kampfe erfreute sie sich ihres Sieges, aber mit dem Verluste der weltlichen Machtvollkommenheit ihres für sie hie-

nieden so nothwendigen Schirmvogtes, des Trägers der deutschen Kaiserkrone. Sie hatte, als Mittel zum Zwecke, Vasallen gegen den Souverän, Söhne gegen den Vater empört, und so bedeutende Glieder vom politischen Körper gelöst. Ohnmächtig blieb der Kaiser, der große herrliche Reichsverband erlitt den ersten Stoß."

„So stand die Hierarchie schon im 14. Jahrhundert weltlich gesinnt neben dem Glauben und der Idee eines idealen Universalnexus, statt eins mit ihm zu sein. Und das Problem der folgenden Jahrhunderte war die Wiederbelebung jener Idee einer idealen und realen Verbindung der totalen europäischen Christenheit. Statt dessen aber was geschah? Man nahm Aergerniß, und zwar gerechtes, an dem Sittenverfalle der Hierarchie, die nun auch ein göttliches Recht als finanziellen Hebel behandelte, — aber ein Drittheil von Europa läugnete nicht blos die Machtvollkommenheit des römischen Papstes, sondern auch die Machtvollkommenheit der Kirche, als Organ des heiligen Geistes in Sachen des Glaubens.... Und was man der Totalität kühn entrissen, räumte man der Individualität noch kühner ein. Jeder wähnte die Kirche in sich zu tragen, weil er den Geist der Wahrheit für den todten Buchstaben der Schrift in seiner Vernunft oder die Inspiration als spiritus familiaris bei sich trug."

„Das heilige römische Reich aber erhielt durch die offene Glaubenstrennung den Todesstoß. Die religiöse Spaltung wurde eine politische. Denn wie im Glauben so erkannten die Vasallen auch im Staate zum Schutze der neu erworbenen Rechte keine höhere Autorität über sich. Geistliche und weltliche Souveränität trug nun der Vasall in sich..... Könige waren jetzt nicht mehr, wie einst

nach apostolischem Ausspruche, von Gott sondern von der Nation. Der Staat existirte nur noch durch seinen Contract, nicht als Institution einer höheren Ordnung. So begann die französische Revolution den zweiten Akt des großen Auflösungsprozesses, so wie die Reformation den ersten und wichtigsten."

Wie stellt sich nun G. selber zu diesen zwei entgegengesetzten Ansichten über die Geschichte der christlichen Zeit? Entweder (sagt er) ist die Geschichte des Mittelalters oder die der neuen Zeit die chronique scandaleuse des menschlichen Geistes. Wer aber kann hier als Kampfrichter auftreten? Die Geschichte selber, diese magistra vitae, nicht, weil die eingeätzten Thränenspuren auf den Wangen der stummen Mumie der Zeit uns eben so leicht zu sagen berechtigen: sie habe im Leben vor Freude geweint, als sie habe bis zum Weinen gelacht. Nur die richtige Erkenntniß des menschlichen Geistes und seiner Gesetze liefern den Maßstab zur gehörigen Würdigung der Geschichte. Bei Anlegung dieses Maßstabes aber zeige sich, daß der Verf. sich geirrt habe, wenn er der Geschichte der neuen Zeit den Titel „des sich befreienden," der der neuesten den „des befreiten Verstandes" gebe. Denn der Verstand, als Vermögen der Begriffe, sei kein selbstständiges Vermögen im Menschen, sondern sei mit dem Fachwerk seiner Begriffe zunächst an die Erscheinungswelt zur Auffassung ihrer Formen, dann auch in höherer Potenz an das innere Leben zur Vermittelung mit der Außenwelt angewiesen, und endlich sei es eine Thatsache der Geschichte der Philosophie, daß er nach Unabhängigkeit strebe, um auf eigenen Füßen zu stehen. Und wenn nun der Verf. selbst gestehe, daß seit der Reformation der Mensch in den Dienst

des Egoismus, vom Verstande gepflegt, gerathen sei, so sei wohl nichts gewisser, als daß der Verstand sich vom höheren Leben im Menschen losgerissen, die Kirche im apostolischen Sinne, als Organ des göttlichen Geistes, geläugnet habe. Und das habe endlich dazu geführt, daß der Verstand auch an dem Stifter unserer Religion selbst nichts mehr gefunden habe, als einen jüdischen Moralprediger und einen ägyptischen Magnetiseur statt des großen Magneten selbst, der Himmel und Erde anziehe und trage. Es wäre aber doch traurig, wenn der Verstand nur auf Kosten der Vernunft gebildet — der Aberglaube nur gegen Unglaube ausgetauscht werden, wenn die Gegenwart nur auf den Trümmern der Vergangenheit sich erhalten könnte.

Und nachdem G. dieses im Einzelnen nachzuweisen sich bemüht hat, wendet er sich zu dem Ausspruche des Verfassers über die französische Revolution: dieselbe habe mit dem Eintritte des Mißverhältnisses zwischen der neuen Kultur des Volks und der alten Form der Regierung und der Kirche eintreten müssen. Dem gegenüber hebt G. hervor, daß diese neue Kultur die Mutter der Lehre von der Volkssouveränität gewesen sei, die mit allen egoistischen Leidenschaften in der engsten Sippschaft stehe, in Folge dessen die Revolution auch die Erfinderin der Guillotine und zur Königsmörderin geworden sei. Und seine Schlußfolgerung lautet: der Verstand, als unselbstständiges Vermögen, habe ein ihm nicht gebührendes Recht behauptet, als er sich vom geistigen Verbande der europäischen Christenheit losgerissen. Das begangene Unrecht könne daher nur durch Rückkehr zur alten Kirche gut gemacht werden. Zwar hat (fügt er hinzu) „der Rost der Zeit nicht blos Zufälliges, sondern auch Wesentliches im Katholicismus angegriffen. Doch wohl ihm,

nach apostolischem Ausspruche, von Gott sondern von der Nation. Der Staat existirte nur noch durch seinen Contract, nicht als Institution einer höheren Ordnung. So begann die französische Revolution den zweiten Akt des großen Auflösungsprozesses, so wie die Reformation den ersten und wichtigsten."

Wie stellt sich nun G. selber zu diesen zwei entgegengesetzten Ansichten über die Geschichte der christlichen Zeit? Entweder (sagt er) ist die Geschichte des Mittelalters oder die der neuen Zeit die chronique scandaleuse des menschlichen Geistes. Wer aber kann hier als Kampfrichter auftreten? Die Geschichte selber, diese magistra vitae, nicht, weil die eingeätzten Thränenspuren auf den Wangen der stummen Mumie der Zeit uns eben so leicht zu sagen berechtigen: sie habe im Leben vor Freude geweint, als sie habe bis zum Weinen gelacht. Nur die richtige Erkenntniß des menschlichen Geistes und seiner Gesetze liefern den Maßstab zur gehörigen Würdigung der Geschichte. Bei Anlegung dieses Maßstabes aber zeige sich, daß der Verf. sich geirrt habe, wenn er der Geschichte der neuen Zeit den Titel „des sich befreienden," der der neuesten den „des befreiten Verstandes" gebe. Denn der Verstand, als Vermögen der Begriffe, sei kein selbstständiges Vermögen im Menschen, sondern sei mit dem Fachwerk seiner Begriffe zunächst an die Erscheinungswelt zur Auffassung ihrer Formen, dann auch in höherer Potenz an das innere Leben zur Vermittelung mit der Außenwelt angewiesen, und endlich sei es eine Thatsache der Geschichte der Philosophie, daß er nach Unabhängigkeit strebe, um auf eigenen Füßen zu stehen. Und wenn nun der Verf. selbst gestehe, daß seit der Reformation der Mensch in den Dienst

des Egoismus, vom Verstande gepflegt, gerathen sei, so sei wohl nichts gewisser, als daß der Verstand sich vom höheren Leben im Menschen losgerissen, die Kirche im apostolischen Sinne, als Organ des göttlichen Geistes, geläugnet habe. Und das habe endlich dazu geführt, daß der Verstand auch an dem Stifter unserer Religion selbst nichts mehr gefunden habe, als einen jüdischen Moralprediger und einen ägyptischen Magnetiseur statt des großen Magneten selbst, der Himmel und Erde anziehe und trage. Es wäre aber doch traurig, wenn der Verstand nur auf Kosten der Vernunft gebildet — der Aberglaube nur gegen Unglaube ausgetauscht werden, wenn die Gegenwart nur auf den Trümmern der Vergangenheit sich erhalten könnte.

Und nachdem G. dieses im Einzelnen nachzuweisen sich bemüht hat, wendet er sich zu dem Ausspruche des Verfassers über die französische Revolution: dieselbe habe mit dem Eintritte des Mißverhältnisses zwischen der neuen Kultur des Volks und der alten Form der Regierung und der Kirche eintreten müssen. Dem gegenüber hebt G. hervor, daß diese neue Kultur die Mutter der Lehre von der Volkssouveränität gewesen sei, die mit allen egoistischen Leidenschaften in der engsten Sippschaft stehe, in Folge dessen die Revolution auch die Erfinderin der Guillotine und zur Königsmörderin geworden sei. Und seine Schlußfolgerung lautet: der Verstand, als unselbstständiges Vermögen, habe ein ihm nicht gebührendes Recht behauptet, als er sich vom geistigen Verbande der europäischen Christenheit losgerissen. Das begangene Unrecht könne daher nur durch Rückkehr zur alten Kirche gut gemacht werden. Zwar hat (fügt er hinzu) „der Rost der Zeit nicht blos Zufälliges, sondern auch Wesentliches im Katholicismus angegriffen. Doch wohl ihm,

daß seine Basis ein Fels, und daß seine Würde und sein Werth nicht von der numerischen Größe der Gesellschaft abhängt. Ein kleiner Saal schloß die erste Kirche am ersten Pfingstfeste ein, und wenn sie wieder auf die nämliche Anzahl reducirt würde, so würde sie auch dann noch auf dem Felsen stehen. Um aber nicht mißverstanden zu werden, wenn die Rede ist von der unbedingten Rückkehr zur alten Kirche, so meinen wir nicht eine Rückkehr zu alten Formen, sondern zum Geiste und Wesen. Ueberall gibt es Menschliches, Wandelbares, Farbenkleckse der Zeit, auch in der Kirche. Nur lasse man sich nicht von dem Wahne beschleichen, daß alle Form gleichgültig und vorübergehend sei..... Form ohne Geist ist freilich eitler Götzendienst; kehrt aber der echte Geist wieder, so wird er sich gewiß auch in einigen Formen besser befinden, als in andern, der Geist mag nun ein religiöser oder politischer sein."

Diese Bemerkung führt ihn dann hinüber zu den ständischen Verfassungen als politischen Formen, denen der Verfasser blos die Ehre eines Gerüstes für den Ausbau der Freiheit zukommen lasse, während er selbst glaubt: „daß sich in ihnen die nothwendige Gegenseitigkeit der verschiedenen in der Natur des Staats gegründeten Parteien zur Bezeugung und Belebung des allgemeinen und aller besonderen Staatsinteressen persönlich darstelle; daß ferner das Mittelalter im Streben nach jenen Corporationen die Elemente alles politischen Lebens ausgeboren habe; und daß endlich jenem Streben die erhabene christliche Idee zu Grunde lag: daß alles Eigenthum und alle Eigenheit des Individuums im Staate nur durch die unaufhörliche Beziehung auf das große Ganze und durch die Wechselseitigkeit des privaten mit dem öffentlichen Leben Werth erhalte."

Nachdem er dann noch in 11 Sätzen hervorgehoben, wie nach seiner Ansicht „der köstliche Baum des geselligen Lebens, Staat genannt, ohne welchen der Mensch aufhört Mensch zu sein" sich entfalten soll, schließt er mit den Worten: „Der Begriff (in seiner Abgerissenheit) hat kein Erstes, denn es liegt außer ihm. Er hat kein Letztes, weil er kein Erstes hat. Für ihn allein gibt es weder eine Heimath, von der er ausgehen, noch irgend ein anderes Land, wohin er reisen könnte. Er ist aber dessenungeachtet immer auf Reisen. Sollte das auch der Fall mit unserem politischen Historiker sein, so mag er und mögen Alle, die über alte Geschichte seiner Ansicht sind, das vierte Gebot Gottes sich ins Gedächtniß rufen. Es betrifft dasselbe so gut Staats- als Familien-Kinder: ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest! Ehre die Vergangenheit, soll dein Project der Gegenwart lange leben!"

2. Wir kommen nunmehr zu den Aufsätzen G.'s in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur." Erst im 9. und 10. Bande des Jahrgangs 1820 S. 163—197 und S. 1—73 finde ich eine Recension, welche „Anton Günther" unterzeichnet ist. Von den in den früheren Jahrgängen vorkommenden anonymen Artikeln scheint mir kaum einer oder der andere von G. herzurühren, selbst schwerlich die im 6. Bande S. 201—229 und im 8. Bande S. 179—184 mit dem Buchstaben A. unterzeichneten. Jedenfalls sind dieselben von keiner Bedeutung für die Zeichnung der damaligen Entwickelungsstufe seiner Philosophie.

Obige Recension nun betrifft die Schrift „Supernaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge, ihrer Zwietracht und höheren Einheit. Ein Wort zur Beherzigung für Alle, welche nicht wissen, ob sie glau-

bend erkennen oder erkennend glauben sollen. Von Ludwig August Köhler, Archidiakon in Cottbus. Leipzig. Fleischer 1818.“ In diesem Artikel tritt schon der dualistische und creatianistische Standpunkt G.'s bestimmt hervor, und zwar in Folge der gewonnenen scharfen Unterscheidung der Idee vom Begriffe.

Zur Einleitung, in welcher der Verfasser dieser Schrift hervorhebt, daß er die Einheit suchen wolle, in welcher die Versöhnung beider Systeme, des Rationalismus und des Supernaturalismus, verborgen liege, wenigstens die Versöhnung zum friedlichen und freundlichen Wirken neben einander für das Reich Gottes, bemerkt Günther: „Als Einleitung meiner Recension mögen hier einige Fragen stehen: .... ob jene höhere Einheit wohl der Hermesstab sein wird, um welche sich jetzt zwei Systeme friedlich schlingen sollen, oder wieder nur die Wetterfahne auf dem Pyramidenbau eines systematisirenden Kopfs? Ferner ob jene Einheit wohl die einzige Bedingung ist des friedlichen Nebeneinanderseins beider Parteien? Der Streit ist keiner seit gestern und heute, er ist so alt als die nach Wahrheit dürstende Menschheit. Aber der Verfasser ist Einer wie wir Alle unter dem zu- und abnehmenden Monde d. h. Einer von Heute auf Morgen, weil es nur Einen gibt, der, wie der Apostel sagt, Gestern, Heute und Morgen, ewig derselbe ist — Christus. Heil der Menschheit! Glück dem Verfasser! Aber auch Muth dem Leser, der jetzt in dem gedrängten Auszuge der einzelnen Abtheilnngen dem Medusenhaupte auf Minervens Schilde (das jetzt der Verfasser trägt) mit festem unverrücktem Blicke begegnen wird! Denn ein Doppeltes hat die Recension eines jeden wissenschaftlichen Objects zu leisten, erstens zu zeigen, ob der Verfasser seinen eige-

nen Principien treu bleibe, zweitens in welchem Verhältnisse seine Ansicht zu einer anderen herrschenden über denselben Gegenstand stehe." Zu diesem Zwecke folgen die Auszüge aus dem Buche, schrittweise begleitet von der Beantwortung jener zwei Fragen. Und hier tritt denn schon gleich anfangs das Charakteristische der Günther'schen Speculation hervor. So wenn er dem Verfasser zugesteht, „daß die menschliche Natur eine Doppelnatur sei, aber nicht insofern, als sie Passivität und Activität besitzt, sondern insofern sie für zwei Welten (für Natur- und Geisterreich) und für jede ihre eigene Passivität und Activität besitzt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Receptivität für die Sinnenwelt unmöglich geeignet sein kann für übersinnliche Wahrnehmungen, ohne zugleich zu behaupten, daß die ihr entsprechende übersinnliche Spontaneität (Freiheit genannt) nichts anders sei als die höhere Potenz der thierischen sinnlichen Willkür. Mit dieser Behauptung aber ist zugleich offenbar der wesentliche Unterschied zwischen Geist und Natur aufgehoben. Was macht also den Menschen zum Menschen?" In der Beantwortung dieser Frage weist G. dem Verfasser nach, daß aus seiner fehlerhaften Zeichnung der Doppelnatur des Menschen der weitere Irrthum entspringe, daß der Mensch zum Glauben an das Dasein Gottes auf dem Wege der allmäligen Entwickelung — der Abstraction gelange. „Ein auf diese Weise gewonnener Gott ist ein bloßes Gedankending.... Wenn du nicht zur Erkenntniß kommst: so gewiß ich mein Ich habe, so gewiß habe ich ein höheres Nichtich — Gott —, gewinnst du dir nie mit Sicherheit einen Gott." Und weiter: „die Natur kann den Geist, den für Gott geschaffenen, ursprünglich nicht wecken. Aber ein solcher ursprünglich von

Gott für Gott geweckter Geist ist auch im Stande Gott in der Natur zu vernehmen, und dann die Geister für Gott zu wecken d. h. durch Sprache und Unterricht ein Wissen von Gott in ihnen zu erzeugen.“ Sofort geht G. näher auf die Weise ein, wie der Verfasser „die Widersprüche des Lebensräthsels,“ deren Quelle derselbe darin erblickt, daß „mein Geist als unendliche Causalität an die Endlichkeit der Entwickelung in allen seinen Trieben — im Wissen, Wollen und Empfinden gebunden ist,“ zu lösen sucht. In Beziehung auf diese Lösung zeigt G., daß von Gott die universale Abschaffung der Schranken und Widersprüche erwarten, mit andern Worten heiße: den Widerspruch von sich hinweg in Gott hineinschieben, daß der Verfasser aber noch nicht den Muth habe, das Höchste zu erreichen. „Andere vor ihm sind kühner gewesen. Sie führen folgende Sprache: Das Absolute ist der Geist. Das ist die höchste Definition des Absoluten. Diese Definition zu finden und ihren Inhalt zu begreifen ist die absolute Tendenz aller Religion und aller Philosophie. Das Wesen des Geistes ist der Begriff. Der Begriff ist das Allgemeine als sich besondernd und die Identität mit sich selbst in dieser Besonderheit. Das Wesen des Geistes ist daher die Manifestation. Denn er kann nicht eine Besonderheit in sich sein, ohne etwas zu offenbaren. Das Offenbaren des Geistes aber, der frei ist, ist ein Setzen der Natur, als seiner Welt, ist ein Erschaffen desselben, als seines Seins, in welchem er die Positivität seiner Freiheit d. h. die Wahrheit derselben verbürgt hat. Dieses Setzen der Natur erscheint als ein Voraussetzen der Natur in der Reflexion, indem der Geist sich auf dieselbe als seine Unmittelbarkeit bezieht. Dieses Setzen ist der erste Moment seines concen-

trirten Begriffs, seines sich Begreifens und sich Besonderns, das in seiner Totalität in sich faßt den subjectiven Geist, den objectiven Geist oder die Natur, den objectiv realisirten Begriff des Geistes von sich als Subject, den absoluten Geist, inwiefern er die Einheit seines Begriffs und seines Objects ist. Die Anerkennung derselben ist die Idee des Geistes.... Nach diesem Systeme ist der Geist selbst die unendliche Idee, und die Unendlichkeit hat ihre Bedeutung nur in der Unangemessenheit des Begriffs (des Subjects und des Objects in der Idee) mit der Realität der Idee — zu der Bestimmung: daß die Endlichkeit ein Scheinen innerhalb seiner ist, ein Schein, den der Geist sich selber als Schranke setzt, um durch Aufhebung derselben die Freiheit als sein Wesen zu wissen und zu haben.... Freilich wird so ein System dem Verfasser nicht behagen, ... und doch ist es die nothwendige Consequenz des seinigen, wenn man die Inconsequenzen desselben zur Lösung des Lebensräthsels vermeiden will, die da liegen in der Annahme eines freien Geistes als einer unendlichen Causalität, eines werdenden Gottes, und einer nothwendigen Natur als eines uncausalen Alls, in dem der Geist seine unendliche Causalität entwickeln und so zum Bewußtsein bringen soll. Nach seinem System wird das Dort nie ein Hier, nach dem angeführten aber wäre es besser, das Dort würde nie ein Hier, denn es heißt: Leben ohne subjectives Bewußtsein ist ein Nichtsein; so lang der Jammer des Wissens um mein Ich nicht etwa wieder von vorn beginnt. Dort seufzt Tantalus, hier keucht Sysiphus.... Wer den Muth hat, sich als werdenden Gott zu denken, der ist noch sehr feig, wenn er sich nicht wenigstens die Natur neben ihm als den groben ungeladenen

Gast vom Halse schafft, indem er sich dieselbe als nothwendiges Produkt seiner göttlichen Freiheit zu denken getraut. Das Indifferenziren beider (der objectiven Natur und des subjectiven Bewußtseins) kann man noch allenfalls erlassen, des subjectiven Schwindels wegen, dem nicht sowohl vor der Aussicht von der Höhe als vor der Vernichtung graut. Andere aber, denen bei dem Indifferenziren nicht sowohl vor der Vernichtung im bewußtlosen Leben, als vor dem Indifferentismus in Wahrheit und Tugend und vor dem bewußtvollen geistigen Tode im Leben graut, klammern sich noch fest an ein System, das direct weniger Muth zum Denken, aber mehr Muth zum Handeln, und so doch mittelbar gleichen Muth zum Denken wie die anderen Systeme erheischt. Es ist dieß der Supernaturalismus, wie ihn Christus in Wort und That ausgesprochen, und der vom freien Geiste mit gleichem Rechte wie die entgegengesetzte Ansicht anerkannt werden muß. Dieser Supernaturalismus lehrt eine Dreifaltigkeit alles Seins, ohne Dreieinigkeit, denn er lehrt:

1. Gott, Geist und Natur. 2. Wesentlich verschieden vom Geiste ist die Natur, wesentlich verschieden der Geist von Gott. 3. Nothwendig ist die Natur, frei der Geist, Gott ist die Liebe. 4. Vereinigung des Geistes und der Natur ist die niedere, Vereinigung des Geistes mit Gott ist die höhere Menschennatur. In dieser doppelten Vereinigung ist der Mensch die Krone aller Schöpfung. 5. Liebe in Gott ist die Indifferenz von Nothwendigkeit und Freiheit. 6. Die Nothwendigkeit der Natur ist bedingt von der Freiheit des Geistes, diese von der Natur der Liebe in Gott, denn formelle Gleichheit d. h. Nachbild des Geistes ist die

Natur, Nachbild Gottes ist der Geist. 7. Liebe in Gott ist die wesentliche Form des göttlichen (absoluten) Lebens, an und für sich — auch wesentliche Form (relativ) in seiner Manifestation an eine Geisterwelt. So ist auch die Freiheit des Geistes und die Nothwendigkeit der Natur wesentliche Form beider in den Offenbarungen ihres sonst wechselseitig unbegreiflichen Wesens. 8. Liebe in Gott ist Leben in Anderen, daher a) ein ewiges Setzen seiner selbst von Ewigkeit im Sohne und beider im heiligen Geiste. Daher ist die ewige wesentliche Form des ewigen Wesens der Gottheit dreieinig zugleich. 9. Von der wesentlichen Form der Gottheit wird zugleich bedingt Wesen und Form aller Manifestation Gottes in der Zeit, die ein Setzen von Gott, aber eines Anderen, als er selbst ist, des freien Geistes nämlich, der nothwendigen Natur und der Vereinigung beider in der Menschheit. Nothwendig liebt die Natur, frei der Geist. Liebe ist beider Form. Liebe in Gott ist demnach auch ein Leben in Andern, die ein wesentlich Anderes sind, als er selbst ist. 10. Dieses Leben in Andern ist ein Drang zur Mittheilung seines Wesens in realer Vereinigung. 11. Die Mittheilung setzt eine Empfänglichkeit für Liebe zur Reciprocität der Liebe voraus, und in derselben a) einen Sinn zur Wahrnehmung der Liebe — Receptivität, b) einen Willen zur Erwiederung der Liebe — Spontaneität. 12. Dieser Wille muß ein freier sein, weil der freie Wille allein der Gottheit eine Mittheilung ihres Wesens nach den Grundkräften der Creatur möglich macht. 13. So ist alle Freiheit in der Creatur bedingt von der Natur der Liebe in Gott; und freie Richtung aller Kräfte auf Gott zur Vereinigung ist daher Liebe des Geistes. Daraus geht hervor, daß alle Freiheit in der Creatur a) eine negative Wirksamkeit ist in

Beziehung auf Gott — als reines freies Zulassen seines Willens, aber auch zugleich die Fähigkeit zur unendlichen Potenz durch Aufnahme absoluter Kraft, b) eine positive in Bezug auf Gott — als freies Verlassen seines Willens, aber auch zugleich eine Depotenzirung zur Ohnmacht, c) eine positive Wirksamkeit des Geistes in Bezug auf eine ihm coexistirende freie und nothwendige Natur — als Darstellung des in sich aufgenommenen absoluten Willens, d) eine negative Wirksamkeit auf dieselbe Natur, inwiefern ihr Wille als Forderung mit dem Willen Gottes nicht harmonirt" *).

Sofort weist G. auf die Grundlosigkeit der Lieblingsidee des Verfassers hin, nämlich die von der Unendlichkeit der Entwickelung des unendlichen Geistes. Denn die (geistige) Kraft finde ihre unendliche Sättigung nur im ewigen Vereine mit dem unendlichen Gegenstande ihrer Liebe, mit Gott.

Aus der Kritik, die G. des Verfassers geschichtlicher Darstellung des Supernaturalismus und Rationalismus bis auf Christus angedeihen läßt, hebe ich nur hervor, daß nach Günther der wahre Standpunkt zur gehörigen Würdigung des Heiden- und des Judenthums nicht der intellectuelle sei, sondern der ethische, d. h. der Mißgriff der Vernunft sei nur zu begreifen aus dem Fehlgriffe des freien Willens, was er ausführlich nachzuweisen sucht.

Zu des Verfassers Theorie über das Wesen des Christenthums, die sich in den Worten zusammenfassen läßt: „Die Juden fragen nach Zeichen, die Griechen nach Weisheit, da

---

*) An mehreren dieser Bestimmungen, namentlich in Nr. 5, 6, 11 und 13 hat Günther später in consequenter Durchführung seiner Principien nicht unwesentliche Veränderungen vorgenommen.

trat der gekreuzigte Christus, jenen ein Aergerniß, diesen eine Thorheit, dazwischen und versöhnte beide," bemerkt G., das sei nur insofern richtig, als (was der Verfasser nicht berücksichtigte) Juden- und Heidenthum als Opposition gegen das Christenthum gedacht wird, während die Differenz in der Opposition ihren Grund in der Differenz beider haben mußte. Die Lehre vom Kreuze, mit der die Apostel überall den Anfang machten, war den in der Sphäre der Sinnlichkeit lebensfrohen Griechen und Heiden eine Thorheit, ein Unsinn, daß der Weg in das gelobte Land der Wahrheit durch die Wüste der Entsagung und Selbstverläugnung gehen müsse, weil sie den Genuß der Natur nicht für Sünde oder doch nicht für Gefahr hielten, indem sie die Natur selbst nicht als eine im Verderben liegende erkannten. Den Juden aber war nicht die Lehre vom Kreuze als der Entsagung, sondern die Lehre des Gekreuzigten ein Aergerniß; denn sie wußten vom Verfall der Menschennatur. Damit war es aber auch schon abgethan. Sie vergaßen über dem Mittel den Zweck, über dem Bilde des Judenthums das Wesen, welches sie in die Universalität des Bildes, in seine allgemeine Verbreitung setzten; und dazu gehörte kein Sclave am Kreuze, der nie nach weltlicher Herrschaft die Hand ausstrecken wollte, sondern ein Parteigänger, ein patriotischer Jüngling, wenn auch eben kein Königssohn. Man erwartete das Heil von endlicher Befreiung von fremdem Einfluß. Sehr löbliche Wünsche. Noch löblicher aber wäre die Einsicht gewesen in den Grund des politischen Unglücks, in das ethische Unglück der Menschheit; und gewisser wäre dann die Befreiung von jenem durch die Befreiung von diesem geworden. So stand es in Judäa, wo man über dem politischen Verfall den Sünden-

fall außer Acht ließ; so stand es in Gräcia, wo man über dem Steigen und Fallen der Philosophie den ethischen und politischen Verfall vergaß. Allerdings wird nun nach dem Bedürfnisse der damaligen Welt die Wichtigkeit der Erscheinung Jesu zu ermessen, und nach diesem Bedürfnisse seine Natur und sein Schicksal, auch ohne sich sclavisch an den Buchstaben der neutestamentlichen Urkunden zu halten, zu bestimmen sein. Denn diese sind ja nur die Fortsetzung der alttestamentlichen, auf die sich Jesus selbst beruft, daß sie von ihm zeugen. Dieselben erzählen aber von einem Paradiesesleben des Urmenschen nach Geist und Leib. Sie erzählen von einer freien That, die das Loos der Menschen bestimmte; sie erzählen von einem Weibessamen, der der Schlange den Kopf zertreten, folglich Schuld und Strafe tilgend erscheinen werde. Wer nun Schuld und Strafe (mit nach Innen gewendetem Blicke) in sich entdeckt hat, der braucht keine Urkunde mehr, weder des alten noch des neuen Bundes. Ob er sie aber, dem äußeren Sinnesleben hingegeben, in sich gefunden, oder wenn er sie auch vorgefunden und ausgesprochen hätte in dem Satze video meliora proboque, deteriora sequor (das Bessere erkenne und anerkenne ich, das Schlechtere thue ich) diese Thatsache auch zu deuten verstanden, als Erbschuld und Erbstrafe, und mit Paulus ausgerufen hätte: wer wird mich befreien von dem Tode dieses Leibes? Das müssen wir nicht nur bezweifeln sondern verneinen. Daher können wir es nicht gutheißen, daß der Verfasser den Buchstaben der Urkunden so über die Achsel angesehen, um das Princip zu erforschen, aus dem das neue Testament hervorgegangen. Er würde im entgegengesetzten Falle einen andern Unterschied zwischen Jesus und den Propheten gefunden haben. Er würde die

Stelle gelesen haben: wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so glaubet meinen Werken. Jesus hat also wirklich viel Gewicht gelegt auf seine sogenannten Wunder, d. h. auf die übernatürlichen Zeichen während seiner Erscheinung hienieden."

Dem Umstande gegenüber, daß der Verf. den Beweis für die ausschließliche Menschheit in Jesu auch aus der Göttlichkeit der Menschennatur führt, indem er sagt: Heißt ein Mensch sein etwas anders, als ein Leib, worin göttliches Wesen wohnt:" bemerkt S.: „Da dem Verf. (nach zahlreichen Stellen) Gotteskräfte auch Naturkräfte sind, so könnte derselbe auch sagen: heißt ein Mensch sein etwas anders, als ein potenzirter Affe oder Papagei sein?.... Und wenn er sagt: die Kraft, die zu Gott weist, ist selbst von Gott, so könnte man noch leichter sagen: die Kraft, die nach etwas begehrt, kann im Grunde ihres Wesens das nicht sein, was sie begehrt, denn was man hat und ist, braucht man nicht zu begehren. Eben so gewiß arbeitet die ganze Natur auf den Menschen hin, ohne je Mensch zu werden d. h. ein Geist in organischer Hülle.... Und wenn er fragt: Kann irgend etwas das verlorene Gottesbild herstellen, wenn der Mensch nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde? so setzt auch dieser Beweis voraus, was er beweisen soll, nämlich daß nach Gottes Bild geschaffen sein und göttlicher Natur sein eins und dasselbe sei. Das Göttliche kann so wenig erschaffen sein, als was vom Göttlichen erschaffen ist, göttlich sein kann. Erschaffenes Leben ist Zeitleben, göttliches Leben ewiges Leben. Daher hat auch noch jede consequente Philosophie, die entweder das All oder doch den Denkgeist vergöttlichte, die Schöpfung in der Zeit als Unsinn und Unding verworfen.

Hier, wie schon an früheren Stellen der Rezension, kommt denn auch wieder eine eigenthümliche (später aufgegegebene) Verhältnißbestimmung zwischen Geist und Natur vor. G. bemerkt nämlich: „die Vernunft (am wenigsten die des Verf.) wird wohl nichts dagegen einwenden, wenn man die Natur als das Ebenbild des Geistes, als seinen Spiegel aufstellt. So findet der Geist sein eigenes dynamisches Wesen in der Natur ins Vielfältige aus einander gezogen, um sich überall zu schauen, wo immer er sie anfassen mag.“ Sofort fügt er jedoch, gleichsam berichtigend, hinzu: „Dieselbe Vernunft statuirt aber zwischen Geist und Natur eine unendliche Kluft in einem qualitativen Unterschiede. Demnach also will das Wort Ebenbild nur eine formale Gleichheit bei übrigens wesentlicher Verschiedenheit bezeichnen.“ Und dann bemerkt er: „Ist dies der Fall, so wird die Vernunft wohl auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sie den Sprung von der Natur zum Geiste, den sie schon einmal sich hat gefallen lassen (um ihre Ehre zu retten aus den Klauen derjenigen, die den Vorzug des Menschen in seine Finger legen, so daß der Affe, wenn er sie hätte, Mensch werden könnte, so wie auch der Mensch nur durch den Gebrauch seiner Finger sich vom Kothkäfer zum Uhrmacher emporgearbeitet habe, der anfangs der Sonne, später selbst Gott die Nativität stellt) wenn sie, sagte ich, den Sprung noch einmal wagt, und, um vom Geiste zu Gott zu kommen, eben so die Gabelfigur ihrer Füße ausspannt, wie sie es that, um von der Natur auf den Geist zu kommen. Und doch hat sie Manches einzuwenden. Denn wenn der erste Sprung ein saltus vitalis für ihre Ehre war, so soll der andere (wie sie meint) ein saltus mortalis sein. Denn der

Geist tritt dadurch bei allem wesentlichen Unterschiede von der Natur doch als Kreatur wieder mit ihr in eine Art Sippschaft.... Was liegt aber im Hintergrunde von diesem und dergleichen Raisonnement? Point d'honneur de la raison humaine? Eitler, elender Stolz, der sich mit eigenen Händen die Augen schließt, und darum nicht sieht, daß der Geist in dem Augenblicke, wo er sich Gott gleichsetzt, Gott und sich herabgesetzt. Denn was ist das für ein Gott, der quantitative Unterschiede in seinem Schooße birgt, und solche Unterschiede ohne Zahl und ohne Ende? Was ist das für ein Gott, der, wenn er einmal sich seiner Majestät entäußert hat und in die Sphäre der Endlichkeit herabgestiegen ist, seine Himmelfahrt wohl gleich bei seiner Geburt beginnt, aber nie mehr da anlangt (bei der Rechten des ewigen Vaters), woher er einst vor Aeonen herabgestiegen? Solch eine Himmelfahrt verdient wahrlich den Namen Höllenfahrt. Blinder, sich selbst in seinen Beweisen Verweise gebender Stolz ist es. Denn unter den vielen Einwendungen gegen die qualitative Verschiedenheit des Geistes von Gott hört man auch diese: „Wie könnte der Geist Gott vernehmen, wie könnte er wissen, daß das Vernommene Gott sei..., wenn er das Zeugniß Gottes nicht ursprünglich in sich trüge, nicht göttlicher Natur wäre?"... Müßte, wenn dieser Einwurf Grund hätte, nicht die Natur ebenfalls göttlicher Wesenheit sein, und eben so das Wesen Gottes physischer Natur in unendlicher Potenz? Und wäre dann jenes System nicht der abgeschlossenste Transcendentalidealismus, welcher Natur und Geist nur für Modificationen des Einen ewigen Seins ausgibt? Der Geist wird wohl auf einem ähnlichen Wege zum Wissen von Gott, der sein Nichtich ist, kommen, wie

er zum Wissen von der Natur kommt, die ein zweites Nichtich ist" *).

Mit Uebergehung der weiteren Auslassungen G.'s glaube ich noch folgende Sätze hervorheben zu sollen: „Um einem Dinge außer dem Geiste diese Standeserhebung (nämlich der selbsteigenen Realität) zu ertheilen, muß der Geist zuvor sich selbst seine Adelsprobe abgelegt haben, er muß sich selbst in seiner Realität erfaßt haben; dazu gehört aber Freiheit, eine Centralkraft, die zugleich eine Springkraft ist, sich von jedem Punkte des bunten sinnlichen Allerlei in das Centrum seines Wesens zu retten, und von da aus, wie aus sicherem Port, der Fluth der Erscheinungen zuzusehen. So ist demnach all unser Erkennen in seiner Wurzel von der Freiheit bedingt, so muß selbst der sinnliche Glaube der Freiheit aufgerechnet werden, wie einst Jehova dem Abraham seinen höheren Glauben zum Tugendverdienste anrechnete. Dieses vorausgeschickt läßt sich nun auch bestimmen, worin das Ebenbild des Menschen besteht.... Es ist die Fähigkeit Gott zu lieben, wie Gott den Menschen liebt. Diese Fähigkeit liegt allein in der Freiheit, die in ihrer Aeußerung die Richtung aller Kräfte zur Vereinigung mit demjenigen bewirkt, der, als Liebe vernommen, Liebe im Vernehmenden erregte. Daher kann auch dies Ebenbild nie vertilgt, wenn auch verunstaltet werden, so lange der Geist nicht aufhört Geist zu sein, und das kann er nie ohne Vernichtung. Es kann verunstaltet werden, wenn der Geist

*) In seinen späteren Schriften weist G. nach, daß der Geist „das Zeugniß von Gott ursprünglich in sich trägt," in seinem Wissen nämlich um seine Geschöpflichkeit, das vom Wissen um sich (vom Ichgedanken) unzertrennlich ist.

von dem einzig würdigen Gegenstande seiner Liebe sich hinweg und zu einem andern wendet, und mit ihm die Natur, die zum menschlichen Ich gehört und die es in verjüngtem Maßstabe in sich trägt.... Ist nun aber auch dem Geiste mit der Freiheit die Kraft zur realen Vereinigung mit Gott gegeben, so... hat er nicht zu befürchten, daß er beim zweiten Sprunge, den er in der Idee macht, sich selbst in den Weg tritt, wenn der Wille sonst nicht ansteht, der Idee im Leben und in der That nachzuspringen, was allerdings nicht so leicht ist, als den Sprung in der Idee zu wagen, aber doch leichter, als es sich der bereits geschwächte Wille vorstellt, wenn dieser es im Umgange mit der Natur so weit gebracht hat, daß er wie ein Samson seinen Haarschmuck (Zeichen und Stärke des Freigeborenen) im Schooße der Delila schlummernd eingebüßt, oder wie Herkules Keule und Löwenhaut gegen Dejanirens Rocken und Spindel vertauscht hat. Dann ist es schwer, ja unmöglich, wenn es nicht Einen gäbe, der auch in den Schwachen mächtig ist, weil er der Herr der Natur ist....

Aus dem, was G. in Gegensatz zum Verf. über die Wunder bemerkt, die derjenige nicht zu würdigen vermöge, welcher sich selbst in seiner Freiheit und die Natur in ihrer Nothwendigkeit nicht versteht, weshalb auch willenslahme Zeiten von jeher ungläubige Zeiten gewesen seien, möge nur der Eine Satz hier Raum finden: „Der Erstling der Auferstehung war kein ägyptischer Magnetiseur oder Magnetisirter, sondern der Magnet selbst, der Himmel und Erde trägt, wenn er die Schmerzen der Wiedergeburt über die ganze Natur wird hereinbrechen lassen, nicht damit sie über der Geburt selbst ihr Leben einbüße, sondern in ein Paradies verwandelt werde für Alle, die im Glauben an

seinen Namen den Schmerz der ethischen Wiedergeburt nach seinem erhabenen Vorbilde nicht gescheut haben."

Eben so übergehe ich Alles, was G. über den neuen Adam, als Ideal und Vorbild der Menschheit, Typus und Schlüssel der Weltgeschichte, über die genugthuende Seite im Erlösungswerke und die Sakramente bemerkt, weil dasselbe nicht verschieden ist von dem, was er in seinen späteren Werken darüber ausführlich dargelegt hat. Dagegen glaube ich, aus dem in dem längeren Abschnitte über die „Schicksale des Supernaturalismus und Rationalismus nach Christus" Bemerkten, Einiges hervorheben zu müssen. „Nach des Verf. Ansicht steht die Person Christi oben an, nach meiner (der seinigen entgegengesetzten) Ansicht enthält aber diese Person nicht blos Leben und Leiden in der Zeit sondern auch das höhere Lebensprinzip, das mit seiner Menschheit unzertrennlich vereint war. Und diese Persönlichkeit Jesu ist auch die Wurzel aller übrigen Elemente. So ist die Lehre des ewigen Worts nichts anders als der Commentar seines höheren Lebens, die Interpretation für die Erkenntnißkraft des Geschlechts in Zeit und Raum. So sind die Sakramente (vom Verf. blos sinnliche Zeichen genannt) Symbole, an die der Heiland aus eigener Machtvollkommenheit die übersinnliche Wirksamkeit seiner Person, die Gotteskraft für das (in Raum und Zeit erkennende und wirkende) Geschlecht gebunden hat. Sichtbare Organe für das in Raum und Zeit befangene Geschlecht sind die Nachfolger der vom Gottmenschen selber ausgewählten Verwalter des großen Lebensgeheimnisses (in Licht und Kraft von oben, in Wahrheit und Gnade) — die Priester. Beides kann und soll sich aneignen der Erlösungsbedürftige im Glauben, lebendig in Liebe.

„Wenn aber der Verf. von äußerlichen Zeichen, vom Herrn selbst eingesetzt, Meldung macht, wie auffallend müssen selbst Anhänger seines Systems die Behauptung finden, daß die Apostel nichts von allen den Aeußerlichkeiten gewußt und besessen haben bis auf den Apostel Paulus, den er das erste Blatt am Baume der Kirche nennt! Kann man hier nicht den Vorwurf wiederholen, daß das in Natur und Geschichte Gegebene alle Rechte neben der Freiheit des Geistes in seiner despotischen Behandlung verloren habe? .... Er sagt: „die Apostel hatten keine Kirche, die Liebe Christi war ihre einzige Gemeinschaft." Allerdings, und eben in dieser Liebe blieb er ihr sichtbares Oberhaupt im Leben, nach seiner Auferstehung aber ihr unsichtbares. Und eben in dieser Liebe hinterließ er ihnen ein sichtbares, ihn vertretendes Oberhaupt. — „Sie hatten keinen Gottesdienst. Das Herz trieb sie unaufhörlich zu Gott, und wo Menschen waren, sprachen sie es aus." Gewiß, allein dieser unsichtbare Trieb wird doch wohl auch seine Form angenommen haben in Zeit und Raum, und diese bleibende Form des formlosen stets regen Triebs ist Gottesdienst. — „Sie hatten keine Taufe, der Ruf Christi: folge mir! war ihre Taufe gewesen". Wo bleibt denn der Ruf Christi: wer nicht aus dem Wasser und dem h. Geiste wiedergeboren ist, kann ins Himmelreich nicht eingehen? Wo bleibt der Ruf: lehret und taufet alle Völker? — „Sie hatten kein Abendmahl im dogmatischen Sinne; eine wirkliche Mahlzeit war das erste gewesen; und wohl mochten sie bei jeder des Geliebten gedenken". Wohl — bei einer wirklichen Mahlzeit ging in Erfüllung, was er nach der wunderbaren Mahlzeit und Abspeisung der Viertausend mit fünf Broten gesagt hatte mit einem Ernste, der nicht gerin-

ger wurde, als er selbst viele seiner Jünger zu verscheuchen anfing: „Wer mein Fleisch nicht ißt und mein Blut nicht trinkt, der hat das Leben nicht in sich". — „Sie kannten keine Buße, denn allmälig hatte sich ihr Herz vom sinnlichen Begehren zur h. Liebe gewendet, und eben so allmälig und sanft war auch der Glaube in ihnen entstanden". Hatten sie aber auch sanft und allmälig Alles verlassen, um ihm nachzufolgen? Und vom Glaubensbekenntnisse des Petrus sagte Christus: Das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern der Vater im Himmel. In solchen Worten liegt keine allmälige Glaubensgewinnung......

„Ueber den delikaten Punkt vom Dogma und Dogmatismus läßt sich dem Verf. nichts abthun, so lange er sich nicht deutlicher über den h. Geist erklärt, den er so oft im Munde führt. Zwar nennt er die Apostel „die ersten Triebe des h. Geistes durch Christum", und daß sie als diese eine seltene Wunderkraft gezeigt hätten, die, wiewohl im ganzen Baume (der Menschheit) vorhanden, doch gerade in der ersten Aeußerung am wunderbarsten geschienen hätte. Und von Paulus sagt er, daß Niemand, der nur einigen Antheil am h. Geiste habe, verkennen werde, in welch hohem Grade der h. Geist diesen Apostel einnehme. Allein abgesehen davon, daß diese Worte den h. Geist eben so wie frühere Worte den Gottmenschen auf eine und dieselbe Linie mit der Menschheit stellen, so erklären sie sich doch keineswegs über das historische Faktum der sichtbaren Sendung in Flammengestalt, und der unsichtbaren Aussendung des h. Geistes, als des höheren Lebensprinzips des menschlichen Geistes, in die Herzen der Apostel (der Organe des höheren Lebens an die Menschheit), sie melden nichts von einem Faktum, so historisch gewiß als die

Erscheinung des Logos im Fleische, und gleich hehr und wunderbar, weil es die Vermählungsfeier der Menschheit mit Gott gleich stark manifestirte. So muß sich die Geschichte (die versteinerten Jahrtausende der Gnade und Freiheit) behandeln lassen vom Geiste, wenn er im Traume absoluter Freiheit (seiner Selbstvergötterung) es so tief unter seiner Würde findet, sich von irgend einer Nothwendigkeit (und was sonst ihren Charakter in Natur und Geschichte trägt) belehren zu lassen. Die Menschwerdung Gottes aber trieb nach dem Verf. ihre Blüthe schon im Gottmenschen Christus, was kann da noch die heilige Taube bedeuten und sein? Eine welthistorische Eule, und um das nicht zu sagen, schweigt die Eule Minerva's.

Und nun spricht G. gegenüber der Behauptung des Verf., daß „die Universalität des christlichen Glaubens den Geist der Herrschaft in die Kirchenvorsteher, durch diese in die Concilien, durch diese in den Bischof von Rom, durch diesen in die römische Curie brachte, welche jetzt freilich systematisch treibt, was natürlich, aus mißverstandener Wahrheit, aus heiligem Ernste entstanden ist", daß also „das Streben nach Universalität nicht als Plan von dem Kirchenoberhaupte ausgegangen, und dann die niedere Masse durchdrungen habe, sondern umgekehrt von unten her hinaufgestiegen sei" — seine damalige Ansicht von der Organisation der Kirche und insbesondere vom römischen Primate dahin aus: Der höfliche Verf. streicht die Päpste weiß und dafür die erste Kirche sammt ihrem Stifter schwarz an. Denn aus seiner ganzen Darstellung springt ja in die Augen, daß Christus in den Worten, Niemand könne selig werden anders als durch ihn, und die Apostel durch ihr erstes Concilium Grund und Veranlassung von zwei Irr-

thümern geworden seien, Christus von der Kirchenherrschaft, die Apostel von der Glaubensherrschaft, und daß, weil der Grund von dieser jene ist, Christus selbst mittelbarer Grund auch von dieser sei. Und doch hatten Christus und die Apostel, wie der Verf. sagt, den h. Geist in vollem Maße besessen!..... Nichts ist natürlicher, als die Gewalt des Kirchenoberhauptes, als des Schlußsteines im Gewölbe der Kirche, vorausgesetzt das historische Faktum, daß Christus seine Kirche von ihm selbst organisirt hinterließ. Organisirte er sie selbst, so war gewiß „unerhörte Willkür“ nicht sein Maßstab, sondern die Gesetze universaler Statik freier Kräfte in ihrer Coexistenz,.... so organisirte er sie für die Grundbedürfnisse der Menschheit nach der in der Kirche durch ihn allein vorhandenen Abhilfe in Wahrheit und Gnade, und folglich für die Ausspendung beider. Alles Uebrige ergibt sich von selbst aus dem Baurisse der Kirche, je mehr sich dieser seiner Ausführung in der Zeit näherte. Den Grundriß der Kirche aber liefert ihr Ziel: Erlösung der Menschheit durch reale Vereinigung mit Gott in Liebe. Darum ist ihre Höhe Gott der Dreieinige, ihre Basis der Gottmensch Jesus Christus, ihre Länge und Breite der Erdball mit seinen gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern. Dann geht aber die Gewalt des Amtes (des Centralpunktes der Vermittlung in Liebe für Glaubensverhältnisse) auf den jedesmaligen Träger des Amtes, nicht umgekehrt, wie der Verf. meint, von der Person auf das Amt über. Daß aber Christus, der Stifter und Herr, seine Kirche so organisirte, der Beweis dafür ist, daß sie sich so organisirt vorfindet.... Nebstdem aber bedient sich die Kirche noch eines anderen Beweismittels. Sie kann mit dem Stammbaum ihrer ge-

weihten Dynasten (unmittelbar göttlicher Einsetzung) bis auf Christus und seinen Stellvertreter hienieden, Petrus, zurückführen. Kurz, der Adel der katholischen Kirche besteht die Ahnenprobe. Dieses ununterbrochene Leben in seinen zwei Elementen (dem göttlichen und menschlichen, der Gnade und Freiheit, Gott und Geist) nach seinen zwei Seiten (der sichtbaren und unsichtbaren) ist es, was im höheren und katholischen Sinne Tradition zu nennen ist, nicht die bloße Fortsetzung einer Sage oder Lehre von Mund zu Mund.....

... Der Unterschied des Systems des Verfassers und desjenigen des Recensenten besteht nur darin, daß nach letzterem der Geist das Göttliche frei in sich aufnehmen, Organ Gottes werden kann, während nach ersterem der Geist schon geborner Gott, folglich Gottes Sohn in ewiger Zeugung seiner Gattung vom Vater ist, so daß ihm die Gottheit selbst die Zeugenschaft nicht versagen und die Kindschaft nicht nehmen kann. Nach diesem Systeme spricht der Räuber und der Missionär: wer mich sieht, sieht den Vater, ich und der Vater sind Eins. (Versteht sich dem Wesen, nicht dem Grade nach.) Schade, daß Jesus selbst diese Distinction nicht gemacht hat! Dieses System macht die Hölle zum Himmel, und wird, wenn es gut geht, die Erde noch zur Hölle machen im Kriege Aller gegen Alle. Denn wenn es einmal dahin kommen sollte, daß die beherrschte Menge zum Gefühle ihrer angeborenen oder angedichteten Göttlichkeit gelangte, so würde gewiß Niemand mehr dienen, Alle würden herrschen wollen. Wenigstens würde das Ultimatum des ersten freien Landtags der Gottmenschen dahin lauten: daß einstweilen die bisherigen Herren sich hinter ihre Stühle, auf denen sie bisher gesessen, stellen möchten bis auf weitere pantheistische Ordre.

Es folgt eine Fortsetzung der früheren Aphorismen der G.'schen christlichen Weltanschauung, welche darauf hinausläuft: „Es gibt ein apostolisches Priesterthum in der wahren Kirche, und ohne dasselbe ist keine wahre Kirche. Diese wahre Kirche ist nur Eine, weil es nur Eine Wahrheit, nur Ein Leben, und nur Einen Körper gibt, an den Leben und Wahrheit gebunden ist.... Träger der Souveränität im Staate ist das lebendige Gesetz...., in der Kirche der Primat.... In den organischen Verbindungen des Primats, als des Hauptes, mit dem Lehrkörper, ist der Träger desselben unfehlbar in Sachen des Glaubens, und umgekehrt jener unfehlbar nur in und mit dem Primatträger. Objectivirt erscheint diese Verbindung in allgemeinen Concilien. Diese Unfehlbarkeit behauptet die lehrende Kirche nicht aus sich und durch sich, sondern durch den Geist Gottes, dessen Organ sie ist." *)

Und nun habe ich nur noch einige Aussprüche G.'s aus seiner Kritik des Abschnitts „Allmäliger Uebergang des christlichen Supernaturalismus in Rationalismus" hervorzuheben: „Es gab Zeiten (es waren die des Empirismus vor Kant), wo der Mensch sich nur als höhere Potenz der Natur, als ein raffinirter Affe in Anschlag brachte, übrigens die Kluft zwischen Geist und Gott bestehen ließ. Es gibt Zeiten, denen ihr Gott nur als die höhere Potenz von ihrem Geiste aufgeht, die aber die Kluft zwischen Geist und Natur bestehen lassen. Inconsequent verfuhr jene wie diese. Consequent handelt die Zeit allein, welche das Gleichartige der vorhergehenden Zeiten und Systeme verbindet. Und dann werden nur zwei Stimmen laut: 1. Gott ist das

*) Vgl. hiezu die Note S. 217 ff.

All, 2. nichts ist wie Gott, oder wie er einst zu Moses sprach: Ich bin der Ich bin. Wer sich mit der Natur, an deren Spitze der Orangutang steht, unter einen Hut bringt, der verkennt seine Würde und hat sie wohl früher praktisch weggeworfen im Dienste des Fleisches. Fleischeslust macht feig; darum haben solche Zeiten den Muth nicht, Gott über sich zu denken. Herab ziehen sie ihn zu sich in die Schranken der Endlichkeit — Gott wird Natur. — Wer sich aber mit Gott unter denselben Thronhimmel stellt, der überschätzt seine Würde in Gedanken. Dieses Wissen bläht auf. Daher ist die Zeit, die sich unter die Sterne versetzt, eine Zeit, wo ihre Lehrer als Sterne vom Himmel gefallen. Wo aber Stolz, da will er herrschen, und die Natur wird jetzt seine Magd (in der Idee). Darum hat die stolze Zeit nicht den Muth die Natur zu vergöttern. Diese Zeit läßt der Stolz nicht consequent sein, jene Zeit aber die Sinnlichkeit nicht consequent bleiben. Diese hat wohl sich nicht verworfen, aber sie wird von Gott verworfen, wenn sie im Frevel verharrt. Denn der Mensch als Gottessohn muß nach den Zügeln der Weltherrschaft greifen, und verwüsten wird er wie Phaeton im Sturze die Welt...."

Es schließt G.'s Recension mit der „Schlußfolgerung" des Verfassers: „wer soll nun den Streit lösen" (zwischen Rationalismus und Supernaturalismus)? Die Antwort des Verfassers lautet: „die Vernunft als Idee kann es nicht, denn als diese vernichtet sie allen Glauben; der Glaube als Dogma auch nicht, denn er beruht auf äußerer Erfahrung. Der sichere Führer muß über idealem Wissen und über realer Anschauung liegen, und das ist das Leben. Wirken mit Freiheit ist Leben, ist Wahrheit." G. aber antwortet: „Sehr wahr, aber nur ein Leben ist das

ewige, nur eine Wahrheit ist die seligmachende. . . . . Nur aus dem Christenthume geht das eigentliche Leben des Menschen befriedigt hervor.

Mit Uebergehung einer kurzen Recension der akademischen Rede des Prof. Gregor Thomas Ziegler über die Verwerflichkeit des theologischen Rationalismus im 3. Hefte des 15. Bandes vom J. 1821 S. 14 u. ff. wenden wir uns zu einer längeren Recension der Schrift von Joh. Jac. Wagner „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat. Erlangen 1820“ im 1. Hefte des Jahrganges 1822 S. 132—187. Wenn, bemerkt G., der Verfasser (welcher die Schelling'schen Principien im Lichte der magnetischen Erscheinungen zu verklären sich bemüht, und demgemäß Christum als den Aequator aller Geschichte auffaßt, deren beide Pole das verlorene und das wiedergewonnene Paradies seien, und meint, daß auch andere von Menschen bewohnte Planeten ihren Christus haben müssen, der sie aus einer Zeit in die andere hinüberführe) von einer Weltwerdung Gottes spricht, der in derselben erst im Menschen zum Selbstbewußtsein gelangt, so ist das die Sprache des crassen Pantheismus, der allen wesentlichen Unterschied zwischen Geist und Natur und zwischen Geist und Gott aufhebt, und der mit der Verwerfung des ersten Unterschiedes auch den Unterschied zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, folglich auch zwischen Tugend und Laster aufhebt.... Sinkt aber die Freiheit zu einer blos thierischen Willkür herab, die dem sinnlichen Impulse folgen muß, wird sie in das gewöhnliche Register von Kräften geworfen (während doch die Willensfreiheit die einzige active Grundkraft des Geistes ist, wie die Vernunft die passive, so daß alle anderen sogenannten Kräfte nur bloße Quotienten dieser

beiden in ihrer Wechseldurchdringung sind), so kann der Standpunkt für die Construction der Geschichte kein anderer sein als die intellectuelle der Entwickelung jener Kräfte, denen der Wille als Schleppträger hinterher folgen muß. Das ursprüngliche Chaos dieser Kräfte erhält dann den vornehmen Namen Stand der Unschuld, und der mechanische Hervortritt dieser Kräfte mit abwechselnder Vorherrschaft (aus Achtung vor der Bibel) den Namen Sünde. Und für so eine erbärmliche Sünde stellt man sogar einen Erlöser auf, wahrscheinlich aus Achtung vor der Geschichte, die man doch noch einer metaphysischen Behandlung werth hält, weil man sich des Josua in ihr nicht erwehren kann, der die Sonne der alten Zeit zum Stillstand brachte und ein neues Licht über alle Theile der Welt ergoß, das auszulöschen noch keiner geheimen Zunft gelungen ist. Diese Kraftentwickelung ist nun entweder (als Realisirung der höchsten Einheit in größter Mannigfaltigkeit) höchstes Ziel der Geschichte, das erreicht werden muß und wird, oder nothwendige Durchgangsstraße in der Geschichte, um dort mit Bewußtsein wieder anzugelangen, von wo die Menschheit ohne Bewußtsein ausgegangen sein soll, nämlich bei der unmittelbaren Anschauung des Göttlichen, aber nicht etwa des persönlichen Gottes. Hier ist der obige Erlöser das fünfte Rad am Wagen der Weltgeschichte, der sich am Ende auch ohne ihn selber eingelenkt haben würde, weil sein Mechanismus von guter Hand ist; dort das unentbehrliche Ideal vollkommener Entwickelung, das der Gattung die Lösung ihrer großen Aufgabe möglich und anschaulich macht, ein Ideal, das nur deshalb der Wärmeleiter und Strahlenkegel aller Geschichte nach ihm ist, weil es alle Strahlen und alle Wärme der Geschichte hinter

ihm eingesogen hat. Diese Ansicht schickt aber auch zu ihrer eigenen Rechtfertigung ihren Weltheiland in die Schule aller Weisen und Priester des Alterthums, wozu ihr die 30 stillen Jahre, in denen er an Weisheit und Gnade zunahm bei Gott und Menschen, sehr willkommen sind; sonst wäre sie gezwungen, die bestehende Geschichte rund wegzuläugnen.

Weiter bemerkt G.: „Als ein Thal der Thränen und des Jammers den Schauplatz der Weltgeschichte anzusehen, lehrt uns zwar schon die Erfahrung ohne Offenbarung, aber des Jammers Aeußerstes ist denn doch gewiß eine Zeit, die statt liebevolle Hand anzulegen, um den Jammer zu mindern und zu mildern, den Jammer wegdenkt, und dann sagt: es gibt keinen als den, nicht so zu denken wie ich. Was kann aber noch übrig bleiben von dem alten astronomischen Zeichen unserer Erde (♁), wenn die Siegestrophäen der ewigen Liebe vom Pyrrhonismus abgebrochen sind? Nichts als der Paradiesesapfel der Sünde (○), dessen Name Stolz ist, der sich im Gleichmachen, im Indifferenziren nach theoretischer und praktischer Richtung gefällt. Wo dieser Wurm der Sünde sich noch nicht eingenistet hat, da herrscht noch die Anerkennung eines wesentlichen Unterschiedes zwischen Gott und Geist, zwischen Geist und Natur; und mit letzterem zugleich die Anerkennung der Grundvermögen des Geistes, des passiven nämlich, des Vernehmens Gottes, und des activen, nach jenem Vernehmen sich frei zu bestimmen für oder gegen Gott — Vernunft und Wille, Receptivität und Spontaneität. Endlich ist mit diesen Vermögen auch ihr Zweck gegeben: Verklärung der Menschennatur in Gott durch Vereinigung mit Gott in Liebe“.

Aehnlich nennt G. S. 161 die Vernunft ein Ohr für Gott. (Damals verwechselte er also noch die Vernunft mit der

Receptivität des Geistes, während er in seinen späteren Schriften die Receptivität und Spontaneität desselben so bestimmt, daß beide Kräfte im vernünftigen Denken sich wirksam erweisen.)

Der Kürze halber übergehe ich, was er über den ersten und zweiten Adam, über die Repräsentation der Gesammtmenschheit durch Christus, über die Versuchungsgeschichte Christi, das Wesen des Judenthums und Heidenthums, über den Magnetismus, magisches Hellsehen und Wirken (wovon er fürchtet, es dürfte bei ihrer Uebertragung auf den religiösen Boden Unkraut unter den Weizen gesäet werden, dessen Bestand sowohl als Ausrottung keine erfreulichen Aussichten gewähre) u. s. w. ausführt. Nur einige Sätze mögen hier Platz finden: „Befreiung vom Polytheismus und vom Monotheismus in heidnischer Form, diese Angelegenheit des Kopfes war wohl nicht die Herzensangelegenheit der Menschheit durch Jahrtausende, so wie sie sich in der heiligsten Angelegenheit auch nicht vor den Kopf, aber immer auf die Brust schlägt im Armesündergeständniß. Das Gedankensystem des Menschen, dieses Schlagwerk in seiner Natur, bleibt ihm kein Schuldner, wenn das Getriebe im guten Zustande ist. Aber da fehlte es. Das Gefühl unserer Sündhaftigkeit, und der Sünde als des freien Abfalls von Gott, und das Gefühl des Unvermögens, die Kluft auszufüllen zwischen Gott und der Creatur. . ., das war es, was die Altäre rauchen machte vom Opferblute der Thiere und Menschen. Handgreiflich aber ist es, wie in der Construction einer Religionsgeschichte vom Standpunkte eines Systems aus, das nichts von einem persönlichen Gotte, nichts von der Willensfreiheit, nichts von Sünde weiß, kein Platz für ein Lamm Gottes sein kann, das der Welt Sünde trägt."

Demgemäß bezeichnet er als den Grundgedanken des Christenthums „Wiederherstellung der durch den freien Abfall von Gott getrennten Menschennatur in freier Vereinigung ihrer Grundkräfte mit Gott in und durch den Gottmenschen Jesus Christus, also im Glauben an und in Liebe zu diesem Ideal der Menschheit.“ Und in diesem Grundgedanken habe das Christenthum den Schlüssel gegeben zur Auflösung des Räthsels der Menschennatur. Nicht formlos (wie der Verfasser meint) sei daher auch das Christenthum, welches der Welt Form geben, nicht von der Welt Form annehmen sollte, in die Welt eingetreten, sondern der Stifter selbst habe ihm die Form aufgedrückt, welche allein und vorzüglich ihm den Bestand unter allen Formen der Zeit gesichert habe. Auch sei diese Form den ersten Gläubigen nichts Unerhörtes gewesen, weil sie nichts Anderes in Anspruch genommen, als das Gesetz der Vermittelung einer Centralgewalt, welches Gesetz sowohl im Reiche der freien als im Reiche der nothwendigen Kräfte herrsche. Und sofort sucht G. den Nachweis zu führen, daß und warum Christus unter dieses Gesetz auch sein Reich gestellt habe, und daß Alles gefehlt habe, um mit dem Verfasser sagen zu können: „Bonifaz war der Schöpfer des Papstes,“ wobei der gestaltvolle Hervortritt eines Lebenskeims für dessen Zeugung gehalten werde. Müsse man nicht annehmen, daß der Hirt und Wächter Israels eingeschlafen sei, wenn sich eine Maxime der Herrschsucht und des Egoismus als eine Glaubenslehre, also ein Wolf in Schafskleidern in das Heiligthum der Menschheit geschlichen haben solle? Könne der Verfasser Christum den Aequator der Geschichte nennen, so könne er auch den Primat in der Kirche den Central- und

Schwer- und Ruhepunkt des religiösen Lebens in seiner Bewegung nennen, der von diesem Leben gar nicht getrennt werden könne, ohne die Vermittelung dieser Lebenskräfte und mit ihr die Lebenskraft selbst durch Extreme zu zerstören. Freilich — dem ganzen Organisationsprocesse ein Naturgesetz abzulauschen, das als solches gar nicht zu unedel sei, um von seinem Gesetzgeber von vorne hinein als ein Organisationsgesetz im Reiche Gottes promulgirt zu werden, das wäre nach dem Verfasser wenn nicht zu mystisch, doch wenigstens zu papistisch *).

*) Es beruft sich hier und an andern Stellen G. für den römischen Primat als sichtbares Centralorgan der Kirche: 1. auf ein Naturgesetz; 2. auf das Zeugniß der Kirchengeschichte und 3. auf die h. Schrift. Was aber jenes Naturgesetz betrifft, so bemerkt Veith in einem Briefe an mich vom Jahre 1872, daß G. hierin geirrt habe, da im Leben der Natur die Einheit überall durch zwei Brennpunkte, auch im menschlichen Organismus durch Gehirn und Herz, Nervensystem und Blutsystem bedingt sei. — Daß ferner die Kirchengeschichte ganz Anderes, als G. damals meinte, in Beziehung auf die wahre Beschaffenheit der Einheit der Kirche lehre, hat Bischof Reinkens in seiner Schrift „Die Lehre des h. Cyprian von der Einheit der Kirche. Würzburg 1873" und „Ueber Einheit der katholischen Kirche" ebendaselbst 1877 nachgewiesen. — Wie endlich die auf den römischen Primat bezogenen Stellen der h. Schrift zu verstehen seien, hat Prof. Dr. Langen in den beiden Schriften „Das Vaticanische Dogma von dem Universalepiscopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältniß zum Neuen Testament und zur patristischen Exegese. Bonn 1871" und „Die Kirchenväter und das Neue Testament. Beiträge zur Geschichte der Erklärung der wichtigsten neutestamentlichen Stellen. Bonn 1874" gezeigt. Wir müssen daher sagen: „Es fehlt Alles," um den römischen Primat als „den Central- und Schwer- und Ruhepunkt des religiösen Lebens" bezeichnen zu können. — Es erklärt sich Günther's damalige Ansicht vom Primate aber aus seinem Verkehre

Auf den Vorwurf des Verfassers eingehend, daß im Katholicismus die Wissenschaft unter der Religion stehe, und die Berufung hiefür auf die Scholastik, bemerkt er: „Diese Berufung ist eine unglückliche. Denn gerade die

---

mit den Romantikern, in deren Kreis er (s. S. 114) eingeführt worden war. Ueber diesen Kreis schreibt Professor Friedrich: „Das Mystische wurde ein charakteristischer Zug der Romantik, und das mittelalterliche Papstthum eigentlich sein Ideal... Sowohl Schlegel's „Concordia" als auch, nachdem diese eingegangen war, die Wiener Jahrbücher der Literatur dienten dem Zwecke, den Ultramontanismus auch in Deutschland zu pflegen und zu erhalten. In jener schon machte er im 9. und 10. Hefte auf de Maistre's Buch vom Papste aufmerksam, ebenso aber im 2. Bande seiner Geschichte der alten und neuen Literatur (S. 227): „Nicht leicht (sagt er) hat einer die innere Nothwendigkeit und das geschichtliche Dasein der kirchlichen Einheit lichtvoller und geistreicher gezeigt, und jene Idee der Einheit nach allen Seiten hin überzeugender und mit so überlegener Einsicht begründet, als de Maistre". Ja die Herausgeber der deutschen Uebersetzung von de Maistre's Werken, Lieber und Windischmann, bemerken: „Ihm war die große Idee vorbehalten, den Papst als denjenigen, der in sich allein das ganze Christenthum repräsentire, darzustellen." Und: „Ohne den Papst gibt es kein Christenthum mehr." Geschichte des Vaticanischen Concils. Neusser. Bonn 1877. — Dagegen gestand selbst de Maistre's Gesinnungsgenosse v. Eckstein in der Recension von Maistre's Werken in den Wiener Jahrbüchern Bd. XV. Heft 3. S. 245: „Ohne den Träumen der Unterwürfigkeit des Papstes unter ein Generalconcil nachzuhängen, kann man doch sagen, daß die Kirche keine absolute Monarchie à la Louis XIV. bildet, und auch ein solches Ideal zu erstreben gar nicht bestimmt ist. Jedes Volk hat sein Geschick und sein Gepräge, die Kirchen aller Nationen haben ihre eigenthümlichen Traditionen, ihre verschiedenen Weisen, was Rechte der Kapitel und Titulare, sowie die bischöfliche Gewalt anbetrifft; das soll kein ab-

Scholastik stand dem Wesen nach neben der Religion, wiewohl sie der Form nach unter ihr stand (mittelst Anwendung ihrer logischen Formen auf Objecte der positiven Religion), denn gerade jene Zeit betrieb Philosophie ohne Religion, wiewohl sie selbst nicht ohne tiefes religiöses Leben war. Warum? Weil sie eine philosophische Wahrheit neben der religiösen nicht nur anerkannte, sondern jene sogar als formale Wahrheit der realen Wahrheit gleichstellte. Sie glaubte unbeschadet des Wesens der Religion mit dem Wesen der Philosophie ein religiöses Spiel treiben zu können, so wie umgekehrt mit der Religion ein philosophisches Spiel.... So bahnte die Scholastik der Reformation den Weg, verdiente also gerade die Apologie des Verfassers statt der Rüge."

Wenn aber G. in der Kritik der Wagner'schen Verhältnißbestimmung zwischen Staat und Kirche den Ausspruch thut: Der Katholicismus läßt den Staat neben der Kirche bestehen, weil auch er als Kirche neben dem Staate bestehen will, und weil nur im ungehinderten Leben eines jeden der kräftige Einfluß eines jeden auf den andern besteht," so drängt sich uns die Frage auf die Zunge: bestimmt so auch der römische Stuhl das Verhältniß der Kirche zum Staate?

Im 2. Bande desselben Jahrgangs S. 140—201 recensirt G. die „Religionsphilosophie von Dr. J. Salat,

---

soluter Wille, wo nicht Uebereinstimmung herrscht, antasten und zerstören dürfen." Und: „Nicht immer handelten die Päpste aus reinen und geistigen Motiven, und das verschweigt Graf v. Maistre ganz, oder billigt es gar, eingenommen von Ideen des politischen Ultramontanismus über die Barbarei der nichtitalischen Bewohner Europas im Mittelalter."

Prof. der Philosophie zu Landshut, München 1821" mit dem Motto aus Cicero de leg. Quid est autem, non dicam in homine, sed in omni coelo atque terra, ratione divinius? Est igitur aeque et in homine et in Deo prima homini cum Deo rationis societas*). Unter diesem Motto (so beginnt G. seine Recension) nebst einer Strophe aus Schiller's Worten des Glaubens: „und ein Gott ist und ein heiliger Wille lebt" schickt der Verfasser die 2. Auflage seiner Religionsphilosophie in die Welt, über 700 Seiten stark und mit zahlreichen Noten beschwert, die sich zu der philosophischen Construction im Texte etwa verhalten, wie der mit Roßhaaren bespannte Geigenbogen eines eingebildeten Virtuosen oder Schulmeisters zu seiner Composition, womit er seiner musikalischen Jugend die Liebe zur Kunst wie durch einen Zauberstab beizubringen glaubt. Rec. glaubt daher keinen Fehlgriff zu thun, wenn er seiner Ansicht über dieses Werk als Motto den Vers aus dem 9. Psalm vorsetzt: Cuius os plenum est amaritudine et dolo, sub lingua eius labor et dolor. (Voll von Bitterkeit und Arglist ist sein Mund, unter seiner Zunge sind Arbeit und Schmerz.) Die Belege dafür werden sich in Masse ergeben. Religionsphilosophie, sagt der Verfasser, verhält sich zur Philosophie wie der Theil zum Ganzen, weil sich Gott (das Object jener) zum Göttlichen, Uebersinnlichen (dem Object dieser) verhält wie der Theil zum Ganzen oder doch wie die Art zur Gattung. Der Verfasser gesteht zwar selber, daß diese Aussage beleidigend, ja empörend sei für Verstand und Gefühl, das Beleidigende falle aber alsbald weg, wenn

*) Es ist dieses jene Recension, auf die P. Landes in seinem Briefe an G. vom 15. Dec. 1825 zu reden kommt.

man bedenke, wie eigentlich jener Uebelstand nur dadurch entstehe, daß jene Sprache die Folge sei von der logischen Bestimmung, die hier vorwalte, zu der sich noch obendrein die physische Ansicht von einem Ganzen und seinen Theilen geselle. Dieser Uebelstand könne daher leicht beseitigt werden durch die Vorstellungen, daß 1. die Logik hier nur im Dienste der Metaphysik wirke, und daß diese 2. kraft der Idee als ihres Objects unter dem Göttlichen überhaupt nicht nur Gott zugleich und zuvörderst gesetzt wissen wolle, sondern auch das Ideale immer im höchsten Sinne d. i. als Gott, wenn nicht die Rede vom Göttlichen ausdrücklich oder ingeheim gesetzt werde. Wegen dieser Einheit des Religiösen und Moralischen = Gottes und des Göttlichen (der Vernunft im Menschen) geht unser Religionsphilosoph zwar zuerst von der Idee d. h. von der realen (nicht physischen und mystischen) Verbindung der Menschheit mit Gott aus, zunächst aber vom moralischen Standpunkte, weil er nur auf diese Weise im Stande ist, dem Göttlichen die nächste wissenschaftliche Bestimmung zu ertheilen d. h. mit Gewißheit zu bestimmen, was Gott und Göttliches sei.

Nach dieser Einleitung seiner Recension müssen wir wieder die prägnante Zusammenstellung der Lehre des Verfassers und den größten Theil der humoristisch-sarkastischen Kritik derselben übergehen, und auf einzelne charakteristische Auslassungen uns beschränken.

Es gehört sagt S., sehr viel Dünkel und Willkür dazu, um in Uebertragung des in medio virtus auf die Wissenschaft sich und Andere glauben zu machen, der Semipantheismus der dualistischen Weltansicht sei die beseligende Mitte der unseligen Extreme der Spe-

culation. Hienach besteht das All „aus zwei Realen, Uebersinnlichem und Sinnlichem = Göttlichem und Physischem, während jedes der beiden Extreme nur Ein Reales behauptet, und zwar der Idealismus das Göttliche, dessen Modificationen Geistiges und Körperliches (Ideales und Reales) sind, der Materialismus aber die Natur, dessen Potenz das Göttliche ist." Dem gegenüber hebt G. hervor, daß dieser Dualismus schon deshalb nicht die Mitte behaupten könne, weil es auch einen Dualismus gebe, nach welchem der Geist als Vernunftwesen nicht auf die Seite des Göttlichen zu stehen komme. Und überdies stehe das Christenthum da mit seinem wesentlichen (qualitativen und nicht bloß quantitativen) Unterschiede zwischen Gott, Geist und Natur, so daß der Christ in Salat's semipantheistischem Dualismus weder den Stein der Weisen noch ein Asyl vor dem Materalismus finden könne.... Kann auch der Philosophismus, wie er es thut, sagen: der Mensch ist erschaffen, und die Vernunft, welche den Menschen zum Menschen macht, davon ausnehmen?

Wenn Salat behaupte, nicht ein unbedingtes Bewußtloses, sondern ein unbedingtes und unbeschränktes Bewußtsein sei der Urgrund, so reiße er mit der einen Hand wieder ein, was er mit der andern aufgebaut. Denn wenn das Unbedingte als solches über dem All stehe, als Bestimmtes aber im All sogar unter die Schranken des Bewußtseins, als ein Bewußtloses, herabsinken könne, so lange es doch, wiewohl es sich unter Anregung von Außen zum Bewußtsein wieder emporarbeite, nie mehr da an, wovon es ausgegangen, beim Throne des Allerhöchsten. Kurz, der Widerspruch, daß das höchste Bewußtsein um das Bewußtsein komme, könne nur durch die Grundansicht der Identitäts-

lehre gehoben werden, die das Absolute als ein Bewußtloses aufstelle, zu dessen Natur es gehöre, sich zum Bewußtsein zu entwickeln. Wenn aber das Avancement im Pantheismus so entehrend für Gott sei als seine Degradirung im Salat'schen Dualismus, so bleibe nicht Anderes übrig, als sowohl diesen Semipantheismus wie jenen Pantheismus als metaphysische Dichtungen zu verlassen. Ueberhaupt das Göttliche sich zu denken als etwas, das einer Potenzirung oder Depotenzirung fähig sei, und so das absolute Sein mit dem relativen auf eine Linie zu stellen, sei unvernünftig.

Dem Grundsatze huldigend, daß im sinnlichen wie im übersinnlichen Gebiete Gleiches nur von Gleichem geweckt und erkannt werden könne, behauptet Salat: „Da das einwirkende Wesen, um auf das unentwickelte Wesen einwirken zu können, demselben verwandt sein muß, so kann auch die Sache, die mitgetheilt wird, das Object der Offenbarungslehre, dem Wesen nach kein Anderes sein. Eine Offenbarung, die ein ganz Anderes (absolut Höheres) an den Menschen bringen will, ist Materialismus, wenn auch verbrämt mit christlicher Form." Dazu bemerkte G.: Er hat Recht, wenn sein Dualismus, der nur Sinnliches und Uebersinnliches kennt, die alleinseligmachende Mitte der Extreme ist. Aber auch selbst dann begreift man nicht, wie die Natur als ein ganz Anderes unter dem Menschen Gegenstand der Erkenntniß werden kann, da doch das eigentliche Erkennen nicht Sache des Thiermenschen, sondern des Vernunftwesens ist. Kann aber der Mensch etwas unter sich, so kann er auch etwas über sich, und ganz etwas Anderes dort als hier erkennen, ohne es selbst dem Wesen nach zu sein.

Nachdem G. auch darauf hingewiesen, daß es dem Pan- und Semipantheismus mit der Sünde, als Abfall von Gott, nicht Ernst sein könne, indem die Gewissensfrage: was ist wie Gott? übertäubt werde von der Antwort: ich bin wie Gott, und daher auch die Uebertragung der Frage: wer hat je sein eigen Fleisch gehaßt? auf den Gott in der Menschenbrust gelte in dem Sinne, daß Göttliches sich nie gegen Gott empören könne, kommt er zur Besprechung der Ansicht Salat's: „daß der Geist auf dem Wege metaphysischer Erkenntniß zwar zur Annahme eines Absoluten als des Urgrundes getrieben werde, keineswegs aber dazu, dieses Absolute als Göttliches zu promulgiren, weil das Göttliche vom Heiligen nicht getrennt werden könne. Zur Bestimmung aber, daß das Absolute zugleich ein Heiliges sei, mangele der metaphysischen Methode aller Grund deshalb, weil sie zu voreilig das Absolute, als erste Ursache, zugleich als Urvernunft aufstelle, die von der Freiheit in ihrer Unbeschränktheit, folglich auch von der Heiligkeit nicht könne getrennt werden. Ihr Grund aber gegen diese Voreiligkeit ist: weil aus der Erkenntniß der Freiheit im menschlichen Bewußtsein nicht gefolgert werden könne, daß das Urwesen als Ursache alles Daseins auf ähnliche Weise, wie der Mensch (als moralisch vernünftiges Wesen) frei sein müsse". Die Antwort hierauf nimmt Rec. aus der „Einleitung in die christkatholische Theologie von Prof. Hermes", von dem er sagt, daß derselbe „glücklicher als Alle vor ihm in dem Charakter der Vernunft den festen Punkt aufgefunden habe, um aus dem formalen Bewußtsein heraus eine Brücke zu schlagen auf den Boden des realen Urseins". Und dann fährt er fort: „Verhält sich alles relative Dasein zum absoluten Sein wie Bedingtes zum

Unbedingten, so ist hiemit auch schon der wesentliche Unterschied zwischen beiden festgesetzt. Zerfällt ferner alles Bedingte in den ebenfalls wesentlich verschiedenen Gegensatz des Freien und Nothwendigen, so folgt hieraus für den wesentlichen Unterschied des Bedingten und Unbedingten, daß letzteres so wenig ein Freies als ein Nothwendiges sein könne, mithin ein Drittes — die Schule mag es nennen ein Indifferentes von Freiheit und Nothwendigkeit (nur nicht ein Aggregat oder eine Harmonie und Identität von beiden). Die Offenbarung nennt es Liebe.... Wollte man einwenden, jedes Erkennende müsse mit dem Erkannten auf einer und derselben Stufe stehen, so wäre wahrlich nicht zu begreifen, wie das Vernunftwesen das Nothwendige im Gegensatze zum Freien, sich im wesentlichen Unterschiede von der Natur auffassen könne; warum nicht schon Schulknaben, selbst Schulmeister Affen und Papageien für Vernunftwesen, und umgekehrt fremde Menschen für fremde Thiere angesehen haben.... Und wollte man hiegegen einwenden: der Mensch erkennt nur deshalb eine Natur unter sich, weil er selbst ein Physisches in sich trägt, und ein Göttliches über sich auch nur deshalb, weil er ein Göttliches in sich trägt, so müßte man fragen: ob das Denkvermögen, das im Denkacte das Ich vom Physischen (Nichtich) unterscheidet, ein Produkt der fünf Sinne sei und nicht vielmehr diese ein Vehikel des Denkvermögens"? Endlich: „So viel muß sich jede Weltansicht auf dem höheren Boden der Spekulation zu erwerben suchen, daß sie frei im Angesichte der Welt und Gottes dasteht, mit gleichem Rechte, wie jede andere neben jeder anderen. Ob sie viele oder wenige Anbeter im Geiste und der Wahrheit zähle, ist nicht Sache des Denkers". Und: „Den angeführten Grund

jenes Dualismus consequent durchgeführt, muß letzterer entweder die Natur vergöttern, eben weil er sie erkennt, oder, was eigentlich dasselbe ist, Gott zur Naturkraft machen".

Nach der kritischen Zersetzung der Auseinandersetzungen des Verf. über Christus, Bedeutung des Heidenthums und dessen Verhältniß zum Christenthume fährt S. fort: „Christus als Mikrokosmus der neuen ethischen Schöpfung ist Anfangs- und Endpunkt der neuen Zeit, folglich auch alleinige Orientirung für Alles, was des Menschen ist nach Leib und Seele, Natur und Geist. An ihn ist die Gattung angewiesen in allen ihren Grundbedürfnissen. Er ist der Schlüssel für das Räthsel unseres Daseins, Er ist für sie Speise und Trank im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, Er der Sprosse aus der Wurzel Jesse, auf welchem wir Alle nach den Elementen *unserer* Natur eingepflanzt werden müssen, so wie Er in uns eingepflanzt werden muß nach den Elementen *seiner* Natur, um unseres Daseins würdige Früchte zu bringen. Das Heidenthum verhält sich also zum Christenthume nicht wie der zweifache Ausdruck einer und derselben Größe, sondern wie das Fragment zum Ganzen, auch wie . . . Krankheit zur Gesundheit, die der Arzt in der Katastrophe der Genesung voraussetzt. Allein diese wesentliche Verschiedenheit schließt nicht alle und jede Gemeinschaft zwischen beiden aus. Und dieses ist das dynamische Verhältniß des Menschen zu Gott, was überhaupt nirgends fehlen darf, wo die Rede von Religion ist, ein Verhältniß, welches die h. Schrift mit den Worten bezeichnet, daß Gott sich zu keiner Zeit unbezeugt gelassen, eine Zeugenschaft, welche von vielen Vätern dem Logos zugeschrieben wird nach der Parallele, die ihn zum Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren macht.

„Allein diese conditio sine qua non berechtigt nicht zur Aufstellung einer Einheit in Wesen und Form, sonst ließe sich auch Hölle und Himmel, Heulen und Zähneklappern und das große Halleluja unter einen durchlöcherten logischen Fallschirm bringen mit Beibehaltung quantitativer Verschiedenheit zwischen Glauben und Schauen; und das obendrein noch unter der Firma der h. Schrift, denn der Apostel Jacobus sagt: auch die Teufel glauben und zittern. Aber in eben diesem dynamischen Verhältnisse tritt im Heidenthume die centrifugale, im Christenthume die centripetale Richtung des Geistes hervor, die zwar beide von einer und derselben Freiheit bedingt sind, aber nach dem Ziele ihrer Richtung einen Unterschied zwischen beiden Erscheinungen befestigen, wie zwischen Gott und Creatur. Daher auch, wo dieser als ein qualitativer früher in der Idee aufgehoben und in einen quantitativen verwandelt worden, dasselbe Verhältniß in Bezug auf Religionsdivergenz in der alten und neuen Zeit consequent nachfolgen muß.

Zu Salat's Aeußerung: „Alle Dinge sind erschaffen, heißen sie Vernunft- oder Naturwesen, alle Dinge sind göttlichen Ursprungs, aber nicht alle göttlicher Art", bemerkt G.: Der Leser muß wissen, daß es mit dem Worte „erschaffen" unser Philosoph nicht so genau nimmt, wie etwa eine katholische Dogmatik, wo es den Sinn hat: aus Nichts hervorbringen; denn ein Göttliches kann doch schlechterdings nicht erschaffen sein. Unter Erschaffung wird der Verf. wohl nur den Act des Entspringens, der Verbindung des Göttlichen (Unbedingten, Uebersinnlichen) mit dem Materiellen (Bedingten, Sinnlichen) zur Einheit eines Menschen meinen. Der göttliche Strahl springt hervor aus der göttlichen Sonne und belebt auf kurze Zeit den Erdenwurm

(Mensch), wurzelt aber zugleich in Gott; daher seine reale Verbindung mit Gott. Aber jener göttliche Strahl erscheint anderseits wieder, wie der abgeschnellte Arm eines Polypen, weil er nie mehr dort anlangt, von wo er ausgegangen, bei der Sonne nämlich, weßhalb er auch das namenlose Elend hat, gleich Sisyphus den Stein ins Unendliche hinaufzuwälzen, der zum größten Unglück wohl durch Reibung der Hände an der Materie immer kleiner, nie aber ins Nichts zerrieben werden kann.

Alle tiefsinnigen, durch Humor und Ironie gewürzten Bemerkungen G.'s über Salat's Lehren von der Vorsehung, der Ueberwindung des Bösen durch das Gute, den Höllenstrafen, dem Mittleramte, der Erbschuld und dem Erbverdienste, wofür in seinem Systeme kein Raum ist, übergehend, will ich nur noch G.'s Schlußworte über die Höllenstrafen hersetzen: „Will alle Liebe beseligen, so will die Liebe in Gott die Creatur selig machen, wie er selbst selig ist. Er aber ist in und durch sich die Seligkeit; für die Creatur aber ist eine solche nur möglich durch die Freiheit, welche die Creatur zur Mitschöpferin ihrer Seligkeit in Gott und aus Gott macht. Aber im Wesen der Freiheit liegt die Möglichkeit zweier Uracte, während die Wirklichkeit für das Individuum nur Einen als endliche Entscheidung kennt. Verträgt aber die Freiheit sich mit der Liebe, so wird auch Alles, was von der Freiheit bedingt ist, mit der Liebe Gottes sich vertragen. Ja, ungerecht wäre Gott, d. h. er hörte auf, die Liebe zu sein, mit der er sich selbst über Alles zuerst liebt, bevor er eine Creatur durch seine Liebe zu beseligen im Stande ist, wenn er den Hochverrath der Creatur an der ewigen Liebe mit Vernichtung zahlen wollte. Denn erlaubt sei die Frage: kann Gott im Auge

der ihm treu gebliebenen seligen Geister mehr sein, als er sich selbst ist? Und was ist er, wenn er nicht mehr seine eigene Liebe, die absolute Liebe ist? Antwort: die absolute Lüge. Darum, der Wahrheit wegen, daß Gott die Liebe ist, steht die Hölle, steht der Himmel. Halleluja dem, der beide uns verbürgt, Christo, der da gesetzt ward zum Falle und zur Auferstehung, leider auch in Israel"!....

Im Gegensatze zu des Verf. Aeußerungen über Religionsformen hebt G. hervor: „Auch der Katholicismus unterscheidet zwischen Wesen und Form, und überdies noch zwischen nothwendiger (wesentlicher) und zufälliger (freier) Form. In jener liegt das Princip der Beharrlichkeit, in dieser das der fortschreitenden Entwickelung.... Es hat aber über Wesen und Form (diese im nothwendigen Zusammenhange mit jenem aufgefaßt) nicht der Einzelne, sondern allein das Ganze zu entscheiden, dem aber hiezu der unmittelbare Beistand Gottes verheißen ist. Kurz, Gottes Geist, der ursprünglich beides, Wesen und Form gegeben, setzt diese Gabe in der Zeit, und sich selbst in dieser Gabe durch alle Zeiten fort".

Während endlich dem Verf. die Kirche blos Lehranstalt ist zum Zwecke der religiös-moralischen Bildung der Menschheit, lehrt G.: „Die Aufgabe der Kirche ist Fortsetzung der Erlösung in und mittelst des Göttlichmenschlichen im zweiten Urmenschen, zu welchem Geschäfte sich das Geschäft der Lehre allenfalls verhält, wie die Noten zum Texte, wie der Schlüssel zum Geheimnisse. Sie ist also wohl eine Lehranstalt, aber zugleich und zuerst Gnadenanstalt, die durch jene blos ausgelegt wird". Und weiter: „Das Bildungsprincip gehört nicht ausschließlich dem Protestantismus an, sondern auch im Katholicismus

muß das Princip der Perfectibilität vorhanden sein, weil es immer nur der menschliche Geist ist, der das in der Offenbarung für ihn Gegebene allseitig durchdringt, und in diesem Geschäfte dem Unbestimmten die bestimmtere Form ertheilt, jedoch unbeschadet der wesentlichen Form, mit der es aus der Hand des Stifters hervorging". Schließlich weist er noch darauf hin, wie die Lehre des Verf., daß nur die erworbene sittliche Würde den Menschen zum Geistlichen mache, alles Priesterthum in seiner positiven Verschiedenheit vom Laienstande aufhebe.

Im 4. Hefte des 20. Bandes vom J. 1822, S. 29—91, recensirt G. die beiden Werke: „Religionsphilosophie I. Theil. Rationalismus, 1818. II. Theil. Mysticismus, 1822, von A. Eschenmayer"; und „Die Religion im inneren Verhältnisse zur Wissenschaft, von H. Fr. Wilh. Hinrichs, 1822", und zwar „zu dem Zwecke, um die Grundansicht des Einen durch die des Andern mittelst Contrastes für das ungeübtere Auge in ein helleres Licht zu stellen". Beide Werke gehen nämlich von einem gewissen Standpunkte der Identitätslehre aus, aber bald in entgegengesetzten Richtungen unversöhnlich auseinander. Beide (sagt G.) haben die Weltkugel mit ihrer Schlange (der Weltseele) unter ihren Füßen, nicht aber um ihr den Kopf zu zertreten, sondern um sich ihrer als Postamentes zu bedienen, der Eine, um mit gefalteten Händen und gewaffneten Augen hinüberschauen zu können ins Utopien des Göttlichen, der Andere, um desto leichter mittelst einer Papillonsscheere des Verstandes des Absoluten habhaft zu werden und es als Kopfputz in seinen Kreis hineinzuziehen.... Wie sich die Goldstangen empirischer Physiologie (Vorzug des ersten Werkes) in der Wachszieherei der Speculation zu den feinsten

Fäden eines sogenannten Altweibersommers (Vorzug des zweiten Werkes) ausgesponnen haben, wird das Ende dieser Arbeit den Lesern zeigen.

Daß Eschenmayer, sagt G. nach kurzer Darlegung seines Systems, ein eigenes transcendentes Vermögen in der Seele annehmen muß, um zur objectiven Realität Gottes zu gelangen, rührt blos daher, weil er zwischen dem freien und dem nothwendigen Principe nur einen quantitativen Unterschied statuirt. Und das thut er sogar gegen seinen Willen dadurch, daß er beide Principe in einem dritten, Weltseele genannt, indifferenzirt. Und was hilft es ihm, wenn er anderseits von diesem Urbildlichen oder der Weltseele aussagt, daß sie, um zum Selbstbewußtsein zu kommen, einen Leib (das Universum) haben müsse, und daß der Leib ihre Selbstaffirmation sei? Dieser Leib ist ja das Phänomenon (das absolut Nothwendige) im Gegensatze zum Noumenon (dem absolut Freien). So sieht er auch das Selbstbewußtsein in uns als eine Trübung des Universallebens der Seele an. Folglich muß in dem ungetrübten Universalleben das Bewußtsein oder die Persönlichkeit wegfallen, um die Reinheit und in dieser die Harmonie der Ideen zu retten. Ist aber das Absolute als Weltseele ein Bewußtloses, wodurch ist es dann von der Indifferenz der Identitätslehre unterschieden? Und ist Alles im Universum nur (nothwendige) Position der Urseele, so kommt die Individualseele in Allem, was sie in sich und außer sich unternimmt, nie über sich hinaus. Und der Philosoph ist daher, um über die Idee hinaus auf ein reales Sein zu kommen, genöthigt ein eigenes transcendentes Vermögen in die Seele zu versetzen, und ein Absolutes im Wissen und ein anderes Absolutes im Glauben anzunehmen.

Dieser Theorie stellt nun G. seine eigene gegenüber, aus der wir nur Folgendes herausheben: Einfacher tritt die Weltordnung nach der Ansicht auf, in welcher Geist und Natur und beider Synthese (der Mensch) als Position Gottes in wesentlicher Verschiedenheit von diesem und unter sich dastehen. Hier hat der Geist Receptivität und Spontaneität für zwei Welten, und wenn der leibliche Sinn zur Vorstellung des Irdischen allerdings hinreicht, so muß er doch mit dem übersinnlichen Sinne (Vernunft) sich paaren, um die sinnliche Vorstellung zum Wissen zu erheben. Ist aber der Geist receptives und spontanes Vermögen *) für diesseits und jenseits, wovon ihm dieses so gut gege-

*) Wenn G. hier sagt: „der Geist ist receptives und spontanes Vermögen", und unmittelbar vorher: „er hat Receptivität und Spontaneität", und wenn er die Vernunft einen „Sinn" fürs Uebersinnliche nennt und mit der Receptivität identifizirt, so führt er in seinen späteren Schriften aus, daß die Worte Vernunft und Freiheit im gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht gerade dasselbe seien, wie Receptivität und Spontaneität. Aber im wissenschaftlichen Sprachgebrauche seien jene auf diese zurückzuführen. Denn die Vernünftigkeit bedeute nichts Anderes, als daß wir unsere Gedanken und deren Objecte nach Ursache und Wirkung verknüpfen, nach den Gründen und Zwecken des reell und formell Seienden fragen. Dieses sei aber dadurch bedingt, daß der Denkgeist bei den Einwirkungen, die er empfängt, frei auf sich selbst zurückgreife, um, was er nicht in sich begründen kann, auf andere Real- und Formalgründe zurückzuführen; also bedingt durch jene Receptivität, die von der Spontaneität des Geistes unzertrennlich ist. — Und er sagt: „der Geist ist beide Kräfte", insofern er, in dieselben sich differenzirend, doppelkräftig ist; aber auch: „er hat beide Kräfte", insoferne er sich als das einheitliche Princip (Ich) von denselben unterscheidet.

ben ist wie jenes, und er jenes wie dieses nehmen = wahrnehmen muß, so ist gar kein Grund vorhanden, warum der Geist mit dem Gegebenen in der einen Sphäre nicht verfahren dürfe, wie mit dem Gegebenen in der anderen Sphäre, warum er also auch im Gebiete des Jenseits von den Elementen der Erfahrung an bis zu einem gewissen Prinzipe rückwärts (in der Richtung auf sich) ein Wissen zu Stande bringen dürfe. Warum soll er nicht analytisch in den Organismus seines Geistes hinabsteigen, um eine Synthese zwischen dem Positiven der Offenbarung und dem Negativen seiner geistigen Bedürfnisse zu construiren, nachdem er sich als Mikrokosmns alles Diesseitigen aufgefaßt hat?... Für Eschenmayer's Fiktion einer Weltseele aber möchte kein anderes Vermögen aufzufinden sein, als das gesteigerte und getäuschte Abstractionsvermögen, das einerseits die Gegensätze des relativen Daseins in einem nebelartigen allgemeinen Dritten vernichtete, und dann diesem Dritten die Harmonie der Ideen zur Ehre der Menschheit unterschieben mußte.

Schließlich spricht er sich gegen die Verwechselung der Allgemeinheit einer Ueberzeugung mit Gewißheit derselben aus: „Nichts kann als Deutung so allgemein überzeugend wirken, daß es das Gegentheil in der Idee und im Leben unmöglich macht, weil alles Erkennen das dynamische Produkt von Object und Subject ist, von einem Subject, das sich nur auf den Kopf stellen darf, um die Erde über sein Haupt und den Himmel unter seine Füße zu bekommen. Wer diese Kunst nicht versteht, der kann nur ihr Antipode sein, und muß diese Sprache führen: ich kann nicht anders, denn es ist so wahr als: Ich bin. Darum sucht die Wahrheit nicht in Stimmenmehrheit ihre Bürgschaft. Sie wird

gewonnen in Freiheit, und auch eingetauscht in Freiheit gegen Lüge und Hölle.

Je ausführlicher G. die zweite Schrift aufs Korn nimmt, um so kürzer muß ich mich fassen, auf die Mittheilung einiger Sätze mich beschränkend. „Dem Verfasser gibt der sogenannte reine Begriff die Glieder der Proportion zwischen Gott und Welt her. Gott verhält sich demnach zum Geiste und zur Natur wie das Genus zu seinen ihm untergeordneten Species, so daß zwischen Gott, Geist und Natur aller wesentliche Unterschied aufgehoben, und Gott nicht blos unseres Geschlechts ist, sondern auch in Blutsverwandtschaft mit der Natur steht.... Verlangt so der Verfasser von uns, die Freiheit, die nur bleibt, wenn sie im wesentlichen Unterschiede von der Naturnothwendigkeit aufgefaßt wird, aufzugeben, was kann er uns dann für eine Bürgschaft stellen für seinen Gedanken, den reinen Begriff, der doch nur auf der Wurzel der Freiheit erblühen kann, da gegen eine absolute Nothwendigkeit desselben schon die Mannigfaltigkeit der Weltansichten streitet.... Der Vernunft hat er eine Verstandesaufgabe untergeschoben.... Natur und Geist bringt er unter einen allgemeinen Begriff, unter ein beiden Gemeinschaftliches, dem er den vornehmen Namen des Absoluten gibt, in welchem jene dann dem Wesen nach Eins d. h. einerlei sind. Aber wodurch unterscheidet sich eine solche philosophische Construction des Alls von den mythologischen Vorstellungen uncultivirter Völker? Wenn diesen das All nur durch Zeugung oder Emanation denkbar war..., so hat unser Philosoph nur die Frisur der alten Perrücke geändert, wenn er, als Begriffskünstler diesseits, Gott und Ewigkeit jenseits zum reinen Begriffe macht. Oder gibt es keine andere

Methode, die Gegensätze des relativen Daseins im Absoluten zu begreifen als den Weg der Vernichtung? Wer im gesellschaftlichen Leben die Freiheit neben sich niederschlägt, um ihren Mißbrauch unmöglich zu machen oder seine eigene Freiheit zu sichern, den bezeichnet die Weltgeschichte als einen Tyrannen, wenn er auch ein Held wäre, wie Keiner vor ihm. So muß es auch in der Geschichte der Philosophie Systemen ergehen zum nicht geringen Vorzuge jener Systeme, die, wie man im höheren Sinne der Worte sagen kann, leben und leben lassen..... Im Lichte der Offenbarung begreift der Philosoph in der dreieinigen Urform des göttlichen Seins die Dreifaltigkeit des creatürlichen. Er begreift nun im göttlichen Wesen .... die Freiheit der Creatur, die nur dadurch zur Theilnahme am göttlichen Wesen geeignet ist (mittelst freier Einigung mit Ihm, der seines ewigen seligen Lebens Urgrund ist). Er begreift die Nothwendigkeit der Natur als des realen Gegenbildes des freien Geistes, und diesen als das Ebenbild Gottes, so wie beide, als Manifestation Gottes, Nachbilder des einen Urbildes sind. So erfaßt er das Universum als den dreifachen Spiegel des einen göttlichen Urseins in der Geister-, Natur- und Menschenwelt..... Auf den Vorwurf des Verfassers aber, daß eine solche Philosophie die absolute Wahrheit verkenne, weil sie dieselbe als ein Jenseits, die Gewißheit aber als ein Diesseits aufstelle, ... könnte mit Jakobi's Worten erwiedert werden: „die Wissenschaft (die des Verfassers nämlich) will, daß kein Gott sei. Denn was kann unvernünftiger sein, als dies bei gesunder Vernunft zu wollen? Und jede Wissenschaft will es, die an die Spitze ihres Systems einen begreiflichen

Gott stellt, der kein Gott ist, weil er die Creatur des speculativen Ich ist."

Zu den Aussprüchen, in welchen der Verfasser den Sieg seines philosophischen Systems und damit zugleich den Untergang des Christenthums als einer historischen Religion prophetisch verkündet, bemerkt G.: „Nach dieser Ansicht der Christuse unserer Tage hat sich der Sohn Davids nicht wenig geirrt, als er sich mit dem Speere die Seite öffnen ließ, um die Menschen per sympathiam von der materia peccans ihres Herzens zu befreien.... Wer das freie Princip der Menschheit, den Geist... als Majestätsverbrecher gegen die gesunde Vernunft ans Kreuz schlägt, der verunreinigt sich selbst in der Scharfrichterarbeit, und kennt den reinen Begriff, den er sein nennt, so wenig als sein reines Ich, das in dem tantalischen Streben befangen ist, sich selbst zu schauen.... Und wie lange noch wird die Sonne über ihm auf- und untergehen, bis er .... seinen Irrthum erkennt und gesteht, daß es nur Einen gibt, der da ist seine eigene Selbstanschauung, ... und allein von sich sagen kann: Ich bin, der ich bin.... Und der verräth keine besondere Subtilität des Geistes, welcher einerseits bei aller Einsicht in die Dreieinigkeit des reinen Bewußtseins doch die Idee der Dreieinigkeit Gottes im Christenthume als ein heterogenes Element in ihm ... aufstellt, während er anderseits Gott nur unter der Kategorie des reinen Begriffs zu fassen im Stande ist....."

Im 28. Bande vom Jahre 1824 S. 87—168 recensirt G. die Theologie und Philosophie Zimmer's, herausgegeben von Josef Widmer. Uri 1823." Da Schelling's Identitätslehre der Zimmer'schen Speculation zu Grunde liegt, so bespricht er nicht nur letztere, sondern

auch erstere. Voraus aber schickt er eine Darlegung seiner Verhältnißbestimmung zwischen Philosophie und Christenthum: „Es gibt (sagt er) in einer leicht beweglichen und daher bewegten Zeit kaum etwas Heiligeres, aber darum auch Gefährlicheres als der Beruf zur Speculation.... Die Grundbedingung aber aller Fortschritte in der höheren Philosophie ist auf kirchlichem Boden (und warum nicht auch außerhalb desselben?) Resignation. In der Sprache der Kirche heißt sie Demuth, lebendig im Gehorsam gegen die in dieser klar ausgesprochene und von ihr zu allen Zeiten treu bewahrte Wahrheit der fleischgewordenen ewigen Liebe. Ohne diese Grundbedingung, die stets zugleich Nachahmung ihres Vorbildes ist, das seiner selbst vergessend Knechtsgestalt anzog, ist auch der schönste Gedanke bei aller Großartigkeit sicher der Gefahr ausgesetzt, zur Unart und Unnatur herabzusinken, wie die Geschichte der Phisosophie deutlich lehrt am Ufer des Ganges und des Nils wie an den Ufern des Rheins und der Oder.....“

Nach kurzer Darlegung der Identitätslehre in ihren beiden Epochen bemerkt er: Daß die (spätere) Modification des (früheren) Systems von seinem Schöpfer in keiner andern Absicht unternommen sein dürfte, als aus reiner Liebe zu Gott, als dem Urgrund, um ihn aus den schimpflichen Fesseln seiner ungründlichen Unmündigkeit zu befreien, wird schon aus den bitteren Vorwürfen derjenigen klar, die das goldene Zeitalter der nun wiedergewonnenen Speculation (in welchem der Alte der Tage seinen Kopf unter dem Arme trägt) vor Freude nicht erwarten konnten, und deshalb auch nicht aufhören konnten, dem großen Meister den erniedrigenden Vorwurf zu machen: er habe sich von Plato verführen lassen.

Darauf legt er die Gestaltung, welche die Identitätslehre unter Zimmer's Händen erfahren, dar, und führt ihr gegenüber aus: daß der Pantheismus so lange nicht allseitig vermieden werde, so lange der Dualismus aufgehoben werde; und daß Jeder, der das Gegentheil behaupte, nolens volens gegen die erste Grundwahrheit der Offenbarung, die Weltschöpfung, verstoße. In allen derartigen Constructionen erkenne das Geschöpf im Absoluten nur sein Genus, entweder als organisch ausgebildetes Mannweib oder als unausgebildeten Kryptogamisten. Ob das Absolute nach seiner Emanation (Zeugung) noch vorhanden sei oder nicht, ändere im Wesentlichen nichts, denn es drücke im Systeme nichts Anderes aus, als das dunklere oder hellere Bestreben, das endliche Sein im unendlichen ebenso zu begreifen, wie die Art aus ihrer Gattung begriffen wird. Wenn aber im relativen Dasein Natur und Geist wesentlich verschieden seien, so sei es dem formalen Denken unmöglich, beide als Spezies mittelst Emanation in und aus Gott, als beider Genus, zu begreifen. Berufe man sich aber auf die Celebrität der Schlagworte: Gott ist absolute Freiheit, Gott ist absolute Nothwendigkeit, im Absoluten sind das Mögliche, Wirkliche und Nothwendige Eins; so wisse die nüchterne Speculation so wenig von einer absoluten Freiheit als von einer absoluten Nothwendigkeit, weil sie nur der materiellen Natur (als Substanz in ihrem Wirken) die Qualität Nothwendigkeit beilegen könne, so wie dem Geiste den Freiheitscharakter. Geist aber und Natur seien, als creatürliche, beschränkte, folglich nicht absolute Substanzen..... Kurz, Zimmer nehme die Emanation in Schutz im Gegensatze zur Creation.

Bei der Besprechung der Lehre von der Kirche findet er Zimmer's Hauptirrthum darin, daß er eine zufällige Form derselben als eine absolut nothwendige aufstelle, indem er behaupte, daß die Wahrheit nur in der Pluralität der Competenten liege. Hat denn nicht die Allgemeinheit des Irrthums die Wahrheit als Einzelheit vom Himmel auf die Erde herabgezogen? Und gab es in der Kirche etwa nur einmal Momente wie zur Zeit des Arius, wo der Erdkreis staunend erschrak, arianisch geworden zu sein? Kann endlich nach einem Grundgesetze jedes Organismus dem Centralorgan abgesprochen werden, was den untergeordneten Organen in ihrer Pluralität zugesprochen wird?"

Und hiemit kommt G. auch hier wieder auf den Primat zu reden. Während der Verfasser mit seinem Requisite der Pluralität den Artikel unterschrieben habe, das Concil sei über dem Papst, spricht G. sich dahin aus: das Concil sei so wenig über dem Papst, als dieser über jenem, wenn mit letzterem Satze behauptet werden soll: daß der Papst als Träger der Centralgewalt dem gesammten Lehrkörper auf einem Concil gegenüber in feindlichem Gegensatze stehen könne und dürfe. Dieser Fall sei im kirchlichen Organismus gar nicht möglich, weil in dem Momente, in welchem das Centrum aus der Sphäre des religiösen Organismus herausfalle, dieser selbst aufhöre, vollendeter Organismus d. h. ohne Centralorgan die Wahrheit zu sein, folglich die Wahrheit selber ohne Organ sei. Ohne dieses aber lasse sich die gläubige Christenheit (mit und ohne Verheißung des Herrn) so wenig denken, als in der Mathesis der geometrische Kreis ohne Centrum, weil jener selbst nichts anders ist als dieses in und nach seiner allseitigen Entwickelung. Und er fügt hinzu: „Sollte hier nicht der Standpunkt ge=

geben sein, von welchem aus sich über die eben so grob angefochtene als plump vertheidigte Infallibilität der Centralgewalt in der Kirche ein vermittelndes Wort sagen ließe? Denn kann der Kirche, als positivem Wahrheitsinstitute, die Untrüglichkeit im Richter- und Lehramte nicht streitig gemacht werden, lebt ferner das Richteramt nur im Richteracte, und ist dieser endlich, die Intelligenz im Gläubigen verbindend, nur in und durch den Beitritt des Oberhauptes, so muß auch dieses in besagter Relation unfehlbar sein, oder es gibt keine, weil zwei Infallibilitäten, die eine im Centrum, die andere in der Peripherie...."

Gegenüber der Erlösungstheorie des Verfassers, welche den äußeren Erlösungsproceß nur als einen innerlichen anerkennt, führt G. im Wesentlichen aus: daß über dem Einen, was der Mensch aus sich thun muß, wenn er sich vom Falle erheben will, nämlich in die Lebenswege des Welterlösers eintreten, das Andere nicht vergessen werden dürfe, was früher von einem Andern als ihm geschehen mußte, um ihm seinen freien Beitritt möglich und den wirklichen verdienstlich zu machen. Und dazu sei erforderlich nicht blos der historische Eintritt eines „realisirten Ideals der Menschheit" (eines Gottmenschen oder Gottessohnes, wie Zimmer sich ausdrückt), sondern auch jenes Etwas, wodurch diese Realisirung selbst möglich war. Kurz, das Ideal der Menschheit sei als Sohn Gottes nicht zu trennen vom Lamme Gottes, das von der Offenbarung uns geschildert werde als geschlachtet vor der Welt Grundlegung, ein Ausdruck, der noch mehr besagen wolle, als daß alle Geschichte von ihm bedingt sei.

Auch aus G.'s Verhältnißbestimmung zwischen Staat und Kirche will ich noch einige Sätze anführen. Weber,

weist er gegen Z. nach, darf der Staat die Kirche als seine Magd, noch diese jenen als seinen Diener ansehen. Wechselseitiger Einfluß zweier Principe schließt ihre wechselseitige Unabhängigkeit nicht aus. In beiden liegt ferner ein doppeltes Element, ein nothwendiges und ein freies. In der Religion ist das nothwendige Element die Gnade, der Lichtstrahl Gottes, der in Liebe zwar ausgehend von dem Urquell des Lichts und das Geistesauge des Menschen berührend, nothwendig das Bild des Ewigen auf seiner geistigen Netzhaut abdrückt, das er aber dann mit Freiheit pflegen oder auch verwischen kann. Im Staate ist das nothwendige Element das statische Gesetz der Vermittelung moralischer Kräfte, die ihren Schwer- und Ruhepunkt suchen und ihn allein in der Majestät finden. Sache der Freiheit aber ist es, die Form dieser Majestät zu bestimmen. Daß aber auf diese Formgebung, ob sie z. B. die todte des Gesetzes oder die lebendige eines Gesetzgebers sein soll, die jedesmalige religiöse Ueberzeugung einen bedeutenden Einfluß habe, könne nur in Zweifel gezogen werden, wenn man vergesse, daß von der jedesmaligen Auffassung des Verhältnisses zwischen Geist und Gott nothwendig die übrigen Verhältnisse regulirt werden.

Auch darauf glaube ich noch hinweisen zu müssen, daß schon in diesem Aufsatze die Abweichung G.'s von der Kantischen Bestimmung der Zeit und des Raumes scharf gezeichnet ist; beschränke mich aber auf die Mittheilung seiner Schlußbemerkungen: es wiederhole sich in jener Bestimmung die traurige Wahrheit, wie vertraut der Denkgeist mit der Materie geworden und wie unbekannt mit sich selber geblieben sei, wenn ihm das Wort fehlt für seine eigenen Schranken, und wenn er fürchtet, die Uebertragung

des vorhandenen Worts (nämlich des Raums) auf den Geist mit der Materialisirung seines immateriellen Wesens bezahlen zu müssen. Wenn aber der Geist als solcher in seinem Dasein beschränkt sei, so bedürfe er nicht erst der Materie in der Natur, um beschränkt zu werden, wie der Semipantheismus behauptet, der consequent den Grund aller Beschränktheit des Geistes, selbst die Sünde nicht ausgenommen, nicht im Geiste (seinem Diminutivgott) sondern im Körperlichen findet. Daher auch „die Wanderung des Geistes durch alle Sonnensysteme“ keine tiefere Bedeutung habe, als daß er nach seiner Häutung im Tode auf dem neuen Planeten einen feineren und leichteren Capot gegen einen gröberen eintausche. Nun räumen aber unsere Naturphilosophen jenen Thieren, die noch unter dem Gesetze der Metamorphose stehen, keinen höheren Grad von Perfektion ein. Wäre hiemit nicht auch der Rangort bestimmt, der dem Semipantheismus im Gebiete der Speculation zukommt, da man ohne Injurie von ihm sagen kann, er sei ex omnibus aliquid, in toto nihil? (von Allem etwas, aber im Ganzen nichts).

Es schließt G. seine Recension mit der Versicherung, daß das Brodmesser der Widersacher derjenigen Philosophen, die noch glauben, Christus sei das Licht der Welt, und wer ihm auch theoretisch folge, wandle nicht im Finstern sondern umstrahlt vom Lichte der Ewigkeit, kein Richtschwert sei, geschweige ein Flammenschwert, mächtig genug, ihnen den Eingang in den Tempel der Wahrheit zu wehren, weil sie selbst noch auf ihren Krücken vor der schönen Tempelpforte liegen und vom Almosen des Glaubens spärlich leben. Und deshalb sollten die christlichen Dogmatiker nicht vergessen, daß Jerusalems Mauern zum zweitenmal schnell emporgestiegen, zwar in bedrängter Zeit, aber

unter Arbeitern, die mit Mauerkelle und Schwert gleich gewandt umzugehen wußten.

Ich beschließe diese Auszüge mit einer Recension G.'s von „Friedrich Bouterweck's Religion der Vernunft. Göttingen 1824" im 2. Heft der Jahrbücher vom Jahre 1825 S. 277—336, woraus ich aber nur einige Kernsprüche G.'s anführe. Wenn der Verfasser seine Philosophie eine Schwester der Jakobi'schen nennt und sagt, „daß die Vernunftreligion aufgegeben werden müsse, wenn man die höhere Auctorität eines Gefühls, das aus der Vernunft entspringt, nicht anerkennen wolle," so kann er sich den Spottnamen eines Gefühlsphilosophen zuziehen.

Nur wenn der Geist sich als Noumenon, als relativen Urgrund in Beziehung auf seine Wirksamkeit, aber in Beziehung auf seine Existenz als Bedingtes aufgefaßt hat, tritt neben diesem Gedanken und durch denselben der Gedanke des Unbedingten, des absoluten Urgrundes in ihm auf. Letzterer ist also kein unmittelbarer, sondern durch die Selbsterfahrung vermittelt. — Nur von dem Gewißheitsgrade, kraft dessen die Vernunft sich und was das Ihrige ist, erkennt, hängt die Gewißheit im Urtheile über etwas ab, das nicht sie ist und nicht zu ihr gehört.... Somit kann die Gottesidee nicht für das Product einer inneren Offenbarung des Absoluten ausgegeben werden, wonach schon die natürliche oder Vernunftreligion eine geoffenbarte wäre und die Scheidewand zwischen beiden niedergerissen würde.

In ergreifender Weise hebt G. hervor, daß das Gewissen nicht blos als ein „Schlag- und Weckerwerk in der Geistesuhr" sondern zugleich als „lebendige Stimme Gottes im dynamischen Verkehre mit der geistigen Welt" anzusehen sei, weshalb es der Speculation um so schwerer werde,

gegen den Stachel auszuschlagen, je aufmerksamer sie vor dem Medusenhaupte des kategorischen Imperativs verweile. „Das Schlagwerk läßt sich nach Belieben stellen, aber der Mund des Urwirklichen kann um seine Stimme nicht gebracht werden, die auch nach langem Schweigen plötzlich und unwiderstehlich zur Löwenstimme in der Wüste wird, und eine Gedankenheiligkeit ohne Werkheiligkeit aus ihrem Munde speit."

„In jeder Sphäre des relativen Seins kann das Noumenon nicht anders in seine Selbstoffenbarung übergehend gedacht werden, als dadurch, daß es in zwei Kräfte auseinander geht, deren keine auf die andere als ihre gemeinschaftliche Wurzel hinweist, wohl aber Beide auf diese als Drittes, ohne deren Allgemeines zu sein. — Daß all und jedes Begreifen ein Deduciren des Besondern aus einem Allgemeinen sei, gilt nicht einmal in der Sphäre des Relativen, geschweige des Absoluten. — Da das relative Sein als im Absoluten gegründet gedacht werden muß, so muß es zu demselben im Verhältniß der Offenbarung zu dem sich Offenbarenden stehen. Aber diese Selbstmanifestation des Absoluten ist nur denkbar durch einen Act, kraft dessen das Gesetzte in seiner wesentlichen Verschiedenheit vom Setzenden weder das Absolute noch dessen bloße Erscheinung sondern ein Drittes in relativer Absolutheit in so fern ist, als es den Grund seiner Erscheinung in sich hat, ohne als Creatur den Grund seines Seins in sich zu haben. Solch ein Manifestations- oder Offenbarungsact ist Schöpfung. Schöpfung allein kann das Absolute, als Sein durch sich, offenbaren*).

*) Hier, wie auch in früheren Arbeiten bezeichnet G. das Absolute als „Sein durch sich," wofür er später des Ausdrucks Sein

So lange die Thatsachen des Bewußtseins kategorisch verbieten, das Bedingte als Modification und als bloße Erscheinung des Unbedingten, so wie dieses als Allgemeines und als Substanz von jenem zu deuten, so lange darf in keiner Sphäre des relativen Seins zwischen der bedingten Substanzialität desselben und der unbedingten Substanz eine Identificirung vorgenommen werden. — Wenn der menschliche Geist nicht mehr seinen absoluten Herrn findet, indem er ihn da sucht, wo er nicht zu finden ist, während doch, wie die Schrift sagt, der Esel die Krippe seines Herrn kennt, und wenn man diese Aberration auf Kosten des vorwaltenden Gefühls verrechnen will, so heißt das seine spekulative Rechnung ohne den Wirth machen.... Auch wenn der Verfasser als alleiniger Sionswächter gesunder Speculation durch ein gewaltigeres Sprachrohr als das bisherige seiner Zeit zuruft: „Im Absoluten begreifen wir nichts und deshalb eigentlich gar nichts," dabei aber aufrichtig gesteht: wir können dem Pantheismus und Fatalismus nicht entgehen, so lange wir begreifen wollen, so wird ohne Weiteres die pantheistische und zugleich fatale Nachwelt dem Verfasser, als eifrigem Apostel des ewigen Einerlei, d. h. Gottes, ein Monument setzen, wie keinem Andern. Denn solchen spekulativen Gerichtsposaunen kann von der Gegenwart und Zukunft keine andere Antwort werden als: wir müssen begreifen, wir mögen wollen oder

---

schlechtweg sich bedient, weil die Idee des Seins durch sich dieses Sein selber undenkbar macht. Ebenso gelingt es ihm erst später, die Weltidee in Gott oder die Idee des absoluten Nichtich als ein solches Moment im Prozesse der Personification des Absoluten nachzuweisen, daß die motivirte Realisation desselben sich als Setzung von Nichtabsolutem = als Schöpfung herausstellt.

nicht; und gibt es keinen als einen Weg dahin, nun wohlan! wir thun, was wir nicht lassen können. Und so müßte der Greuel des alten Heidenthums im Christenthume wiederkehren, wenn nicht eben in diesem und von ihm ein anderer Weg uns gezeigt und eröffnet würde. Dieses verbietet dem menschlichen Geiste kein Begreifen, ausgenommen das Streben, den unbegreiflichen Anfang alles Seins begreifen zu wollen. Alles Andere aber in und aus jenem zu begreifen, verbietet es nicht nur nicht, sondern fordert dazu auf in Liebe zu Gott, der ein Vater des Lichtes und so ein Gott der Klarheit ist. Alles relative Sein aber, als gegründet im Absolnten, wird begriffen in diesem nicht durch den Begriff der Zeugung und Emanation allein, sondern auch durch den der Schöpfung. Und dieser Begriff ist dem Begriffe des absoluten Wesens ethisch und logisch entsprechender als der Begriff eines Paternoster-Werks, das, wie sich unlängst Görres genial ausdrückte, unten Koth schöpft und oben Götter ausgießt; oder wir müßten von uns gestehen, daß es würdiger wäre, der Stier Apis als freier Geist zu sein....

Da ich in der Verhältnißbestimmung zwischen mir und Gott nur von mir ausgehen kann, so fragt sich: welche Verhältnißbestimmung gibt es noch neben der des Besonderen und des Allgemeinen? Die Antwort lautet: die der Accidenz zu Snbstanz. Allein auf dem Wege der Uebertragung dieses Verhältnisses verlieren die bekannten Faktoren des Bewußtseins (Geist und Natur) ihre Substanzialität; das Noumenon in jeder Sphäre des relativen Daseins wird verdrängt von dem einen Noumenon, dem göttlichen. Sollte hiemit der creatürliche Geist wirklich da angelangt sein, wo das Universum der Gedanken mit Brettern verschlagen ist?

Wir wollen untersuchen! Darf denn das Verhältniß der Erscheinung zum Sein keine Veränderung erleiden in seiner Uebertragung aus der heimischen Sphäre des Bedingten auf den Boden des Absoluten? Warum nicht, da es sich um ein Verhältniß des Bedingten zum Unbedingten handelt? Da die Offenbarung nur aus der Natur des sich Offenbarenden begriffen werden kann, so entsteht die Frage: wie muß das Absolute, als sich nach Außen offenbar machend, in dieser Offenbarung gedacht werden?

Die Antwort G.'s, die wir übergehen, und die mit den Worten schließt: „das Absolute setzt, schaffend, sein eigenes Wesen nicht aus sich hinaus," fällt deshalb noch nicht vollkommen genügend aus, weil er dabei von der Offenbarung des Absoluten nach Innen (seiner Selbstoffenbarung) absieht. Er fährt fort: Das unbedingt Urwirkliche, der Urgrund, theilt also sein ewiges Wesen mit keiner bedingten Substanz, ist somit weder Geist noch Natur seinem Wesen nach, ist weder frei noch nothwendig im eigentlichen Sinne dieser Worte, mit welchen die Offenbarungsweise des creatürlichen Seins bezeichnet wird. Er ist der Unvergleichbare. Und das Universum gibt Antwort auf die Frage: wer ist wie Gott? und wiederholt sie von einem Ende der Welt zum andern: nicht Einer! Keiner! .... Und es ist eine nicht seltene Selbsttäuschung zu glauben, man gewinne einen Gott, wenn man die geistige Creatur unbeschränkt denkt, ... und überdies die Endlichkeit als eine von Außen her mittelst der Leiblichkeit an dem Geiste haftende auftischt. Auf diesem Wege gewinnt man höchstens ein Unbedingtes, aber man verspielt dabei seinen Gott, weil man jenes im speculativen Sinne auf die unrechte Karte gesetzt hat. Ob man übrigens in dem Aequationsgeschäfte

zwischen zwei incommensurabelen Größen das Resultat mit dem Namen der einen oder der anderen Größe belegt, die Ungereimtheit bleibt dieselbe, ob man seinen geflickten Diogenesmantel der Gottheit umhängt oder Gott als den unsterblichen Gewissenswurm sich in den Gehirnschädel setzt. — Deshalb bemerkt er auch: „Bouterweck braucht nicht zu fürchten, daß seine Philosophie transcendent werde, wenn sie das Verhältniß zwischen Absolutem und Relativem causalistisch abhandelt. Denn sie wähnt, daß Wirkungen des Absoluten als einer Substanz und Ursache so zu behandeln seien, wie die Wirkungen creatürlicher Substanzen, weil sie vergessen hat, daß jede Offenbarungsweise von der Natur des Offenbarenden bedingt sei.“ Und: „Wenn er von einem Göttlichen im Menschen so wie von dem Eintritte des ersteren aus dem Absoluten ins beschränkte Dasein den Mund vollnimmt, heißt das nicht die Naturvergötterung durch die Vorderthüre des Systems austreiben, und die Vernunftvergötterung heimlich durch die Hinterthüre einführen? ... Nicht daß die subjective Vernunft das Absolute vom Throne stößt, um ihn allein zu besetzen (eine Idee vom Satan belächelt), sondern daß sich jene mit ihrem logischen Sonnen- und Regenschirm an die Seite des Absoluten auf den Thron stellt, und sich unter diesem lächerlichen Thronhimmel zur Adoration ausstellt, das ist ein Majestätsverbrechen jeder Metaphysik, gegen welche sich keine Appellation an das Gefühl, das sich ja doch allein nie selbst versteht, schützen kann.“

In Beziehung auf den ontologischen Beweis bemerkt er, derselbe beschränke sich immer nur auf die Substanzialität des Absoluten, als auf ein Wirkliches und Vollkommenes zugleich, nie aber erstrecke er sich auf seine

wesentliche Form. Hätte er sich auch darauf eingelassen, so würde die Idee eines dreieinigen Gottes nicht immer der positiven Theologie überlassen worden sein, sondern auch die Philosophie würde sich nicht entblödet haben, jenen positiven Begriff in der Idee zu reconstruiren.

Mehr als mystisch (sagt G. S. 326) ist der Gedanke, daß ein Absolutes in mir als beschränkte Persönlichkeit auftreten könne, und daß das Bedingte seine Beschränktheit, die es gegen seinen Willen dem Unbedingten zu verdanken hat, abermal, gleichsam aus Satisfaktion, gegen die Natur des Absoluten in das Absolute hineinträgt. Ist denn unter einem persönlichen Gott etwas Anderes zu verstehen, als daß Gott wisse, daß er Gott sei, folglich auch wisse, daß er nicht Creatur sei noch werden könne? Jede andere Vorstellung macht ja in Gott denselben Irrthum, nur in anderer Richtung möglich, wie wir ihn nicht selten in Tollhäusern antreffen, daß der Mensch sich für Gott Vater hält. Wo ist denn das Gesetz, daß wir Alles nur nach Analogie unseres menschlichen Wissens begreifen sollen? Antwort: Im Kriticismus war es zu Hause, weil derselbe den Beitrag des Subjects und Objects zum Produkte des Erkennens, als eines synthetischen Urtheils, dahin bestimmte, daß das Subject die Form liefere für das Object, als formlose Materie oder Stoff. Es erkennt aber der Mensch, sagt Jakobi, auch in Gegensätzen, folglich durch Contrast, nicht blos durch Analogie.... Ich und Nichtich construiren die Welt, die Offenbarung Gottes. Und wenn das Ich nur durch seine Selbstoffenbarung zur Selbsterkenntniß vordringt, die dann überdies durch den Gegensatz der Natur in ein noch helleres Licht gestellt wird, wer kann uns hindern, durch den Gegensatz in der Schöpfung

zur Natur des sich darin Offenbarenden erkennend vorzudringen, wenn auch diese Erkenntniß nur eine negative wäre d. h. dessen, was Gott nicht ist?*) Wer könnte dann aufstehen und sagen: euere Erkenntniß ist logische Symbolik oder symbolischer Formalismus oder edler Anthropomorphismus? (Freilich, wenn die Beilegung moralischer Eigenschaften keinen andern Rechtstitel hätte als den Begriff Geist, als Negation alles Materiellen, so wäre die Lehre von den Eigenschaften Gottes nichts mehr als logische Symbolik. Darum haben sich die Handwerksburschen der Philosophie auf ihren spekulativen Wanderungen vor nichts mehr in Acht zu nehmen, als gerade vor den Werbungskünsten des Verstandes, der den heterogensten Dingen seinen Hut sans façon aufsetzt z. B. dem Engel und dem Esel, weil beide mit dem Buchstaben E anfangen.)

Und nun wollen wir nur noch den Schluß dieser Rezension hören! „Wie der Mensch sich selbst im Spiegel seines Selbstbewußtseins zu Porträt sitzt, so und nicht anders entwarf er sich seinen Gott, bald als Kryptogamisten bald als ausgebildetes Mannweib bald als lebendigen Begriff bald als reine Idee, je nachdem die Phantasie oder der Verstand den Pinsel geführt. Ueberall aber ist dieser in die Farben der Erde eingetaucht. Weil nun aber dieser Fehler so allgemein geworden, so finden sehr Viele denselben eben so natürlich, und die mannigfaltigen Bilder Gottes liefern ihnen zugleich die Geschichte des menschlichen Geistes im

*) Später lehrt G. mit aller Entschiedenheit die Möglichkeit einer positiven Erkenntniß Gottes mittelst Negation der Negation, womit alles creatürliche Sein und Leben behaftet ist (resp. mittelst Negation des negativen Momentes an allen Kategorien des Geistes).

Bilde.... Wie kann aber der Mensch über dem Ich, welches das Räthsel alles Daseins zu lösen hat, das Nicht-ich vergessen, welches des Räthsels zweite Hälfte ausmacht? Woher diese Selbstverblendung in der Selbstbeschauung? Von Gott? Keineswegs! Denn jener Dualismus und auch die Synthese desselben im Menschen ist seine Offenbarung, als des Unvergleichlichen. So einfach als tief beantwortet ein Apostel, der kein Fischer gewesen, jene Frage: „Was von Gott erkennbar ist, das ist ihnen (den Heiden) kund geworden. Gott selbst hat es ihnen kund gethan. Aber da sie Gott erkannten, haben sie ihn doch nicht geehrt und ihm nicht gedankt, sondern sie verstiegen sich in ihren eitelen Gedanken, und verfinstert ward ihr unverständiges Herz. Weise sich nennend sind sie Thoren geworden.“ Röm. I., 18. Also Eitelkeit der Gedanken. Und welches war aller Eitelkeit erster Gedanke? Ihr werdet sein wie Gott. So antwortet der Menschheit älteste Urkunde — und von jedem Blatte der Geschichte des menschlichen Geistes so wie aus jeder ihrer nicht unkundigen Menschenbrust hallt ein schamerregendes Amen wieder.“

X.

1828 — 1832.

Und nunmehr, nachdem ich hinlängliche Auszüge aus G.'s gedruckten Aufsätzen geliefert zu haben glaube zur Vervollständigung seiner Autobiographie, schreite ich zur Fortsetzung derselben. Mit dem Anfange des Jahres 1828 erschien bei Wallishausser in Wien sein erstes selbstständiges Werk unter dem Titel: „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. Erste Abthei-

lung. Die Creationstheorie", welchem noch vor Ablauf eines Jahres die zweite Abtheilung, die „Incarnationstheorie" folgte. G. hatte bei diesem Titel zunächst den jüngeren Clerus seiner Kirche im Auge, dessen Bildungszustand ihm wohlbekannt war. Er war daher überzeugt, daß diesem Clerus mit einer „Anthropologie", selbst mit dem Beisatze „vom christlichen Standpunkte" nicht beizukommen sei; wohl aber, wenn ihm Gelegenheit verschafft würde, Blicke in die Zeit zu werfen, mit welcher er es nach wenigen Jahren zu thun haben würde. So entstand die Vorschule als Correspondenz zwischen Onkel und Neffe über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und Wissens. Zugleich gab der Verfasser in diesem Briefwechsel einen bedeutenden Abschnitt aus seinem Hofmeisterleben auf dem Lande in der Nähe von Wien, im Dorfe Brunn am Gebirge, und aus seinen Besprechungen mit dem menschenfreundlichen Pfarrer daselbst seinen Lesern zum Besten.

Durch dieses Werk wurde Günther's Name in immer weiteren Kreisen bekannt, und immer mehr wuchsen sein Ansehen und sein Einfluß. Zum Belege hiefür lasse ich einige an ihn gerichtete Briefe folgen.

Görres schreibt ihm am 20. April 1828: „Es war mir sehr erfreulich, durch Ihre neuliche Zuschrift und die Sendung Ihres Buches mit Ihnen in persönlichen Verkehr zu kommen. Ich hatte schon vor zehn Jahren Ihre Arbeiten in den Jahrbüchern gelesen, mich sehr an ihnen ergötzt und mich vielfältig nach dem Verfasser erkundigt. Seither habe ich bei meinem unstäten Leben jene Zeitschrift aus den Augen, nicht aber den Eindruck jener Aufsätze aus dem Sinne verloren, und so kommen Sie nun selbst mir freundlich entgegen mit Ihrer jüngsten Schrift. Aechzend unter

der Last der gesammten Universalgeschichte und unter dem Berge von Scherben, den 3000 Völkerstämme in so vielen Jahrhunderten zusammengetragen, habe ich sie auf die Osterferien zurücklegen müssen.... Nun ist aber Ihr Buch keineswegs ein solches, dem man im Vorbeilaufen gleich seinen Inhalt abgewinnt, und es fordert und verdient schon, daß man ihm tief in die Augen sieht und nach seiner Seele fragt. Das habe ich denn seither in den Abendstunden gethan, und könnte es Ihnen erzählen, was sich in dieser unserer Unterhaltung begeben; es würde, glaube ich, Ihnen berichten, daß es nicht weniger zufrieden mit mir, als ich mit ihm gewesen. Es weiß guten Bescheid um die Dinge, deren es sich angenommen, hat ein sicheres und festes Urtheil, mit dem es in der Regel in die Mitte des Schwarzen trifft; es weiß überall die Punkte, worauf es ankommt, auszusondern, versteht die Geister an ihren Zeichen zu erkennen, und hat für sich selber guten Rückhalt und sichere Unterlage. Es ist ein sehr gutes Buch, durch die Zeit herausgefordert und einem großen Bedürfnisse entgegenkommend, dem es zwar nicht allein abhilft, aber abzuhelfen mitdienen wird. Es ist sehr verständig, daß Sie als Form ein genetisches Fortschreiten, unter stets eingreifender Berichtigung von oben herab, gewählt; das Einzige, was man wünschen könnte, wäre etwas mehr Leben und freie Bewegung im Fortschritte, was sich gegeben hätte, wenn Sie den Dialog statt der Briefform gewählt. Inzwischen folgt Jeder am besten dem Triebe seines innern Instinctes, der Ihnen wohl zu dieser Weise gerathen, die auch wieder ihre Vortheile hat, weil sie weniger durchschnitten in größeren Massen sich entwickeln kann. Lassen Sie sich ja nicht abhalten, die Arbeit fortzusetzen! Sie wissen es schon selber,

daß Sie nur auf die allerkühlste Aufnahme rechnen dürfen, — ein Katholik, ein Geistlicher, wahrscheinlich ein Kryptojesuit in Oesterreich, redend von der Philosophie, die bekanntlich in die große Klappermühle gebannt ist, das ist mehr als der Geduldigste verträgt; zum Höhnen sind uns zwar die Zornmuskeln durch allerlei Zufälle lahm geworden, aber ignoriren können wir ohne Gefahr und werden es auch ohne Bedenken, wie immer in dergleichen Fällen. Aber das wird Sie nicht abhalten, vielmehr wird es Ihrem Bemühen nur mehr Intensität geben; der guten Bücher sind mitten in den Fluthen des Quarks so wenige, daß jedes, kommt Zeit und Gelegenheit, sicher seine Stätte findet, wo es von dem Unkraute ungestört fortwachsen kann. Freilich drucken die Buchhändler, um zu verkaufen, aber man muß das Schlechte eben brauchen als Schwimmgürtel, um das Gute flott zu erhalten, und am Ende werden sich zu einem tüchtigen Werke immer noch Leute finden, die es zu Tage fördern helfen. Den Lohn für Alles, was der Welt nicht dient, muß man ohnehin in die Bank einlegen, deren Dividenden nicht in den Bergen gegraben werden“......

Dann spricht Görres von seinen eigenen Studien und Arbeiten und schließt den Brief mit den Worten: „Ich reiche Ihnen noch einmal freundlich die Hand zum Abschiede, die Sie wohl mit gleicher Erwiederung fassen werden; wir sind wenigstens jetzt in einem Wassergebiete miteinander, und so wird der weitere Verkehr wohl nicht abgerissen. Pat. Veith, mit dem Sie ja wohl persönlich verkehren, empfehlen Sie mich, den Unbekannten, gelegentlich zu freundlicher Erinnerung, und lassen Sie ihn insgleichen Sich selbst und Ihrem Gebete empfohlen sein! Auch F. Schlegel und seine Frau begrüßen Sie. Ihr ergebenster J. Görres“.

Der Subregens des erzbischöflichen Seminars zu Freiburg, Matthäus Muhl, schreibt ihm am 19. Juli 1828: „Die Vorsehung fügte es wunderbar, daß ich das Vergnügen genießen konnte, wieder einmal etwas von Ihnen zu sehen, nämlich Ihre vortreffliche Schrift: Die Vorschule zur speculativen Theologie. Sie werden es mir wohl erlauben, daß ich zu diesem wahren Meisterstücke der Tiefe und des Scharfsinnes gratulire. Ich konnte es zwar nur flüchtig lesen, allein die Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung, besonders aber das Wiederfinden so mancher Ansichten, die Sie einst mit mir freundschaftlich gewechselt hatten, öffneten mir das Verständniß ohne Schwierigkeit. Indeß, meine größte Freude ist doch die, daß ich nun weiß, daß Sie den Priesterstand ergriffen, und sich ausschließlich zum Kämpfer für Gottes heiligste Sache geweihet haben. Gott verleihe Ihnen Licht und Muth zum heiligen Kampfe"!....

Dr. Joh. Em. Veith *) dankt ihm am 3. Februar 1829 für das Geschenk seiner Vorschule, wodurch „eine

---

*) Bald nach G.'s Tode schrieb Veith mir: „Als es mir nach überaus schweren Kämpfen und Trübsalen gelungen war, aus dem Redemptoristenverbande mich loszuwickeln, erhielt ich meine erste seelsorgerliche Anstellung an der Kirche zu den neun Chören der Engel am Hof. Und wer da im Pfarrhaus wohnte, wissen Sie. So waren also Günther und ich, welche die Wahl zwischen Societas Jesu und Congregatio Redemptoris getrennt hatte, wieder beisammen und näher als je. Als ein neu angestellter Pfarrer (Lußmann), um recht viel Raum zu haben, omarisch genug war, G. zu vertreiben, da fand ich für ihn Wohnung im Neustädter Hof durch den damaligen Inspector des Hauses, Kirchhöfer, meinen langjährigen Freund. (Beim Durchmustern der nachgelassenen Papiere G.'s mußte ich beinahe lachen. G. hatte damals bei der Landesregierung gegen diese Expulsion Protest

große Lücke, die mit einer gleich großen Sehnsucht in vacuum erfüllt ist, nämlich eine Combination der ewigen Wahrheiten ältern Stils mit den theils lügenhaften theils aufrichtigen Strebungen zur Wahrheit neuern Stils zu besitzen, in mir auf eine mir genügende und sehr erfreuliche Weise in solidum ausgefüllt und erfüllt ist. Deo gratias, und Gott gebe deinen heiligen und heilvollen Arbeiten ein dankbares und dociles Publikum!" Und dann fährt er fort: „.... S. E. Baron Stifft hat mich neulich sehr ernstlich und angelegentlich gefragt, was ich coram Deo von deiner Fähigkeit zum philos. Lehramte halte? Ich habe darauf... von der Leber weg geantwortet, et confessus sum et non negavi, et confessus sum, (ich bekannte und leugnete nicht und bekannte) daß ich die Ueberzeugung hege, daß du in gradu eminenti im Besitze der alten und neuen Philosopheme seiest, und das Resultat deiner sehr soliden Studien in der lichtesten Ansicht der Dinge bestehe, wie sie jetzt am meisten noth thut. Ich brachte zum Beweise die Notiz deiner Creationstheorie auf die Bahn (der 2. Band war dazumal

eingelegt und um Abhilfe ersucht. Er wurde abschlägig beschieden und mußte für diesen Bescheid an das Taxamt 15 Kreuzer bezahlen, worüber sich das Document noch vorfand). So waren wir beziehungsweise wieder beisammen. Daß die edelen Männer Glücker, Greif, Pabst gleichfalls Bindemittel waren, ist Ihnen bekannt. Das „katholische Hausbuch", das 1849 von uns projectirt wurde, hätte uns in neuer Weise verkittet, anders als die „Lydia"; es wäre für G. auch pecuniär nützlicher geworden. Die Frage ist allerdings, ob nicht auch in diesen Lebensbaum (das Hausbuch) der Blitz vom Jupiter Capitolinus eingeschlagen hätte? Ohne Zweifel. Nun ganz zuletzt hat mich G. schon die Nacht nach seinem seligen Hinscheiden aufs allerfreundlichste heimgesucht, der Erscheinung nach recht jung, elegant und fröhlich, was mich sehr getröstet hat."

noch nicht erschienen), und setzte präcavirend hinzu (jam intelligis), daß „manche“ etwas seichte, und zumal der Philosophie unmächtige Leute dieser Arbeit Mangel an Popularität vorwerfen, (weil doch, wie du fühlst, bloßes warmes Lob ohne alle „herbe Qualität“ verdächtig wird, und nur den Sachunkundigen zeichnet), bemerkte aber dabei, weil dies mit guter Ueberlegung Bemerkte gleich zur Auffassung kam und als eine große Schwierigkeit betrachtet wurde, daß jener Vorwurf nur von Leuten herstamme, denen alle und jegliche Terminologie fremd ist, daß deine Absicht aber war, auch diese so höchst wichtige, vieldeutige Terminologie zu umfassen, und durch Demonstration ihres Besitzes dein Recht auf ein öffentliches Wort in der Sache zu vindiciren ꝛc., und daß deine Arbeit zu gedrängt angelegt worden sei, als daß bei so succincter Anlage erst eine Explanation hätte stattfinden können, welche nicht in diese Arbeit gehörte, indem diese letztere die Kenntniß der Termen voraussetzt ꝛc. Ich versicherte sodann, daß es deine Sache eben sei, wohl durchdachte und dir klar gewordene Thesen klar und populär vorzutragen, worauf S. E. auch einging. So meine ich denn, daß es in seiner Absicht wohl liegen könnte, dir den bewußten Wirkungskreis anzuweisen, und daß es wohlgethan wäre, ihm beide Bände zu überreichen; in welcher Hinsicht ich dir auch die Mittheilung circa popularitatem nicht vorenthalten dürfte....“

Und wieder in einem den 7. u. 9. Februar 1829 aus Weinhaus datirten Briefe: „.... Sintemal du schon mündlich loco suo ausgesagt hast, daß du beide Bände deines Werkes S. E. überreichen wollest, so wäre das füglich, billig und schicklich zu thun; ich meine aber

keineswegs, daß dies gerade mit einer Visite verbunden sein muß; ja nach meinem Gefühl würde ich dies selbst nicht thun, sondern die Bücher blos hingeben in die antichambre avec mon respect, dies aber in eigener Person, weil es auf solche Art mehr Convenienz zu haben scheint. Wozu eine mündliche Besprechung erforderlich sein sollte, sehe ich so wenig ein als du; ich meine; in medio virtus oder in medio arcta via, quam perambulat virtus (in der Mitte die Tugend oder in der Mitte der schmale Weg, auf dem die Tugend wandelt); dies Benehmen ist ein Erweis der Ehrerbietung und ganz anspruchlos; durch jede Visite aber macht man sich befangen. Ist es nun der höchste Wille, daß du die cathedra besteigen sollst, so ist das ein Glück für die tölpische Studentenwelt, und folglich auch für die Exstudentenwelt; soll aber nichts daraus werden, so ist es ein Glück für dich, wie du selbst bekennst, und ich nicht läugnen möchte. Darum bin ich ganz deiner Meinung, daß du keine sonderlichen Schritte ex propriis thun sollst; aber die Hingabe deiner Arbeit in atrio ist wirklich kein Schritt, vielleicht vielmehr ein Rückschritt; denn du weißt wohl: deine Arbeit will reiflich gelesen sein, und es bedarf, um sie aus dem rechten Standpunkt zu würdigen, der lichten Kenntniß der alten und neuen Philosophie und aller Katzbalgereien der jüngsten Decennien, und des tiefen Ineinandergreifens der positiven Religion, der Philosophie und des historischen Zeitgeistes. Hat doch der sel. F. Schlegel*) oft, sehr oft ernstlich behauptet, der heil. Thomas Aq. sei ein purer Rationalist gewesen. Ich wüßte die Behauptung zwar innerlich von mir abzuwehren, aber nicht zu wider=

*) Derselbe war am 12. Januar 1829 gestorben.

legen, weil ich nicht recht weiß, wie Schl. das motivirte, vielleicht im Gegensatz seiner verdächtigen Lichtquelle ex valle visionis? Da war er wohl nur in valle, nicht in monte Moria; jetzt aber, wie der alte Böttger in Dresden (in der allg. Zeitung) alio sensu gesagt hat, weiß er's besser."

Im März 1830 ließ G. seiner Vorschule die Idylle „Peregrins Gastmahl" folgen, worin er, wie er in der Vorrede S. 14 sagt, „ein Panorama (oder wie es Vielen lieber sein wird, eine camera-obscura) errichten wollte, um der alten Schule (die es für indecent ansieht, daß ein Schwarzrock Speculation treibt d. h. Lotto spielt, und deshalb auch meint, es werde wohl kein sonderlicher Segen auf dem Gewinnste ruhen) einen Ueberblick möglich zu machen in das theologische Treiben der europäischen Speculation, zu dem Zwecke: daß der gute Gedanke in ihr Platz greife, das speculative Betreiben der Theologie nicht gleich brevi manu zu verpönen, am wenigsten aus der gottesfürchtigen Demuth, als wäre es vermessen, Fragen zu beantworten, die bisher noch nicht ihre Antwort gefunden (aber auch nicht wohl finden konnten, weil der Grund hievon in einer absoluten Nichterkennbarkeit gesucht wurde)." Und er fügt hinzu: „Bei dieser Gelegenheit habe ich freilich Manches, was mir bei der Abfassung der Vorschule noch nicht aus der Feder fließen wollte, zum leichteren Flusse gebracht." Diese Schrift schickte er unter Andern auch dem Professor Windischmann in Bonn. Und dieser dankte ihm für „die gütige Zusendung und die freundlichen Zeilen dabei," und fährt dann fort: „Die Form, in welcher Ihre Schrift ausgeführt ist, habe ich allerdings, wie Sie mir auch bemerkten, blos als eine Kleidung angesehen, aber sie

ist mir so heterogen, daß sie wirklich anfangs Hindernisse in den Weg legte, zu dem großen Inhalte und gediegenen Kern dieser Arbeit zu gelangen. Dies ist nicht blos meine Ansicht, sondern mehrere würdige Freunde theilen sie mit mir und wir wünschen von Herzen, es wolle Ihnen gefallen, in der Darstellung Ihrer gründlichen und tiefen Gedanken einfacher und dem Gedanken angemessener zu schreiben. Was aber die Sache selbst betrifft, so sind die Berichtigungen und Zurechtweisungen dessen, was Sie aus Damiron genommen, aus demselben guten Fond geschöpft, welchen Sie uns in der Vorschule zur speculativen Theologie schon aufgedeckt haben und woraus Sie uns noch manche gute Gabe mittheilen werden, wozu Gott Ihnen seinen Segen und Beistand verleihen möge. — In Beziehung auf den Gegensatz von Sensualismus und Katholicismus hätte wohl noch mehr hervorgehoben werden müssen, welche Art von Katholicität es ist, die so dem Sensualismus entgegentritt. Der rechte gründliche katholische Glaube und die in ihm wurzelnde *) Philosophie macht keinen Gegensatz zum Sensualismus, er ist über demselben und über dem katholisirenden zwar, aber entweder in falsche Mystik oder in blinde Autorität auslaufenden Spiritualismus, der jenem Sensualismus allerdings entgegensteht und zuletzt in einem versteckten Egoismus oder in dem Tod aller Erkenntniß endet. Beides ist dem Geist der katholischen Kirche zuwider, dessen Tiefe und ewige Wahrheit dem Geist der philosophischen Forschung volle Freiheit läßt und, so lange nicht böser Wille und dämonische Vorurtheile sich

---

*) Dem Günther dagegen wurzelt die Philosophie im selbstbewußten Geiste, wiewohl nicht mit Umgehung der Offenbarung.

einmischen, sicher sein kann, alle die verschiedenen Ansichten zu rectificiren und in Wahrheit zu gewinnen. — Die Bemerkungen gegen die falsche Trinitätslehre sind vortrefflich und es wäre sehr wünschenswerth, daß Sie dieselben noch ausführlicher und recht genetisch entwickeln möchten. Eben so erfreulich ist, was Sie in der 7. Octave über die Kirche und ihr Verhältniß zu Christo dem Herrn und weiterhin in der 8. zur Begründung des wahren christlichen Erkennens und Bekennens sagen und wie Sie den Logos nicht blos als Vollender des Glaubens, sondern auch der Wissenschaft anerkennen. Ich glaube mit Ihnen in diesem Hauptpunkte ganz einig zu sein und diesen Punkt in den Beilagen zu Maistre wenigstens für einen Anfang und erste Andeutung hinlänglich dargelegt zu haben. Die Ausführung desselben macht den Cardinalpunkt meiner Vorlesungen aus, die ich mit Gottes Hilfe auch öffentlich mittheilen, und wenigstens nach meinen Kräften bezeugen werde, daß es bei der christlichen Philosophie nicht auf bloße Behauptungen, sondern auf durchgeführte Beweise ankommt. — Alles, was Sie in den letzten Octaven noch aussprechen, ist von diesem Geiste der Wahrheit durchdrungen; auch die Darstellung der Ventura'schen Doctrin wird gerade von diesem Gesichtspunkte aus recht einleuchtend nach ihrer starken und schwachen Seite. Ihre Einreden stellen namentlich das Vage und Unbestimmte in jener allgemeinen Vorstellung vom Gemeinsinn (sens général) recht heraus und wie Alles in der Luft schwebt, wenn dieser Gemeinsinn nicht seine Wurzeln im Geist und Herzen der Individuen hat, und seine klare offene Beziehung auf die ewige Geistessonne, auf den Logos als das Ziel. Der Logos und sein Gleichniß in jedem Menschen sollen und wollen beide

dabei sein, wenn etwas Heilsames in Gedanken, Worten und Werken vollbracht werden soll, und man thut sehr unrecht, den Werth und Anspruch des Subjects so tief herabzusetzen oder aus der Rechnung zu lassen, da auf diese Weise die Möglichkeit eines speculativen Verhältnisses und offenen Zugangs zum Allgemeinen und Gemeinschaftlichen abgeschnitten wird; denn wo ist eine Gemeinschaft, die nicht aus Gliedern besteht, welche selbst Integrale der Gemeinschaft sind? Mit solchen vagen Vorstellungen (bei Ventura wie bei Lamennais) kommt man weder zum rechten Begriff des Logos noch seines Gleichnisses im Menschen, und daher kommt es denn auch, daß so schwankende Gedanken einerseits sich mit der äußersten Linken wie andererseits mit der äußersten Rechten vertragen und paaren, um wenigstens praktischen Anhalt zu finden; aber weder das Object noch das Subject im geistigen Verhältnisse, noch was über Beiden ist (die ewige Vernunft, welche Gott den Vater vernimmt, wie er an und für sich ist, weil sie Ihn als Sein Sohn ganz vernimmt, und Ihm der Wesenheit nach ganz gleich ist) wird in seiner wahren Bedeutung anerkannt. Ich habe darüber mit einem Freunde Lamennais, dem ehemaligen Bischof von Nancy lange gesprochen, und er war auch so gerecht, meinen Einreden bereites Gehör zu geben, ja selbst das Einseitige einigermaßen einzugestehen; indessen gilt ihm doch Lamennais vor allen. Ich meinestheils aber kann seine Lehre, die er fast so hoch stellt als das Dogma selbst, nicht als die echte katholische Philosophie d. h. als die ansehen, welche den innersten Kern des Glaubens und Lebens in der Kirche, dieses innerste Verhältniß jeder einzelnen Seele in ihrem Erlöser und Vorbild im Gedanken, Wort und Werk

und zwar dies Verhältniß innerhalb der von ihm gestifteten Kirche entfaltet und zum Verständniß bringt.

„Doch genug für's Erste. Ich habe nur noch die einzige Bitte, daß Sie gütig aufnehmen, was ich Ihnen mit aufrichtiger Liebe bemerkt habe und zugleich, daß Sie meiner fortdauernd in Liebe gedenken, insbesondere beim heil. Opfer. Von Herzen der Ihrige Windischmann."

Auch Görres wünscht im Interesse des leichteren Verständnisses seiner Schriften eine andere Darstellungsweise G.'s, während er sich, gleich wie Windischmann, mit dem Inhalte derselben einverstanden erklärt, zugleich aber ihm ein tragisches Schicksal, das falsche Brüder ihm bereiten werden, voraussagt.

Nach einer humoristischen Einleitung, worin er seine eigenen wissenschaftlichen „Angelegenheiten" bespricht, schreibt er nämlich am 4. Juli 1830: „Nun auch zu den Ihrigen. Sie werden, wie ich sehe, einerseits ignorirt und andererseits scheel angesehen, in Abschlag darauf, bis das Anfeinden sich zusammengerafft nud auch dabei sein kann. Ich finde das in aller Ordnung und Sie konnten nichts Anderes erwärtet haben. Die Zeit hat einmal den Sinn für einfache Wahrheit gänzlich eingebüßt, sie riecht sie nicht mehr und schmeckt sie nicht mehr, verträgt sie auch nicht mehr ohne Sodbrennen und Aufstoßen und Schwindeligkeiten; statt ihrer hat sie sich ein Geköche und Gebräu zusammengeschmiert, und dem Mischimaschi einen künstlichen Beigeschmack und Beigeruch von Wahrheit gegeben, der mehr prickelt auf der Zunge, und in der Nase ein laut tönendes Niesen erweckt; das Ding nimmt sie wie Opiumesser in Pillen zu sich, und behauptet, es mache ihr den Kopf frei und heiter und halte sie bei offenem Leibe, welches Letzte wohl wahr ist,

wie man am Meßkataloge sieht. Nun kommen Sie also mit der alten Küche, wie man etwa in Cöln gespeiset, als Thomas von Aquino dort studirt, und mit der Albertus magnus damals den deutschen Kaiser traktirt; und da sollen die Schmecker kommen und sich ihr Tractament bestellen; die thun's aber nicht und bemühen sich lieber vorerst, Ihre Hausnummer gänzlich zu vergessen und sie alle andern Leute vergessen zu machen. Geht das nicht, dann werden sie zornig, und kommen mit Steinen in den Säcken zurück, und werfen Ihnen die Fenster ein, und es kann geschehen, daß Brüder und Freunde in Jesu Christo sich mit beigesellen, und das Leiterchen tragen zur Execution, denn der Unverstand ist gar zu groß. Wer wundert sich darüber, und wer will's anders machen und anders haben! Der Teufel hat sich wohl bisweilen verführen lassen, an einer Kirche bauen zu helfen, daß er aber in ihr zur Messe und Predigt oder gar zum Abendmahl gegangen, hat man noch nicht vernommen. Wer in Ihrer Gesinnung und nicht aus irgend einem anderen Grunde als Gott und der Wahrheit zu Liebe schreibt, und in keiner anderen Absicht, als in beiden da und dort noch irgend ein wankendes Gemüth zu befestigen und Andere, die noch unbefangen und unverdorben sind, ihnen zu gewinnen, der wird sich sehr betrogen finden. Die Welt gibt keinem Dinge Beifall, das nicht zuvor durch Bestechung ihre Leidenschaften oder Interessen sich gewonnen; wer beides unterläßt, darf sich nicht wundern, wenn sie ihm den Rücken wendet. Sie will nicht sehen und will nicht lesen, was sie sehen und lesen soll, ihr unangenehm ist; dafür sieht und liest denn an ihrer Stelle Einer, der auch im Herzen aller Menschen lesen kann. Ich lese das Alles aus Ihnen heraus, nicht in Sie

hinein, als ob Sie das nicht wüßten und darnach gethan, und irgend eines ermunternden Zuspruchs bedürften, was mir Ihnen gegenüber schlecht anstehen würde; ich erinnere Sie nur daran, da Sie eine bessere Meinung von dem lesenden und conversirenden Publikum in Deutschland gehabt zu haben scheinen. Unter den jungen Leuten des katholischen Deutschland werden Sie Ihren Wirkungskreis finden, und dort wird Ihr Bemühen allmälig durchschlagen. Was diesen Durchbruch einigermaßen erschwert, ist Ihre Mittheilungsweise; die Sprossen in Ihrer Gedankenleiter stehen für noch nicht ganz ausgewachsene Beine zu weit auseinander, auch fehlt bisweilen eine in der Mitte, wo die Uebergänge liegen, da werden sie denn irre, und wissen nicht, ob sie weiter herauf oder weiter hinunter sollen. Da hat Ihnen Dr. Pabst einen rechten Liebesdienst gethan durch die geistreiche Paraphrase, in der er Ihren Ideengang ergänzt. Nun werden Manche schon eher den Eingang finden, die ihn ernstlich suchen und Ehren Herr Prof. Marheineke wird nun auch Bescheid lernen, und schon Mittel finden, Sie mit einigen hochmüthigen gelehrten Plattitüden zu widerlegen. Ich behalte vor und nach die übernommene Verbindlichkeit auf mir, der Wahrheit Zeugniß abzulegen. Den mündlichen freundlichen Grüßen an Dr. Veith, Dr. Pabst und alle dortigen durch Passy füge ich noch eben so viele gleich herzliche schriftlich bei."

Auch im 1. Bande des 10. Heftes von Benkert's „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund", 1831, S. 55 ff. erschien ein (wahrscheinlich von Görres verfaßter) kleiner Artikel unter der Ueberschrift: „Peregrin's Gastmahl und Dr. Spazier". Darin schreibt der Verf.: „Es konnte nicht fehlen, daß Anton Günther's so eben erschienene

Schrift: Peregrin's Gastmahl, eine Idylle in eilf Octaven aus dem deutschen wissenschaftlichen Volksleben, mit Beiträgen zur Charakteristik europäischer Philosophie in älterer und neuerer Zeit. Wien, 1830. Gedruckt bei den P. P. Mechitaristen, mannigfaltige Reactionen in der wissenschaftlichen Welt erfahren würde; aber das hat ihr Verfasser wohl kaum zu hoffen gewagt, daß ihre Erscheinung den alten Geist der Lüge und der Bosheit in der neueren Zeit so heftig afficiren würde, daß er, alle Besinnung verlierend, zu allererst, d. h. vor jeder andern Aeußerung, an welcher der dumme Teufel sich hätte orientiren können, über sie herfällt, um sie mit seinem Gifte zu verderben, oder, da das Innere für ihn unzugänglich blieb, wenigstens mit seinem Geifer zu besudeln". Nachdem er dann die Unwissenheit und Flachheit, die Keckheit und Radotage, den Leichtsinn und die Leichtfertigkeit im Lügen und Lästern, die Unvorsichtigkeit und Gleichgiltigkeit gegen das „Sichlächerlichmachen" an Spazier, der „hauptsächlich an dem alten festen Quader des positiven Christenthums" sich stößt, gegeißelt, theilt er einen durch Spazier's Aufsatz veranlaßten Brief aus Wien vom 1. Nov. 1830 mit, um „den Lesern des Religions- und Kirchenfreundes die Erheiterung zu verschaffen, welche darin liegt, zu sehen, wie die leichtsinnige Dummdreistigkeit bei ihrem Versuche auf des Nachbars Obst in Nesseln und Fußangeln gerathen". Dieser Brief verdient wegen des köstlichen Humors und schneidigen Sarcasmus, der ihn durchzieht, noch heute gelesen zu werden. Da derselbe aber zehn Seiten füllt, so kann ich nur einen kurzen Auszug daraus liefern.

Spazier hatte G.'s Gastmahl für ein im höheren Auftrage geschriebenes Buch erklärt, dessen Tendenz keine andere

sei, als „die Hierarchie und den Despotismus mit scholastischer Philosophie philosophisch gegen die National- und Communalgarde des Rationalismus, Eklekticismus und der Naturphilosophie als treue Garde du corps zu vertheidigen". Da schreibt denn der (Münchner) Briefsteller aus Wien: „Was hilft es der Wiener Politik, so politisch zu sein, daß sie sich, um ihre Pläne zu verstecken, an die frommen, nicht einmal der deutschen Sprache mächtigen Väter vom Libanon und Ararat, will sagen, an die armenischen Klostergeistlichen wendet? Und was hilft es diesen Alten vom Berge, besagten ihren Auftrag einem stillen, zurückgezogenen, anspruchlosen, strenggeistlichen Weltpriester, als ihrem blind gehorsamen Assisinen aufzutragen? Das Complott ist entdeckt, das Geheimniß aufgedeckt. Der Doctor und die Spatzen singen es in den Blättern und auf den Dächern von Nürnberg. — Auch kam ich wohl zum Lachen, aber nicht aus der Fassung, d. h. es konnte mich nicht dahin bringen, meinen Blick auch nur einen Augenblick von dem Saume des Mantels, unter welchem der Pferdefuß sich versteckt hatte, hinwegzuwenden, als ich gewahr ward, wie der Interimisticus über die ganze erste Hälfte des Buches hinaus sich selbst mystificirt hatte, indem er das Referat Damirons (hier im Munde des närrischen Friseurs Belkampo) über die philosophischen Systeme Frankreichs für die ausgesprochene Meinung Peregrin's selbst gehalten. Ich konnte mir das lange Gesicht vorstellen, das sich nothwendig ergeben mußte, als der gute Mann nach der wirklich unverhofften Freude und nach wahrscheinlich tagelangem Jubel: „daß es nun sogar in Oesterreich mit dem starren Katholicismus zu Ende sei", endlich die Entdeckung machte, es sei mit diesem seinem Herzens-

feste nichts als baare Fopperei gewesen.... Aber, theuerster Freund! hat die erste Hälfte des Gastmahls mit dem armen Spazier ihren Spaß gehabt, so hat ihn die zweite Hälfte unverantwortlich betrogen. Es zeigt mehr Charakter und Consequenz, als man von einem Interimisticus, als solchem, zu erwarten berechtigt ist, daß er selbst nach überstandenem Schrecken dabei stehen bleibt, die Darstellung der philosophischen Systeme Frankreichs sei das Glaubensbekenntniß Peregrin's selbst; und es ist mehr als christlich von ihm, daß er noch einen, oder gar noch zwei Blicke in das aufgeschlagene verschlagene Buch wirft, um ein paar tüchtige Schlagwörter zu Schlägen für die Hierarchie und den dieser verbündeten Despotismus zu erwischen. Womit hat es also der Redacteur fürs öffentliche Leben verdient, daß er durch die zweite Hälfte des Buches nicht mehr blos für sein Zimmer und für sich allein mystificirt, sondern, ohne selbst noch bis auf den heutigen Tag das Mindeste davon zu ahnen, vor ganz Nürnberg und vielleicht auch Fürth lächerlich gemacht wird, dadurch, daß er erstens den Pater Ventura in Rom für den h. Bonaventura ansehen muß; daß er zweitens durch das gespenstige Wort: Scholastik verleitet wird, zu glauben, der Verfasser des Gastmahls bekämpfe mit besagtem h. Bonaventura, d. h. mit Scholastik, die modernen Philosophen, indeß derselbe von S. 431 bis 482 gegen Ventura's Scholastik auf katholischem Boden zu Felde zieht! — Und daß er endlich drittens (ich habe noch nicht entdecken können, wodurch?) verleitet wird, zu behaupten, das Gastmahl wolle der Naturphilosophie spotten, indeß dasselbe wirklich Naturphilosophie ist?....

Endlich S. 66 f.: Ich mußte, als ich das Gastmahl vollendet, die Lesung von Neuem beginnen. Ein wunder-

barer Geist wehte mich aus demselben an. Es war mir, als vernähme ich hier wie aus weiter Ferne und doch verständlich und klar das Wort der Lösung des gordischen Knotens der Geschichte unserer Zeit, an dem das Schwert sich bis jetzt umsonst versucht hat, den leisen und linden Ton des Fiat lux über den chaotischen Abgründen der jetzigen Menschheit. Ich eilte, mir die „Vorschule der speculativen Theologie“ von demselben Verfasser, und die mit letzterer in inniger Verbindung stehende Schrift „der Mensch und seine Geschichte“ von Dr. J. H. Pabst zu verschaffen — und nun ließ es mich nicht ruhen, bis ich dem Manne, der eine große Bedeutung für mich gewann, persönlich mein Deo gratias gebracht hatte. Ich theilte ihm mein interimistisches Blatt und den ganzen Vorgang meines inneren Lebens mit; er lächelte und machte mich aufmerksam auf die 1. Note S. IV der Vorrede des Gastmahls, an der ich zweimal vorübergegangen war, ohne sie gehörig ins Auge gefaßt zu haben. „Sie sehen,“ sprach er „daß die Winde schon aus den gerade entgegengesetzten Winkeln herblasen, und wie ich dem Dr. Spazier deshalb Dank wissen muß, daß er zur Herstellung des Gleichgewichts so treulich beiträgt. Ja,“ setzte er in seiner humoristischen Weise hinzu, „ich sehe den Nürnberger Pfefferkuchen — ohne Pfeffer — für ein Placetum apostolicum an, das ganz dazu gemacht ist, mir die Stelle im Index prohibitorum, die mir gewisse Leute schon zugedacht, zu contrecarriren.“

Muß ich noch hinzusetzen, daß ich auch meines Theils dem Interimisticus zum ewigen Danke verpflichtet bin, dafür, daß er mich in meiner Weltansicht zur definitiven Entscheidung gebracht? — daß er mich zur Bekanntschaft mit einer Philosophie geführt, die nur deshalb langsam,

aber um so entschiedener Bahn machen wird, weil sie katholisch ist, — und von Wien kommt, — und ihre Feuerflammen nicht vom Katheder herab in die Pulverkammer jugendlicher Gemüther schleudert, — in welchen Umständen aber, wie Du von mir wohl denken wirst, ich eben die Signatur einer welthistorischen Bedeutung derselben erkenne? — Möge ihm, dem Edlen, dafür sein schwerer Beruf zum Trost und Segen werden! welcher Beruf neben unzähligem Andern, was mit nicht geringen Gefahren verbunden ist, (z. B. als inimicus homo a posteriori d. h. bei Nebel und Nacht Unkraut unter den Waizen zu säen), auch mit sich bringt, „die hohen Geistesblitze aus der Wiener dunkeln Nacht" mit rostiger Spitze aufzufangen, und in die bald ausgetrocknete Pfütze eines interimistischen Blattes zu leiten. Dein Hubertus.

Zur Würdigung von G.'s Schreibweise, an der Görres, Windischmann und Andere so Manches auszusetzen fanden, ist zu berücksichtigen, was Pabst am 6. Sonntag nach Epiphania 1832 an Professor Baltzer in Breslau, nachdem dieser brieflich und auf einer Ferienreise auch persönlich mit G. angeknüpft hatte, schrieb: „G. ist so zu sagen aus lauter Hervorragungen zusammengesetzt, wodurch er dann freilich sehr eckicht wird, so daß sich Andere an ihm leicht stoßen und wehe thun, was aber bei einem Manne kein Wunder ist, der selbst eine gewaltige Vorragung im Geschlechte bildet. Es ist allerdings die Aufgabe für ihn, daß er als Stechpalme im Organismus der Menschheit nicht blos und immer die Stacheln sondern auch seine Zweige als Palmzweige geltend mache; aber Sie dürfen es mir glauben, daß er in dieser Beziehung schon Großes an sich geleistet hat. Nur im Schreiben, weil seine Darstellungs-

weise meist eine uneigentliche ist (weshalb die Form seiner Speculation immer eine poetische) und wo er sich mehr gehen läßt, stellen sich die Kanten des Krystalls wieder scharf heraus, und wer nicht weiß, welch ein herrliches Gemüth als Rose hinter den Dornen blüht, und wie herzinniglich er es meint, muß ihn verkennen. Man würde aber aus seiner Schärfe und Unart eben so falsch auf Zorn und Bitterkeit schließen, als wenn man aus seiner barocken Schreibweise z. B. in Peregrin's Gastmahl, auf fehlerhafte Unwissenheit schließen wollte" *).

So habe auch ich es erfahren, als ich 9 Jahre später nach Wien und während 3 Jahren fast täglich zu G. kam. Wie peinlich war es mir dann oft zu Muth, wenn ich seinen geistreichen appercues, dem Aufsprühen seines Witzes und Humors (denn selten sprach er in prosaisch logischer Schlußfolgerung, so daß ich den Schneckengang meiner eigenen Gedanken gar oft bitter zu fühlen bekam) nicht rasch genug folgen konnte, nicht sogleich das volle Verständniß gewann, wenn dann in Folge meiner nicht zutreffenden Antworten die Unterhaltung entweder eine Zeit lang ins Stocken gerieth oder G. mit den Worten mich entließ: „manche Speise braucht Zeit zu ihrer Verdauung, Sie müssen erst noch einige Denkprocesse durchmachen zur Ausscheidung ver-

*) S. „Johannes Baptista Baltzers Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung, auf Grund seines Nachlasses dargestellt von Dr. Ernst Melzer. Bonn. Verlag von P. Neusser 1877." S. 291, eine Schrift, deren Lesung ich nicht nur zur Ergänzung von Günther's Biographie, namentlich in Beziehung auf seinen römischen Prozeß, sondern auch wegen ihres sonstigen Inhalts nur empfehlen kann. Vgl. Deutscher Merkur 1877 Nr. 45 S. 376 und 1878 Nr. 11 S. 86 u. f.

kehrter Ansichten, dann aber wird wie von selber das rechte Licht Ihnen aufgehen." Ein andermal kam man ihm zur Unzeit, weil er gerade in seine Studien und Arbeiten vertieft war und darin nicht gestört sein wollte. Dann war, so oft man auch den Versuch machte, ein Gespräch zu beginnen und in Fluß zu bringen, wenig aus ihm herauszubringen, kaum mehr als ein kurzes Ja oder Nein oder „versteht sich," bis einem schließlich nichts übrig blieb, als seinen Hut zu nehmen und sich zu empfehlen. Solche Herbigkeiten machte er aber bei andern Gelegenheiten reichlich wieder gut durch unermüdliche Nachhilfe, köstliche Laune, erquicklichsten Humor und wahrhaft väterliche Nachsicht und Schonung. Und so wurde denn mein Umgang mit ihm von Woche zu Woche angenehmer und belehrender. Die häufigen Ausflüge insbesondere, welche die damaligen Cooperatoren Croy, dieser feine, scharfsinnige, stets zu Ironie und Sarkasmus aufgelegte Kopf, der dem Reichthum und der Zartheit des Gemüths keinen Eintrag that, Zukrigl mit dem echt österreichischen Mutterwitze und ich mit G. in die schönen Umgebungen Wiens machten, gehören zu den genußreichsten, erhebendsten und belehrendsten meines Lebens. Und eben so verhielt es sich mit den jeweiligen Symposien bei Günther, von Hock, Croy, Dr. Glücker, bei mir und Andern.

Im Jahre 1831 handelte es sich um die Berufung G.'s nach München. Görres schrieb ihm nämlich am 23. Mai 1831:

Mein lieber Freund über den Wässern!

Zum Danke dafür, daß Sie mir jüngst in die Haare fallen wollten, soll ich Sie jetzt selber bei den Haaren fassen und zu uns herüberziehen. Hier ist vor wenigen Wochen Professor Ammon gestorben und hat den Lehrstuhl der theologischen Moral leer und un-

besetzt gelassen. Als die Frage der Wiederbesetzung vor einigen Tagen kam, habe ich Sie durch Professor Döllinger der theologischen Facultät vorschlagen lassen. Der Vorschlag mißfiel anfangs nicht, aber die Facultät ist aus geistlichen Menschen zusammengesetzt, das Menschliche und das Geistliche sind aber in der Regel nicht in gleichen Verhältnissen gemischt, sondern das Bergab geht um Vieles leichter als das Bergauf, obgleich Eulenspiegel immer beim ersten weinte. Solche Corporationen, wenn sie schadhaft werden, ergänzen sich immer am liebsten aus dem, was ihnen am ähnlichsten ist; dann haben sie nicht viele Mühe mit dem Verdauen, es ist nur eine Transfusion, und ohne Uebligkeiten und Krisen geht bald alles wieder den gewohnten Gang. Darum haben sie, als es zur Entscheidung kam, eines Andern sich besonnen, und haben einen zwar braven, aber nicht fürs Lehramt paßlichen alten Pfarrer vorgeschlagen. Also muß die Sache an den guten Leuten vorüber durch Serenissimum zu ihrem eigenen Besten betrieben werden. Um das aber anzuzetteln, gehört vor Allem, daß man wisse, ob Sie Lust haben, auf unsern Steinhaufen herüberzukommen. Auf der Welt Güter dürfen Sie kein besonderliches Absehen haben, denn der König urtheilt sehr profitlich, Geistliche ohne Familie bedürften zum Existiren weniger, und er dürfe das zu seinem Vortheil wenden. Ueber 12 bis 1400 Florin hinaus wäre auf nichts zu rechnen. Keiner der früher angestellten Theologen hat das. Auf Honorare ist wenig hier zu rechnen. Es ist eine katholische Universität, Leben und Lebenlassen das Symbolum, sie gehen zum Tische des Herrn, ohne des Kostgelds zu erwähnen. Theologische Moral müßten Sie vortragen, daneben aber könnten Sie leisten, was Sie wollten. Ueber das hinaus würde Ihre Stellung hier vieles Ihnen Angemessenes und Erfreuliches haben. Viel Leben ist hier und Bewegung; die Masse der Studirenden freilich in ziemlicher Bierlümmelei versunken, dagegen ein Ausschuß vorzüglicher zu Allem zu begeisternder junger Leute eine Saat, die große Hoffnung gibt. Satanas ist freilich mächtig hier, wie nicht leicht anderswo; aber Sie wissen, er vermag über Keinen etwas, der nicht freiwillig in seine Dienste tritt. Ich denke immer, da Sie hier fehlen, es ist Ihre Bestimmung herzukommen, wie es wider alles Hoffen und Erwarten die meinige ge-

wesen. Es geht ein Gerede hier, Sie seien eigentlich in Bayern zu Hause*), das würde dem Betrieb der Sache keinen Eintrag thun. Ueberlegen Sie sich den Vorschlag, entscheiden Sie sich rund und frisch, melden Sie mir, was Sie beschlossen haben, und dann wollen wir sehen, was weiter anzufangen! Bis dahin alles Gute auf Ihre Wege!

---

*) Im Januar 1847 schrieb mir G.: „Der Name Günther ist kein böhmischer Name. Meine Vorfahren sind wahrscheinlich Eingewanderte aus der Gegend von Hermesheim in Würtemberg gewesen, und zwar in den letzten Jahren des 30jährigen Kriegs, wenn nicht später. In dieser Vermuthung bin ich bestärkt worden im fürstlich Bretzenheim'schen Hause, das unter seiner Dienerschaft Leute von dort zählte, deren Sprichwörter und Eigenheiten mich an den Hausdialekt meines Geburtsorts erinnerten. Auch scheinen meine Voreltern Protestanten gewesen zu sein, da mein Geburtsort lutherisch gewesen, und der Pfarrer, der mich getauft hat, erst der vierte katholische Pfarrer war, die Kirche aber, ein altes kleines Bethaus, ungleich älter, und erst später zu einer katholischen Kirche hergerichtet worden, indem die Ostseite des Vierecks durchgebrochen und ein Presbyterium angebaut wurde. Auch erinnere ich mich noch aus meiner Jugend, daß die Greise der Gemeinde, größtentheils Bauern, alttestamentliche Namen, Josua, Zacharias, Ezechiel, hatten, und daß ihr Wandel ein fast pietistischer gewesen. Auch die große Vorliebe meines Vaters für die h. Schrift scheint ein Ueberrest protestantischer Bildung gewesen zu sein; wie denn eine massive Bibel mit Holzschnitten und Schlössern als Heiligthum in meinem väterlichen Hause behandelt wurde. Doch genug hievon! Denn das Mitgetheilte wird bei Uebelgesinnten schon hinreichen, um in dieser Abstammung den Schlüssel zu meiner Herabsetzung katholischer Größen in der Philosophie und Theologie zu wittern. Und daran würde selbst der Umstand nichts verbessern, daß ich als ein fast Vierzigjähriger noch in den Priesterstand und sogar in den Jesuitenorden eintrat, aber auch freilich wieder austrat. In München, wohin ich des Doctordiploms wegen mein curriculum vitae einschicken mußte, hat man diesen Umstand verschweigen zu müssen geglaubt."

Tausend Grüße an unsern gemeinschaftlichen Freund, dem, wie ich höre, die Cholera viel zu schaffen gibt, ohne ihn zu versichern. Die Bestie geht auf gewiesenen Wegen, das ist mir nicht auszureden; ich habe sie mir wohl als eine Brillenschlange mit einer ganz langgezogenen Schnuppernase und etwas häutigem Geflügel vorgestellt, aber es ist doch mehr Wahl, als in den Riechkolben eines solchen Duckmäusers liegen kann."

Und als Günther ablehnend geantwortet, schreibt Görres am 10. Dec. ihm von Neuem:

„Mein lieber schwieriger und wieriger Freund!

Ich lasse mich nicht auf den ersten Anlauf abtreiben und komme schon zum zweitenmale wieder. Läge die Sache so, wie Sie dieselbe genommen, dann hätten Sie unbedenklich recht, da sie aber anders liegt, muß ich Ihre Ansicht rektifiziren. Sie legen auf die Meinung der Facultät ein ungebührliches Gewicht, und nun die Sache so schwer nehmend, wie Sie dieselbe abgeschätzt, stellen Sie sich vor, es läge eine Abneigung gegen Ihre Person und Ihre Theologie zum Grunde, und Sie würden also als ein rasselnder Kriegs- und Sichelwagen hier einfahren müssen. Dem ist aber mit Nichten also, schon darum weil durchweg in der Welt alles Kraut und Gras an der Oberfläche wächst, und nur hochstämmige Bäume die absonderliche Prätension haben, in die Tiefe zu gehen. Die vier Herren, die die jetzige Facultät ausmachen, haben sich eben zusammengesetzt und nachgeforscht, wen sie dem König empfehlen sollten; sie haben natürlich in der Flora und Fauna Boica zuerst gesucht, und da sie dort schießbares Wildprett zu finden geglaubt, wollten sie nicht in die Kaiserlich Königlichen Wälder pirschen gehen. Döllinger hatte ihnen freilich die Sache von Herrn Günther in Wien vorgetragen, der ein großer Vierzehnender durch die philosophisch-theologischen Forste breche, sie hatten allen Respekt dafür, aber es war doch die Insel Felsenburg. Da ist Professor Mall, der Hebräer bei der Facultät, an den war kein Laut von der speculativen Theologie gelangt, in der seinigen ist er schon fest, Anderes läßt er auf sich beruhen, denn er hat seine Bilanz abgeschlossen. Er ist übrigens ein guter Mann, nicht streitsüchtig und nicht hadernd, auch nicht dazu aufgelegt, sich in Weitläufigkeiten einzulassen. Neben

ihm sitzt Wiedemann, der hat wohl von der speculativen Theologie gehört durch die Seminaristen, denen ich Lobens davon gemacht, die sie studirt und die ihm davon gesagt haben, und hat wohl auch hineingesehen, nichts Arges daran gefunden, und sie vielleicht für entbehrlich gehalten, was ich jedoch nur so hinsage, blos meinend, ohne auch nur etwas darüber gehört zu haben. So wie Sie hier an seiner Seite sitzen, wird er Ihnen nichts in den Weg legen, und Sie collegialisch behandeln. Am dritten Orte ist Buchner, er hat seine Dogmatik in lateinischer Sprache in seinem Compendium niedergelegt, da ist Alles rund beisammen, und er übersieht seinen Reichthum und weiß ihn zu Rath zu halten. Ich habe nicht gehört, daß er Ihnen irgend entgegen wäre; er mag beschränkt sein, aber ich habe ihn nie unbillig gesehen. Allioli, der vierte, ein braver und einsichtsvoller Mann, wünscht, daß Sie kommen und hatte sich gleich für Sie erklärt, die Andern wünschen es nun beinahe auch und möchten, daß Beide, Sie und der Ihrige, vom König gerufen würden, was dieser indessen schwerlich thun wird. Das, was die Facultät betrifft. Daneben aber werfen Sie auch auf Schelling und Baader einige scheue Nebenblicke, auch das ist unnütze Sorge. Da an hiesiger Universität nach der Weise der Zeit gar vielerlei sich nicht mischende Ingredienzien eine Latwerge bilden sollen, darum hat sich's gemacht, wie es eben geht, wenn die Wahlverwandtschaften keinen Zugang haben; die Dinge im Mischimaschi setzen sich schichtenweise über einander, und Jeder hat sein Element, in dem er als Elementargeist herrscht. So ist's auch mit Schelling, er hat den speculativen Theil der protestantischen Population der Universität um sich her, und legt denen sein Christenthum aus, was nebenan den Katholischen etwas anders aus den Augen sieht; da aber der westphälische Friede längst hinter uns ist, so wird nicht Krieg und Zwietracht darum geführt, denn Jeder hat seinen Theil gewählt. Mit Baader sind Sie freilich von wegen des Semipantheismus über den Fuß gespannt, daraus folgt aber nicht, daß Sie sich gegenseitig auffressen müssen. Baader ist wie ein bisweilen ungezogenes Kind, Sie können sich mit ihm zanken aber doch schwer sich mit ihm verfeinden, so wie auch nicht leicht sich mit ihm eng befreunden, aber mit ihm auskommen ist sehr leicht. Unter den jungen Leuten irrt er Sie in keiner Weise,

denn er hat nur auf einige wenige Ausgezeichnete Einfluß, da die Masse ihm in keiner Weise folgen kann. Das sind die Verhältnisse, wie sie in Wahrheit sind, und wie Sie dieselben, wenn Sie kommen, also befinden werden. Ich sehe nichts Gefährliches außer Herrn Salat, der freilich einen großen Trompetenmarsch mit allen obligaten Instrumenten auf Ihren Einzug componiren und Sie an der Grenze damit empfangen wird. Das wird aber eine ganz stille Musik ohne andere Hörer, als die Vögel auf den Bäumen und die Fische im Wasser geben. Am allerwenigsten wird Sie Sailer irren, der verlangt nichts von Ihnen, als daß Sie katholisch sind, und hat nichts dagegen, wenn Sie es mit Verstande sind. Lehren also können Sie, wie es Ihr Gewissen Ihnen gestattet, sonst in aller Freiheit, und Niemand wird Sie, so weit ich sehen kann, anfechten, an dem Sie nicht etwa selbst Anfechtung suchen, auch der Jesuitenklatsch wird nichts verfangen, da die Riechnase in scharfer Luft den Schnupfen bekommen, und das Schnuppern völlig unterläßt. — Ueberhaupt ist der Vorschlag der Universität nur eine Form, an der man sich gern hält, wenn nicht Besseres zu Anderm räth. Die Sache kommt auf die obere Behörde und zuletzt persönlich auf den König an, der beruft nach seinem Ermessen. So ist er es allein gewesen, der mich her berufen, wäre es auf den Vorschlag irgend Einer von allen deutschen Facultäten insgesammt angekommen, dann wäre in tausend Jahren keine Berufung auf mich gefallen. Die neben ihm sonst ein Wort zu sprechen haben beim Ministerium und sonst, interessiren sich dafür, daß Sie herüberkommen, und ich habe Ihnen zum Theil auf ihren Betrieb schon das erstemal geschrieben. Also schließen Sie sich nun in Ihr Kämmerlein und überlegen Sie sich die Sache noch einmal gründlicher! Ueberreden will ich Sie in keiner Weise, denn jeder muß seines Lebens eigener Schmied sein, sonst wird's nicht gut am Ende. Mir ist's persönlich lieb, und lieb für die Universität, wenn Sie sich entschließen, aber ich will Sie nicht dazu verleiten. Wenn eine Stimme in Ihnen, die Sie schon in anderen Fällen richtig geleitet, dagegen spricht, dann in Gottes Namen thun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich will in dieser Beziehung nur noch Eines beifügen. In meinem ganzen Leben wäre mir nie beigefallen, daß ich nach Bayern kommen würde, und

seit länger als 25 Jahren, wo das Unwesen hier angefangen, wäre es der letzte meiner Wünsche gewesen, je in dasselbe mich versetzt zu sehen. Als daher vor vier Jahren der Ruf an mich gelangte, hat er mir beinahe einen Schrecken eingejagt, alle meine Neigungen waren dagegen ihm Folge zu leisten, nichts zwang mich dazu, da ich unabhängig bleiben konnte, und sogar lieber in Ruhe geblieben wäre, ich that auch nichts, was die Sache fördern konnte, eher Einiges dagegen und dachte sie damit von mir abzuhalten. Aber ich konnte nicht verkennen, daß eine höhere Fügung dabei im Spiele und es eine Pflicht für mich sei ihr Folge zu leisten, und so ging ich, als ich das eingesehen, obwohl mit schwerem Herzen hin. Und es hat sich ausgewiesen, daß ich den besseren Theil gewählt, ich habe die vier Jahre her keinen Augenblick bereut, was ich gethan, und gefunden daß auch schwierige Verhältnisse sich fügen, wenn man also Gehorsam leistet...."

Nur wenige Tage später, am 28. Dez. 1831, wendete sich in derselben Angelegenheit auch Bischof Sailer von Regensburg aus an Günther, und schickte ihm am 16. Jänner 1832 ein Duplicat dieses Briefs in der Besorgniß, „daß die Urschrift, die an Herrn Ritter v. Buchholz eingeschlossen war, Ihnen nicht zu Hände gekommen sei. Antworten Sie mir doch so bald als möglich." Er schreibt aber:

„Die gehaltreichen Schriften, durch welche der Name Ew. Hochwürden dem kathol. Deutschland rühmlich bekannt geworden, haben in mehreren Wohlgesinnten den Wunsch erregt, den geistreichen Verfasser derselben für das theologische Lehrfach in unserem Lande gewonnen zu sehen; und diese haben Sie Sr. Majestät dem Könige für den erledigten Lehrstuhl der Moraltheologie an der Universität München in Vorschlag gebracht als einen Mann, welcher der Universität zur Zierde und der theologischen Facultät zur Stütze gereichen würde. Der König, dem Gedeihen der Wissenschaften Seinen besonderen Schutz zuwendend, hat diesen Vorschlag wohlgefällig aufgenommen und mir den Auftrag ertheilt, Ihnen vorläufig Seinen Wunsch und die Absicht Sie als Professor nach München zu berufen, zu eröffnen, und Ihre Gesinnung hierüber zu erforschen.

„Indem ich mich also dieses angenehmen Auftrags hiermit entledige, ersuche ich Sie, mir Ihre diesfallsige Gesinnung in einem vorzeiglichen Schreiben gefälligst recht bald zu eröffnen. Die äußeren Bedingungen werden, wie ich zuversichtlich hoffe, jedem billigen Wunsche entsprechen, jedoch wünsche ich, daß Sie mir auch hierüber vorläufig Ihre Meinung mittheilen wollen.

„Da Sie überdies, wie ich mit Freuden erfahren, ein geborner Bayer sind, so hoffe ich, Sie werden in diesem Rufe auch die Stimme Ihres Vaterlandes vernehmen, und dieselbe in Ihrem Herzen einen Wiederhall finden lassen.

„Ihrer Erklärung entgegensehend, schließe ich mit dem herzlichen Wunsche Sie recht bald den Unsrigen nennen zu können, und mit der Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung ꝛc.“

Und wieder am 28. Januar 1832 schreibt Sailer ihm:

„Euer Hochwürden heute erhaltenes Schreiben hat mich in einer schönen Erwartung unangenehm enttäuscht, indem es mir die Nachricht gibt, daß Sie den Ruf nach München nicht anzunehmen gesonnen sind. Lassen Sie mich nun zuerst auch Sie enttäuschen und Ihnen sagen, daß nicht Ihre bekannten und unbekannten literarischen Freunde in München sich an mich gewendet haben, um durch meinen etwaigen Einfluß auf Ihren Entschluß zu wirken, sondern daß der König selbst es war, der mir in einem Briefe unter anderen Vorgeschlagenen auch Ihren Namen nannte, und mein Gutachten darüber forderte, und dem ich ungesäumt antwortete: „„ich wünsche von ganzem Herzen und verspreche mir viel Gutes davon, daß man Sie berufe, und ich erwarte nur einen Wink, um Ihnen vorläufig den Antrag zu machen,““ und als nun dieser Wink kam, schrieb ich sogleich an Sie, ohne im mindesten zu wissen, daß man von München aus schon mit Ihnen darüber correspondirt habe. Auch bin ich seitdem schon vom Könige um ihren Entschluß befragt worden, konnte aber keine Nachricht geben, da Ihre Antwort durch ein zufälliges Liegenbleiben meines Briefs bis heute verspätet worden. — Sie sehen also hieraus, daß ich mir von Ihren Freunden nichts habe einreden lassen; erlauben Sie mir nun, Ihre Warnung gegen Sie selbst zu gebrauchen, und auch Ihren Einreden nicht sogleich williges Gehör zu schenken, sondern Folgendes

darauf zu erwiedern: Den bisherigen Antrag stellte ich, wie gesagt, in des Königs und nicht in meinen Namen an Sie. Wollen Sie mir nun das Recht einräumen, in meinem eigenen Namen zu reden, so sage ich freimüthig: Was stehest du den ganzen Tag müßig? Dort in meines und deines Herrn Weinberg ist eine hoffnungsvolle junge Pflanzung, die eines rüstigen Arbeiters bedarf, um sie vor dem verderbenden Winde zu bewahren, um sie zu pflegen und zu veredeln, damit sie hundertfältige Früchte bringe. Gehe hin und lege Hand an im Namen Gottes! Immerhin magst du dich nebenbei mit der Witterungs- und Sternkunde beschäftigen; kannst du aber den bösen Einflüssen des Wetters auf die junge Pflanzung wehren, kannst du die schädlichen Influenzen schimmernder Irrsterne abhalten, so darfst du hiezu wohl von der hohen Warte auf den Acker herabsteigen, und die himmlische Muse wird dir drum nicht untreu werden u. s. w. Dieses und Aehnliches will ich Ihnen gern gesagt haben, sofern Sie mir ein Recht einräumen wollen, so zu reden; wollen Sie dies aber nicht, so sei es wie nicht-gesagt.

„Indeß schreibe ich dem Könige von dem Inhalte Ihres Briefes noch nichts, sondern bitte Sie, die Sache noch einmal ernstlich vor Gott zu überlegen, und mir dann sobald möglich wieder zu schreiben."

„Der theologischen Facultät werde ich wegen des (Doctor-) Diploms durch einen vertrauten Freund einen Wink geben, und ich zweifle nicht am Erfolge.

„Noch einmal: Ueberlegen Sie die Sache mit Gott, bedenken Sie zugleich, wie viel davon abhängt, von welchen Händen, in welchem Geiste die Bildung des jungen Klerus in dieser Zeit und in unserem Lande betrieben werde!

„Es steht der Kirche ein ernster Kampf — der ernsteste mit vielen ihrer eigenen verblendeten Söhne — bevor, und ein solcher Zeitpunkt verdient es wohl, daß wer Kraft in seinen Sehnen fühlt, sich rüste, und mit geschürzten Lenden auf den Kampfplatz trete, die Schaar der Jünglinge um sich sammle, damit sie nicht in der Zerstreuung dem Feinde in die Hände fallen, sondern unter der Fahne der Einheit streiten und siegen.

„Gott leite Ihren Entschluß zu Ihrem, zum allgemeinen Besten! Mit herzlicher, aufrichtiger Hochachtung Johann Michael von Sailer Bischof in Regensburg.“

Inzwischen war aber auch schon ein anderer Ruf an G. ergangen. Der geheime und vortragende Rath im Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten Schmedding in Berlin hatte am 29. Nov. 1831 an Günther geschrieben:

„Die Erledigung der dogmatischen Professur an der königlichen Universität zu Bonn, die in dem verstorbenen Domkapitular Hermes einen würdigen Vertreter verloren hat, veranlaßt mich bei Ew. Hochwürden vertrauliche Erkundigung einzuziehen: ob Dieselben sich entschließen könnten diesen Lehrstuhl unter billigen Bedingungen anzunehmen. Ueber Letztere sage ich vorläufig so viel: daß ich eine Besoldung von 1000 Thalern zusichern kann. Der Einwilligung des Herrn Erzbischofs, Grafen Spiegel, bin ich bereits versichert; und ich habe die gegründetste Hoffnung, daß meines Herrn Chefs, des Staatsministers, Freiherrn v. Altenstein Excellenz ebenfalls meinen Antrag genehmigen, und nicht anstehen werden, Ew. Hochwürden Seiner Majestät dem Könige zum Professor in Vorschlag zu bringen. Sollten aber Ew. Hochwürden die Ufer der Oder denen des Rheins vorziehen, so könnte dazu auch Rath geschafft werden, indem in der kath. theol. Facultät zu Breslau ebenfalls ein Professorat vakant ist. Hier würde sich vielleicht noch leichter als zu Bonn die Gelegenheit darbieten, Ihnen einen Theil Ihrer Besoldung in einer Präbende, falls Sie darauf einen Werth legen sollten, darzureichen. Ew. Hochwürden ersuche ich ergebenst diese Angelegenheit in freundliche Ueberlegung zu nehmen. Sollten Sie dieselbe nicht ganz von der Hand weisen wollen, so zweifele ich nicht, daß es uns gelingen werde, uns über die Bedingungen bald zu verständigen. Je wichtiger und in Betracht des Zeitverlustes dringender die Wiederbesetzung der erledigten Lehrstühle ist, und je mehr ich Ew. Hochwürden gelehrte Verdienste anerkenne, desto sehnlicher sehe ich Ihrer gefälligen Antwort auf dieses Schreiben entgegen....“

Günther war nicht abgeneigt, diesem Rufe nach Bonn zu folgen, wollte sich aber, bevor er sich definitiv dazu entschloß, vorher noch Gewißheit darüber verschaffen, ob der Erzbischof von Cöln, Graf Spiegel, seine speculative Weltanschauung wirklich goutiren könne. Deshalb schrieb er ihm und legte ein Exemplar seiner eben erschienenen Süd- und Nordlichter bei. Nach drei Monaten, am 13. März 1832, erhielt er die Antwort Spiegel's, den die Bonner Schüler des seligen Hermes inzwischen umgestimmt hatten. In dieser Beziehung schreibt Baltzer (in Erwiederung auf Volksmuth's „Kritik der Günther'schen Erkenntnißtheorie" in Dieringer's „katholischer Vierteljahresschrift". Heft 4. 1848): „Volksmuth weiß sehr wohl, daß Günther anfangs in der Hermesischen Schule nicht gerade sonderliche Sympathien erweckte. Man wußte nicht recht, was man an ihm hatte. Denn einerseits bewegte sich seine Speculation in einer über den Hermesianismus hinausliegenden Sphäre, andererseits nahm G. in Ansehung der übersinnlichen Welt ein Wissen in Anspruch, und nicht, wie Hermes, eine blos analoge, sondern eine eigenthümliche (eigentliche) Erkenntniß. Wegen dieses Punktes war man mißtrauisch und mußte es so lange bleiben, als diejenige Unterscheidung zwischen eigentlicher und analoger Erkenntniß festgehalten wurde, die man von Hermes erlernt hatte. Denn bei ihm beruhte alles Wissen auf Anschauung. Wenn nun Jemand von einem Wissen des Uebersinnlichen sprach, so dachte man gleich an die sogenannte intellectuelle Anschauung, die Hermes mit vollem Rechte als auf Einbildung beruhend ansah. Das reine Denkwissen nach G.'scher Auffassung hatte Hermes in seinem Systeme nicht gelehrt. Es blieb daher dasselbe seinen Schülern unklar" *).

*) Vgl. Melzer a. a. O. S. 66 u. f.

Der Brief Spiegel's lautete:

„Ew. Hochehrwürden des Herrn Weltpriesters gefälliges Schreiben vom 14. Dec. 1831 erhielt ich am 24. d. M. Daraus entnehme ich, daß der p. p. Schmedding mein Urtheil über den tiefgelehrten Herrn Verfasser der Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums aufgefaßt und darauf an Ew. Hochehrwürden geschrieben habe; ich hatte von ihm keine Rückäußerung erhalten.

„Meine Empfangsanzeige an Ew. Hochehrwürden war durch die angekündigte Uebersendung der neuesten Ihrer schriftstellerischen Arbeiten zurückgesetzt worden. Erst mit Ablauf des Jänners überreichte mir die Dumontschauberg'sche Buchhandlung hieselbst den für mich bestimmten Abdruck der Schrift, betitelt „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie," und fand ich mich nun veranlaßt, Ew. Hochwürden Ihren Brief an mich dem p. p. Schmedding zuzuschicken, und mit Bezugnahme auf die neueste Schrift und das auffallende Vorwort derselben *) mich zu erkundigen, welcher Entschluß

*) Es war wohl der übersprudelnde Humor, der in diesem Vorworte sich Luft machte, was dem Grafen Spiegel so unangenehm „auffiel". Darin schreibt G. unter Anderem: „Der abwechselnde Vorwurf bald des Mysticismus bald des Lutherthums hat seinen literarischen Leistungen eine Aufmerksamkeit des gelehrten katholischen Auslandes zu Wege gebracht, auf die er ohne jenen Zetter wohl noch länger hätte warten müssen, ohne jedoch ganz darauf zu verzichten. Für Letzteres bürgt ihm schon die Ansicht, welche unlängst die bedeutende Schrift von A. Kreuzhage unter dem Titel „Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Erweckung des inneren Lebens" über den wissenschaftlichen Werth derselben ausgesprochen hat; der sachkundigen Anzeige und Würdigung der Vorschule im Avenir des katholischen Frankreichs nicht zu gedenken. Eine Höflichkeit fordert nun die andere, und in dieser Beziehung hat der Verf. die vorliegenden Verhandlungen über gewisse speculative Gegenstände christlicher Philosophie... in ein Fragment aus einem evangelischen Briefwechsel eingekleidet, worin der eine der Correspon-

in Beziehung auf Ew. Hochehrwürden Berufung nach Bonn würde genommen werden. Darauf erhalte ich nun von dem Staatsminister von Altenstein Excellenz eine amtliche Aeußerung dahin, daß der Gedanke, den Herrn Weltpriester Anton Günther in Wien an die Universität in Bonn zu berufen, aufgegeben werde. Anscheinend werden Ew. Hochwürden nun keine fernere Nachricht von Herrn Schmedding erhalten, indem mir der Wunsch geäußert ist, meine Antwort obigem gemäß einzurichten. In dieser Sachen Lage muß ich für jetzt auf die persönliche Bekanntschaft des gelehrten Verfassers der Vorschule zur speculativen Theologie verzichten, äußere mich aber dankerfüllt für Ew. Hochehrwürden Aufmerksamkeit gegen mich, welche ich mit Gesinnung ausgezeichneter Hochachtung zu erwiedern die Ehre habe. Ew. Hochehrwürden gehorsamer Diener Ferdinand Spiegel Graf zum Desenberg, Erzbischof von Cöln."

Ein Hauptmotiv, warum G. den genannten, so wie auch noch später, namentlich von Berlin aus an ihn ergangenen Anträgen gegenüber einer fast peinlich-ängstlichen Ueberlegung sich hingab, war die Besorgniß, durch den Katheder-Vortrag

---

denten mehr als liberaler ..., der andere ... mehr als serviler d. h. als positiver Theolog sich verlauten läßt ..." Auch erlaubt er, ihn für einen Protestanten (in gewissem Sinne) zu halten, insoferne ein Katholicismus ohne allen Protestantismus eben so zum Uebel der Zeit gehört, wie ein Protestantismus ohne allen Katholicismus ..." (Schließt ja doch „das Beharrliche das Wandelbare, die Bewegung die Ruhe, der Glaube die Wissenschaft, der Gehorsam die Freiheit nicht aus".) S. V—VII.

Und S. XV: „Zu dem Confiteor (dem Bekenntnisse der offenen Schuld, mit welchem in der katholischen Kirche jeder Gottesdienst beginnt) darf auch vorliegende Schrift, übrigens sine ira et studio verfaßt, ihren Beitrag um so weniger schuldig bleiben, als dieser in seiner untergeordneten Stellung die Hauptsache, das Interesse der speculativen Theologie, nicht in den Hintergrund stellen wird."

seiner Speculation nicht nur mit seinen Spezial-Collegen in Kampf, sondern auch mit der Hierarchie in Collision zu gerathen, und dadurch die Zukunft seiner Philosophie, an der ihm unvergleichlich mehr lag, als an der Verbesserung seiner persönlichen Lage, ernstlich zu gefährden. Ueberdies schrieb er mir am 12. Jänner 1847: „Auch habe ich Ihnen früher mehr als einmal mitgetheilt, daß mein Jesuiten-Noviziat mich mitbestimmt hat, jeden Antrag einer Lehrkanzel im katholischen und im protestantischen Auslande abzulehnen, damit man mir nicht hinterher den Jesuiten als Prügel zwischen die Füße werfe". Anderseits vermochte er damals die Hoffnung noch nicht aufzugeben, an der Universität in Wien, wo er nicht wenige theuere Freunde und Schüler hatte, die zu verlassen ihm schwer fiel, eine Professur zu erhalten, wofür er aber sein Verbleiben in Wien für nothwendig hielt. Auch wurden zu diesem Ende von der österreichischen Staatsregierung wiederholte Anläufe gemacht. So hatte man insbesondere ihn zum Vice-Director der philosophischen Lehranstalt ernannt, um ihm dann später eine Professur verleihen zu können. Obschon er nämlich am 16. Mai 1832 unter dem Decanate Wiedemann's in München ex unanimi Theologorum decreto ob eximia in Theologiam merita zum Doctor Theologiae creirt worden war, so stand doch in Oesterreich seiner Ernennung zum Professor das Hinderniß im Wege, daß er nicht an einer österreichischen Universität rite zum Doctor promovirt worden war. Dieses Hinderniß gedachte man nun durch die Erwägung zu beseitigen, daß man von demjenigen, welcher bei den Semestralprüfungen der Studirenden, so wie in allen Studiensachen zu interveniren hatte, nicht verlangen könne, daß er selber einem Examen vor dem Doctoren-

Collegium sich unterziehe. Aber dessenungeachtet gelang es in den entscheidenden Augenblicken den Intriguen seiner Gegner stets von Neuem, seine Ernennung zum Professor an der Wiener Universität zu vereiteln.

XI.

1832 — 1836.

Inzwischen gewann G. auch ohne Katheder eine von Jahr zu Jahr wachsende Schaar von Schülern und Verehrern; so innerhalb Oesterreichs: Veith, Pabst, Hock, Croy, Ehrlich, Loewe, Zukrigl, Trebisch, Carl Werner, Georg Schmidt, Hörfarter, Pogacar, Auer, Bruno Schön, u. A.; in Deutschland: Schlüter, Kreuzhage, Merten, Knoodt, Alois und Johann Mayer, Spörlein, Baltzer, Elvenich, Gangauf; Wortführer in der Wissenschaft und in der Kirche näherten sich ihm freundschaftlichst, außer den schon Genannten: Döllinger, Möhler *), Staudenmaier, v. Lasaulx, Droste-Hülshoff, Ministerialrath Brüggemann, die späteren Kirchenfürsten: Arnoldi, Diepenbrock, Förster, um vom Fürsten Cardinal Schwarzenberg, der ihm stets hilfsbereite treue Liebe bewahrte, zu schweigen; unter den Protestanten: Harleß, Erdmann, Tholuck, Rosenkranz, Hinrichs, Lange 2c. Nicht klein auch war die Zahl derjenigen, welche nach Wien kamen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Kamen aber Solche, die nur Neugierde und nicht wissenschaftliches

*) Damals, als Möhler, Hirscher, Drei, Mack, Herbst in Tübingen lehrten, war überhaupt die Stimmung eine für Günther sehr günstige. Ich selbst wurde 1832 hier zuerst zum Studium der Vorschule veranlaßt.

Interesse zu ihm hinführte, so wußte er sich ihrer sehr bald dadurch zu entledigen, daß er ihrem Gerede und ihren Fragen absolutes Schweigen entgegensetzte.

Für die hohe Verehrung und Begeisterung, mit welcher nicht Wenige an ihm hingen, mag ein Brief des blinden Privatdocenten Schlüter in Münster, dem der in der Vorrede zu den Süd- und Nordlichtern erwähnte Kreuzhage ein vom Nov. 1831 datirtes Schreiben Günther's mitgetheilt hatte, vom 26. Juni 1832 Zeugniß ablegen. Derselbe verdiente vollständig mitgetheilt zu werden; aber seine Länge nöthigt mich, auf einen kurzen Auszug mich zu beschränken. Er schreibt:

„Die Vorschule habe ich in- und auswendig zu verstehen und zu lernen versucht, und mit Hilfe von Freunden und Vorlesern mir zu eigen gemacht, wie ein gekauftes durchsichtiges Haus, worin ich ruhig wohnen kann. Auf einen Freund, der Hegelianer, d. i. in Wahrheit ein allwissender, absoluter Skeptiker ist, hat sie einen tiefen Eindruck gemacht: er hofft noch aus dem ihn zu seiner Qual umwindenden Irrsal sich loszuwinden, und wieder an den Einen lebendigen Gott, der über Natur und Geist und Mensch als Creator steht, der auch der Gott seiner Jugend war, aufs neue zu glauben. — Peregrin's Gastmahl habe ich jetzt ebenfalls zum dritten Mal mit großer Freude, die Vigilie St. Theresiae aber weiß Gott zum wie vielten Male mit wahrem Entzücken gelesen. Ich wollte, ich verstände Allegorien und Anspielungen überall ganz, aber auch ohne dies vollendete Verständniß ist der Eindruck des Gemäldes bestimmt und für das Gefühl poetisch genügend; wahrlich, eine unerhörte Composition, die nur durch die Ihnen verliehene scintillula architectonica, wie Leibnitz es nennt, wie eine kleine Schöpfung vor uns liegt, nicht unbegreiflicher und unnatürlicher als das Leben selbst, welches Sie kennen und allseitig mitzufühlen und nachzubilden gewußt haben. — In der Inkarnationslehre wie im Peregrin, mehr noch aber in den Nord- und Südlichtern, in denen der neunte Brief mir höchst wichtig und willkommen

war, sind übrigens Nebelflecke, aus denen mir kaum noch ein oder anderes Sternenfünkchen auftauchen will, wiewohl ich glaube, daß Ihre Schriften wenige so mit Ihnen sympathisirende und zugleich vorbereitete und unterrichtete Seelen finden werden, als ich mich dafür zu nehmen für berechtigt halte. Nach Fr. Schlegel wurden von jeher nur dunkle Schriftsteller berühmt; auch Sie und Ihr Licht, welches Allen gehört, sollen berühmt, aber zugleich etwas klarer werden, z. B. in der Philosophie der Geschichte oder über diese..... Ich muß nun aphoristisch werden. 1. Schreiben Sie nach der Idylle eine deutsche divina comoedia oder tragoedia, die von keinen Eintagsfliegen Notiz nimmt: nach Plato kann, wer auf die erstere sich versteht, auch in der zweiten nur Meister sein, und schreiben Sie in rhythmischer Prosa, wie Geßner seinen Tod Abel's! 2. Schreiben Sie nächstens noch etwas Genaueres und Ausführlicheres über die Ideen, ihre Zahl und Natur, wie über die Produkte des gipfelstrebenden Verstandes und seine Unvermögenheit, in der Allgemeinheit lebendige Ideen zu gewinnen, die wahr und real sind, wie auch über den Glauben in Beziehung auf die Gnade"!....

Auch aus einem ebenso ausführlichen als interessanten, am 1. Adventsonntag 1832 geschriebenen Briefe Staudenmaier's, der in der jovialen Einleitung desselben bemerkt, daß er, um mit Yorik in der empfindsamen Reise zu reden, um drei Zoll gewachsen sei, als Günther ihn seinen Jonathan genannt, theile ich nur Weniges mit:

„Ihre Bemerkungen über Möhler's Symbolik sind sehr gut, und ich werde ihn damit bekannt machen, weil er auf Ihr Urtheil viel hält. Sehr wünscht er dann, wenn der Kampf mit den Protestanten losbricht, auf Sie rechnen zu dürfen, wie er dies in einem Briefe an mich ausspricht. Da mehrere, zu denen auch ich gehöre, sich vereinen werden, den Kampf zu bestehen, und somit die Rolle jeder selbst nehmen kann, die er will, so ist es Ihnen, als einem ganz vorzüglichen Streiter, erlaubt, zuerst zu wählen.....

„Wenn Sie gegen die Baaderianer schreiben, nehmen Sie nicht, nach Ihrer Gewohnheit, zu viel Salz! Spannen Sie nicht auf die

große Folter des peinlichen Gerichts! Und endlich, um Ihnen — aus Liebe — Alles zu sagen, Mehrere, die ich mit ihren Schriften bekannt machen wollte, legten sie ungelesen weg, weil ihnen die Schreibart nicht gefällt. Warum, heißt es bei den Süd- und Nordlichtern, den katholischen Glauben einem protestantischen Pfarrer in den Mund legen und überhaupt so schreiben, daß man nicht recht weiß, womit es der Verfasser selbst hält? — Ungeübten wird es immer so gehen; um aber Geübte in Ihren Schriften zu werden, wollen sie sich nicht durcharbeiten. Also und kurz! — Legen Sie, geliebter Freund, diese Manier zu schreiben ab, und wählen Sie die des gewöhnlichen philosophischen Vortrages! Ich sage es deßwegen, weil Sie dadurch viel mehr Einfluß auf das Publikum gewinnen werden. Wollen Sie aber andererseits auch Ihrem Humor, Ihrem Witz rc. Luft machen, so schreiben Sie daneben einen Siebenkäs, eine Katzenberger Badereise; aber auch ein Kampanerthal.... Nachträglich wünschte ich noch, Sie möchten in einer eigenen Schrift Ihre politischen Ideen aussprechen, die mir in den Nordlichtern so gut gefallen haben“.....

Er schließt mit den Worten:

„Auch ich sehe mit Freude auf das alte Kirchenjahr zurück, das mir Sie gab; mögen die kommenden mir Sie erhalten! In Ihm, dessen Erscheinung wir Beide lieben, werden wir immer Eins und stark sein. Etenim universi, heißt es in der heutigen Messe, von der ich komme, qui te exspectant, non confundentur (Alle, welche auf dich harren, werden nicht zu Schanden werden). Grüßen Sie freundlich den Pater Veith, auch Pabst“!

Auch von dem in G.'s Autobiographie wiederholt erwähnten Prager Professor Klar findet sich ein Brief vom 19. Dec. 1832 an seinen „alten, theueren, herzlichlieben, innigverehrten Freund“ vor, worin er ihm zum Münchener Dr. theol. gratulirt, den Tod des Bischofs Sailer schmerzlich beklagt, aber auch seine Freude darüber ausspricht, daß Wittmann dessen Nachfolger geworden. „An solchen Männern sieht man unverkennbar die Erfüllung der Zusage

unsers Herrn, bei seiner Kirche zu bleiben bis ans Ende... Es klagte aber schon Paulus über falsche Brüder“.....

Am 28. Jan. 1833 dankt Schlüter für das Geschenk eines Buches und Bildes, und fährt dann fort:

„Ihr Brief aber ist Krone und Fundament Ihrer Sendung, und erwirbt Ihnen den gerechtesten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, der Sie als Pilger zum h. Grabe voll des Sie leitenden und erhebenden Gedankens nicht mürrisch vorübergehen, sondern freundlich stille stehen und den Leuten an der Landstraße vollständig befriedigende Auskunft, ausführliche Unterweisung und Rechenschaft geben und noch Gaben dazu, — so sagten wir, muß Einer sein, der ein Meister in Israel Herzen gewinnen will; außer der Zunge muß er auch ein Ohr haben, nachsichtig und gütig sein. Ihr Brief hat Vielen genützt; der Theolog Vierkante hat sich ihn abgeschrieben und in die Vorschule gelegt, und mehreren andern Theologen das Doctrinelle in demselben mitgetheilt; mein Onkel, der Hofrath Gräver, die wichtigsten Stellen sich ausgezogen und vornehmlich in Beziehung auf Hegel sie gekäut und wieder gekäut; der Rath v. Hartmann, meines Vaters College, der den Baader liest und versteht und Sie bittet, nicht zu hart mit demselben zu verfahren, hat nicht selbst den Pabst recensirt, sondern ein Schüler von ihm, und ist ein guter Mann und besten Willens, daß nicht unnütze Zwietracht entstehe..... Die Recension bei Sengler verdreht und verzerrt offenbar den Gedanken des Pabst an mehr denn einer Stelle. Dem Vorwurfe des Pantheismus hätte, was Sie im Gastmahl über Cousin bemerken, vorbeugen müssen; die Idee ist Ihnen wie Pabst ja nicht Gott, und so auch nicht deren Realisirung. Komisch genug ist dagegen nun in den Berliner Blättern auf einen Rosenkranzischen Dornenkranz seitens Marheineke's ein Rosen- und Lorberkranz, auf Regen Sonnenschein für Pabst gefolgt. Sie aber scheinen mehr und mehr Einfluß zu gewinnen, wie ich namentlich bei den Tübingern und in Eschenmayer's Naturphilosophie zu bemerken glaube, der sogar den mundus archetypus zur Schöpfung zählt..... Ihre Polemik gegen Insecten und Ungeziefer scheint dem Kreutzhage, an den ich Ihre Botschaft ausgerichtet, nicht ganz recht zu sein; auch ich

zweifle, ob Sie nicht bauend und leuchtend mehr gewinnen und fruchten würden, als indem Sie einen Simonistischen Narrenkönig und Consorten verfolgen und züchtigen..... Cremer, welcher vorhatte, zu Ihnen nach Wien zu kommen, erhielt ein Stipendium mit der Weisung, es im Lande zu verzehren. Kleutgen *) und Wichart sind zwei junge, sehr talentvolle Theologen, welche gegenwärtig in Ihrer Vorschule leben und sich sehr befriedigt finden..... So hoch ich Baader halte, mit dem ich Jahre lang, bevor ich Sie und nur Jacobi, Kant und Bouterweck genauer kannte, bekannt war, so wage ich doch nicht, ihn einem jungen Manne zu empfehlen, bevor er gründlich mit Ihren Schriften bekannt geworden und ein festes Fundament gelegt hat, und selbst dann noch nur Wenigen"....

Am 15. April 1833 dankt Schlüter dem G. von Neuem für zwei Briefe, berichtet über Vierkante, der an einer Preisschrift arbeite, über Kleutgen, dem Prof. Katerkamp Hoffnung gemacht, später Privatdocent in der theologischen Facultät zu werden, und der daher ungern dem Befehle, ins Paderborner Seminar sich zu begeben, gefolgt sei, fragt, ob der christliche Glaube nicht ein wunderbares höheres Hellsehen genannt werden dürfe, und bittet um nähere Aufklärung über G.'s Gottesidee, seinen Gottesbeweis und viele andere Punkte. Dann fährt er fort:

„Vor wenigen Wochen traf eines Nachmittags, wo Vierkante und Kleutgen bei mir zum Kaffee waren und wir eben das Thema vom harmlosen Rationalism mit Beziehung vor Allem auf Sie abhandelten, unerwartet Cremer ein.... und citirte uns aus Ihrer Rezension des Kähler'schen Werkes (in den Wiener Jahrbüchern) eine Stelle, war aber höchst verwundert zu erfahren, daß uns diese Ihre

*) Es ist dies derselbe Kleutgen, welcher später als Jesuit in Rom die Philosophie und die Theologie der Vorzeit geschrieben, und vor dem vatikanischen Concil und während desselben eine bedenkliche Berühmtheit erlangt hat.

Günther war nicht abgeneigt, diesem Rufe nach Bonn zu folgen, wollte sich aber, bevor er sich definitiv dazu entschloß, vorher noch Gewißheit darüber verschaffen, ob der Erzbischof von Cöln, Graf Spiegel, seine speculative Weltanschauung wirklich goutiren könne. Deshalb schrieb er ihm und legte ein Exemplar seiner eben erschienenen Süd- und Nordlichter bei. Nach drei Monaten, am 13. März 1832, erhielt er die Antwort Spiegel's, den die Bonner Schüler des seligen Hermes inzwischen umgestimmt hatten. In dieser Beziehung schreibt Baltzer (in Erwiederung auf Volksmuth's „Kritik der Günther'schen Erkenntnißtheorie" in Dieringer's „katholischer Vierteljahresschrift". Heft 4. 1848): „Volkmuth weiß sehr wohl, daß Günther anfangs in der Hermesischen Schule nicht gerade sonderliche Sympathien erweckte. Man wußte nicht recht, was man an ihm hatte. Denn einerseits bewegte sich seine Speculation in einer über den Hermesianismus hinausliegenden Sphäre, andererseits nahm G. in Ansehung der übersinnlichen Welt ein Wissen in Anspruch, und nicht, wie Hermes, eine blos analoge, sondern eine eigenthümliche (eigentliche) Erkenntniß. Wegen dieses Punktes war man mißtrauisch und mußte es so lange bleiben, als diejenige Unterscheidung zwischen eigentlicher und analoger Erkenntniß festgehalten wurde, die man von Hermes erlernt hatte. Denn bei ihm beruhte alles Wissen auf Anschaunng. Wenn nun Jemand von einem Wissen des Uebersinnlichen sprach, so dachte man gleich an die sogenannte intellectuelle Anschauung, die Hermes mit vollem Rechte als auf Einbildung beruhend ansah. Das reine Denkwissen nach G.'scher Auffassung hatte Hermes in seinem Systeme nicht gelehrt. Es blieb daher dasselbe seinen Schülern unklar" *).

*) Vgl. Melzer a. a. O. S. 66 u. f.

Der Brief Spiegel's lautete:

„Ew. Hochehrwürden des Herrn Weltpriesters gefälliges Schreiben vom 14. Dec. 1831 erhielt ich am 24. d. M. Daraus entnehme ich, daß der p. p. Schmedding mein Urtheil über den tiefgelehrten Herrn Verfasser der Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums aufgefaßt und darauf an Ew. Hochehrwürden geschrieben habe; ich hatte von ihm keine Rückäußerung erhalten.

„Meine Empfangsanzeige an Ew. Hochehrwürden war durch die angekündigte Uebersendung der neuesten Ihrer schriftstellerischen Arbeiten zurückgesetzt worden. Erst mit Ablauf des Jänners überreichte mir die Dumontschauberg'sche Buchhandlung hieselbst den für mich bestimmten Abdruck der Schrift, betitelt „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie," und fand ich mich nun veranlaßt, Ew. Hochwürden Ihren Brief an mich dem p. p. Schmedding zuzuschicken, und mit Bezugnahme auf die neueste Schrift und das auffallende Vorwort derselben *) mich zu erkundigen, welcher Entschluß

*) Es war wohl der übersprudelnde Humor, der in diesem Vorworte sich Luft machte, was dem Grafen Spiegel so unangenehm „auffiel". Darin schreibt G. unter Anderem: „Der abwechselnde Vorwurf bald des Mysticismus bald des Lutherthums hat seinen literarischen Leistungen eine Aufmerksamkeit des gelehrten katholischen Auslandes zu Wege gebracht, auf die er ohne jenen Zetter wohl noch länger hätte warten müssen, ohne jedoch ganz darauf zu verzichten. Für Letzteres bürgt ihm schon die Ansicht, welche unlängst die bedeutende Schrift von A. Kreuzhage unter dem Titel „Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Erweckung des inneren Lebens" über den wissenschaftlichen Werth derselben ausgesprochen hat; der sachkundigen Anzeige und Würdigung der Vorschule im Avenir des katholischen Frankreichs nicht zu gedenken. Eine Höflichkeit fordert nun die andere, und in dieser Beziehung hat der Verf. die vorliegenden Verhandlungen über gewisse speculative Gegenstände christlicher Philosophie... in ein Fragment aus einem evangelischen Briefwechsel eingekleidet, worin der eine der Correspon-

in Beziehung auf Ew. Hochehrwürden Berufung nach Bonn würde genommen werden. Darauf erhalte ich nun von dem Staatsminister von Altenstein Excellenz eine amtliche Aeußerung dahin, daß der Gedanke, den Herrn Weltpriester Anton Günther in Wien an die Universität in Bonn zu berufen, aufgegeben werde. Anscheinend werden Ew. Hochwürden nun keine fernere Nachricht von Herrn Schmedding erhalten, indem mir der Wunsch geäußert ist, meine Antwort obigem gemäß einzurichten. In dieser Sachen Lage muß ich für jetzt auf die persönliche Bekanntschaft des gelehrten Verfassers der Vorschule zur speculativen Theologie verzichten, äußere mich aber dankerfüllt für Ew. Hochehrwürden Aufmerksamkeit gegen mich, welche ich mit Gesinnung ausgezeichneter Hochachtung zu erwiedern die Ehre habe. Ew. Hochehrwürden gehorsamer Diener Ferdinand Spiegel Graf zum Desenberg, Erzbischof von Cöln."

Ein Hauptmotiv, warum G. den genannten, so wie auch noch später, namentlich von Berlin aus an ihn ergangenen Anträgen gegenüber einer fast peinlich-ängstlichen Ueberlegung sich hingab, war die Besorgniß, durch den Katheder-Vortrag

---

denten mehr als liberaler ..., der andere ... mehr als serviler d. h. als positiver Theolog sich verlauten läßt ..." Auch erlaubt er, ihn für einen Protestanten (in gewissem Sinne) zu halten, insoferne ein Katholicismus ohne allen Protestantismus eben so zum Uebel der Zeit gehört, wie ein Protestantismus ohne allen Katholicismus ..." (Schließt ja doch „das Beharrliche das Wandelbare, die Bewegung die Ruhe, der Glaube die Wissenschaft, der Gehorsam die Freiheit nicht aus".) S. V—VII.

Und S. XV: „Zu dem Confiteor (dem Bekenntnisse der offenen Schuld, mit welchem in der katholischen Kirche jeder Gottesdienst beginnt) darf auch vorliegende Schrift, übrigens sine ira et studio verfaßt, ihren Beitrag um so weniger schuldig bleiben, als dieser in seiner untergeordneten Stellung die Hauptsache, das Interesse der speculativen Theologie, nicht in den Hintergrund stellen wird."

seiner Speculation nicht nur mit seinen Spezial-Collegen in Kampf, sondern auch mit der Hierarchie in Collision zu gerathen, und dadurch die Zukunft seiner Philosophie, an der ihm unvergleichlich mehr lag, als an der Verbesserung seiner persönlichen Lage, ernstlich zu gefährden. Ueberdies schrieb er mir am 12. Jänner 1847: „Auch habe ich Ihnen früher mehr als einmal mitgetheilt, daß mein Jesuiten-Noviziat mich mitbestimmt hat, jeden Antrag einer Lehrkanzel im katholischen und im protestantischen Auslande abzulehnen, damit man mir nicht hinterher den Jesuiten als Prügel zwischen die Füße werfe". Anderseits vermochte er damals die Hoffnung noch nicht aufzugeben, an der Universität in Wien, wo er nicht wenige theuere Freunde und Schüler hatte, die zu verlassen ihm schwer fiel, eine Professur zu erhalten, wofür er aber sein Verbleiben in Wien für nothwendig hielt. Auch wurden zu diesem Ende von der österreichischen Staatsregierung wiederholte Anläufe gemacht. So hatte man insbesondere ihn zum Vice-Director der philosophischen Lehranstalt ernannt, um ihm dann später eine Professur verleihen zu können. Obschon er nämlich am 16. Mai 1832 unter dem Decanate Wiedemann's in München ex unanimi Theologorum decreto ob eximia in Theologiam merita zum Doctor Theologiae creirt worden war, so stand doch in Oesterreich seiner Ernennung zum Professor das Hinderniß im Wege, daß er nicht an einer österreichischen Universität rite zum Doctor promovirt worden war. Dieses Hinderniß gedachte man nun durch die Erwägung zu beseitigen, daß man von demjenigen, welcher bei den Semestralprüfungen der Studirenden, so wie in allen Studiensachen zu interveniren hatte, nicht verlangen könne, daß er selber einem Examen vor dem Doctoren-

Collegium sich unterziehe. Aber dessenungeachtet gelang es in den entscheidenden Augenblicken den Intriguen seiner Gegner stets von Neuem, seine Ernennung zum Professor an der Wiener Universität zu vereiteln.

XI.

1832 — 1836.

Inzwischen gewann G. auch ohne Katheder eine von Jahr zu Jahr wachsende Schaar von Schülern und Verehrern; so innerhalb Oesterreichs: Veith, Pabst, Hock, Croy, Ehrlich, Loewe, Zukrigl, Trebisch, Carl Werner, Georg Schmidt, Hörfarter, Pogacar, Auer, Bruno Schön, u. A.; in Deutschland: Schlüter, Kreuzhage, Merten, Knoodt, Alois und Johann Mayer, Spörlein, Baltzer, Elvenich, Gangauf; Wortführer in der Wissenschaft und in der Kirche näherten sich ihm freundschaftlichst, außer den schon Genannten: Döllinger, Möhler *), Staudenmaier, v. Lasaulx, Droste-Hülshoff, Ministerialrath Brüggemann, die späteren Kirchenfürsten: Arnoldi, Diepenbrock, Förster, um vom Fürsten Cardinal Schwarzenberg, der ihm stets hilfsbereite treue Liebe bewahrte, zu schweigen; unter den Protestanten: Harleß, Erdmann, Tholuck, Rosenkranz, Hinrichs, Lange rc. Nicht klein auch war die Zahl derjenigen, welche nach Wien kamen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Kamen aber Solche, die nur Neugierde und nicht wissenschaftliches

---

*) Damals, als Möhler, Hirscher, Drei, Mack, Herbst in Tübingen lehrten, war überhaupt die Stimmung eine für Günther sehr günstige. Ich selbst wurde 1832 hier zuerst zum Studium der Vorschule veranlaßt.

Interesse zu ihm hinführte, so wußte er sich ihrer sehr bald dadurch zu entledigen, daß er ihrem Gerede und ihren Fragen absolutes Schweigen entgegensetzte.

Für die hohe Verehrung und Begeisterung, mit welcher nicht Wenige an ihm hingen, mag ein Brief des blinden Privatdocenten Schlüter in Münster, dem der in der Vorrede zu den Süd- und Nordlichtern erwähnte Kreuzhage ein vom Nov. 1831 datirtes Schreiben Günther's mitgetheilt hatte, vom 26. Juni 1832 Zeugniß ablegen. Derselbe verdiente vollständig mitgetheilt zu werden; aber seine Länge nöthigt mich, auf einen kurzen Auszug mich zu beschränken. Er schreibt:

„Die Vorschule habe ich in- und auswendig zu verstehen und zu lernen versucht, und mit Hilfe von Freunden und Vorlesern mir zu eigen gemacht, wie ein gekauftes durchsichtiges Haus, worin ich ruhig wohnen kann. Auf einen Freund, der Hegelianer, d. i. in Wahrheit ein allwissender, absoluter Skeptiker ist, hat sie einen tiefen Eindruck gemacht: er hofft noch aus dem ihn zu seiner Qual umwindenden Irrsal sich loszuwinden, und wieder an den Einen lebendigen Gott, der über Natur und Geist und Mensch als Creator steht, der auch der Gott seiner Jugend war, aufs neue zu glauben. — Peregrin's Gastmahl habe ich jetzt ebenfalls zum dritten Mal mit großer Freude, die Vigilie St. Theresiae aber weiß Gott zum wie vielten Male mit wahrem Entzücken gelesen. Ich wollte, ich verstände Allegorien und Anspielungen überall ganz, aber auch ohne dies vollendete Verständniß ist der Eindruck des Gemäldes bestimmt und für das Gefühl poetisch genügend; wahrlich, eine unerhörte Composition, die nur durch die Ihnen verliehene scintillula architectonica, wie Leibnitz es nennt, wie eine kleine Schöpfung vor uns liegt, nicht unbegreiflicher und unnatürlicher als das Leben selbst, welches Sie kennen und allseitig mitzufühlen und nachzubilden gewußt haben. — In der Inkarnationslehre wie im Peregrin, mehr noch aber in den Nord- und Südlichtern, in denen der neunte Brief mir höchst wichtig und willkommen

war, sind übrigens Nebelflecke, aus denen mir kaum noch ein oder anderes Sternenfünkchen auftauchen will, wiewohl ich glaube, daß Ihre Schriften wenige so mit Ihnen sympathisirende und zugleich vorbereitete und unterrichtete Seelen finden werden, als ich mich dafür zu nehmen für berechtigt halte. Nach Fr. Schlegel wurden von jeher nur dunkle Schriftsteller berühmt; auch Sie und Ihr Licht, welches Allen gehört, sollen berühmt, aber zugleich etwas klarer werden, z. B. in der Philosophie der Geschichte oder über diese..... Ich muß nun aphoristisch werden. 1. Schreiben Sie nach der Idylle eine deutsche divina comoedia oder tragoedia, die von keinen Eintagsfliegen Notiz nimmt: nach Plato kann, wer auf die erstere sich versteht, auch in der zweiten nur Meister sein, und schreiben Sie in rhythmischer Prosa, wie Geßner seinen Tod Abel's! 2. Schreiben Sie nächstens noch etwas Genaueres und Ausführlicheres über die Ideen, ihre Zahl und Natur, wie über die Produkte des gipfelstrebenden Verstandes und seine Unvermögenheit, in der Allgemeinheit lebendige Ideen zu gewinnen, die wahr und real sind, wie auch über den Glauben in Beziehung auf die Gnade"!....

Auch aus einem ebenso ausführlichen als interessanten, am 1. Adventsonntag 1832 geschriebenen Briefe Staudenmaier's, der in der jovialen Einleitung desselben bemerkt, daß er, um mit Yorik in der empfindsamen Reise zu reden, um drei Zoll gewachsen sei, als Günther ihn seinen Jonathan genannt, theile ich nur Weniges mit:

„Ihre Bemerkungen über Möhler's Symbolik sind sehr gut, und ich werde ihn damit bekannt machen, weil er auf Ihr Urtheil viel hält. Sehr wünscht er dann, wenn der Kampf mit den Protestanten losbricht, auf Sie rechnen zu dürfen, wie er dies in einem Briefe an mich ausspricht. Da mehrere, zu denen auch ich gehöre, sich vereinen werden, den Kampf zu bestehen, und somit die Rolle jeder selbst nehmen kann, die er will, so ist es Ihnen, als einem ganz vorzüglichen Streiter, erlaubt, zuerst zu wählen.....

„Wenn Sie gegen die Baaderianer schreiben, nehmen Sie nicht, nach Ihrer Gewohnheit, zu viel Salz! Spannen Sie nicht auf die

große Folter des peinlichen Gerichts! Und endlich, um Ihnen — aus Liebe — Alles zu sagen, Mehrere, die ich mit ihren Schriften bekannt machen wollte, legten sie ungelesen weg, weil ihnen die Schreibart nicht gefällt. Warum, heißt es bei den Süd- und Nordlichtern, den katholischen Glauben einem protestantischen Pfarrer in den Mund legen und überhaupt so schreiben, daß man nicht recht weiß, womit es der Verfasser selbst hält? — Ungeübten wird es immer so gehen; um aber Geübte in Ihren Schriften zu werden, wollen sie sich nicht durcharbeiten. Also und kurz! — Legen Sie, geliebter Freund, diese Manier zu schreiben ab, und wählen Sie die des gewöhnlichen philosophischen Vortrages! Ich sage es deßwegen, weil Sie dadurch viel mehr Einfluß auf das Publikum gewinnen werden. Wollen Sie aber andererseits auch Ihrem Humor, Ihrem Witz ꝛc. Luft machen, so schreiben Sie daneben einen Siebenkäs, eine Katzenberger Badereise; aber auch ein Kampanerthal.... Nachträglich wünschte ich noch, Sie möchten in einer eigenen Schrift Ihre politischen Ideen aussprechen, die mir in den Nordlichtern so gut gefallen haben“.....

Er schließt mit den Worten:

„Auch ich sehe mit Freude auf das alte Kirchenjahr zurück, das mir Sie gab; mögen die kommenden mir Sie erhalten! In Ihm, dessen Erscheinung wir Beide lieben, werden wir immer Eins und stark sein. Etenim universi, heißt es in der heutigen Messe, von der ich komme, qui te exspectant, non confundentur (Alle, welche auf dich harren, werden nicht zu Schanden werden). Grüßen Sie freundlich den Pater Veith, auch Pabst“!

Auch von dem in G.'s Autobiographie wiederholt erwähnten Prager Professor Klar findet sich ein Brief vom 19. Dec. 1832 an seinen „alten, theueren, herzlichlieben, innigverehrten Freund“ vor, worin er ihm zum Münchener Dr. theol. gratulirt, den Tod des Bischofs Sailer schmerzlich beklagt, aber auch seine Freude darüber ausspricht, daß Wittmann dessen Nachfolger geworden. „An solchen Männern sieht man unverkennbar die Erfüllung der Zusage

unsers Herrn, bei seiner Kirche zu bleiben bis ans Ende... Es klagte aber schon Paulus über falsche Brüder"....

Am 28. Jan. 1833 dankt Schlüter für das Geschenk eines Buches und Bildes, und fährt dann fort:

„Ihr Brief aber ist Krone und Fundament Ihrer Sendung, und erwirbt Ihnen den gerechtesten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, der Sie als Pilger zum h. Grabe voll des Sie leitenden und erhebenden Gedankens nicht mürrisch vorübergehen, sondern freundlich stille stehen und den Leuten an der Landstraße vollständig befriedigende Auskunft, ausführliche Unterweisung und Rechenschaft geben und noch Gaben dazu, — so sagten wir, muß Einer sein, der ein Meister in Israel Herzen gewinnen will; außer der Zunge muß er auch ein Ohr haben, nachsichtig und gütig sein. Ihr Brief hat Vielen genützt; der Theolog Vierkante hat sich ihn abgeschrieben und in die Vorschule gelegt, und mehreren andern Theologen das Doctrinelle in demselben mitgetheilt; mein Onkel, der Hofrath Gräver, die wichtigsten Stellen sich ausgezogen und vornehmlich in Beziehung auf Hegel sie gekäut und wieder gekäut; der Rath v. Hartmann, meines Vaters College, der den Baader liest und versteht und Sie bittet, nicht zu hart mit demselben zu verfahren, hat nicht selbst den Pabst recensirt, sondern ein Schüler von ihm, und ist ein guter Mann und besten Willens, daß nicht unnütze Zwietracht entstehe..... Die Recension bei Sengler verdreht und verzerrt offenbar den Gedanken des Pabst an mehr denn einer Stelle. Dem Vorwurfe des Pantheismus hätte, was Sie im Gastmahl über Cousin bemerken, vorbeugen müssen; die Idee ist Ihnen wie Pabst ja nicht Gott, und so auch nicht deren Realisirung. Komisch genug ist dagegen nun in den Berliner Blättern auf einen Rosenkranzischen Dornenkranz seitens Marheineke's ein Rosen- und Lorberkranz, auf Regen Sonnenschein für Pabst gefolgt. Sie aber scheinen mehr und mehr Einfluß zu gewinnen, wie ich namentlich bei den Tübingern und in Eschenmayer's Naturphilosophie zu bemerken glaube, der sogar den mundus archetypus zur Schöpfung zählt..... Ihre Polemik gegen Insecten und Ungeziefer scheint dem Kreutzhage, an den ich Ihre Botschaft ausgerichtet, nicht ganz recht zu sein; auch ich

zweifle, ob Sie nicht bauend und leuchtend mehr gewinnen und fruchten würden, als indem Sie einen Simonistischen Narrenkönig und Consorten verfolgen und züchtigen..... Cremer, welcher vorhatte, zu Ihnen nach Wien zu kommen, erhielt ein Stipendium mit der Weisung, es im Lande zu verzehren. Kleutgen*) und Wichart sind zwei junge, sehr talentvolle Theologen, welche gegenwärtig in Ihrer Vorschule leben und sich sehr befriedigt finden..... So hoch ich Baader halte, mit dem ich Jahre lang, bevor ich Sie und nur Jacobi, Kant und Bouterweck genauer kannte, bekannt war, so wage ich doch nicht, ihn einem jungen Manne zu empfehlen, bevor er gründlich mit Ihren Schriften bekannt geworden und ein festes Fundament gelegt hat, und selbst dann noch nur Wenigen".....

Am 15. April 1833 dankt Schlüter dem G. von Neuem für zwei Briefe, berichtet über Vierkante, der an einer Preisschrift arbeite, über Kleutgen, dem Prof. Katerkamp Hoffnung gemacht, später Privatdocent in der theologischen Facultät zu werden, und der daher ungern dem Befehle, ins Paderborner Seminar sich zu begeben, gefolgt sei, fragt, ob der christliche Glaube nicht ein wunderbares höheres Hellsehen genannt werden dürfe, und bittet um nähere Aufklärung über G.'s Gottesidee, seinen Gottesbeweis und viele andere Punkte. Dann fährt er fort:

„Vor wenigen Wochen traf eines Nachmittags, wo Vierkante und Kleutgen bei mir zum Kaffee waren und wir eben das Thema vom harmlosen Rationalism mit Beziehung vor Allem auf Sie abhandelten, unerwartet Cremer ein.... und citirte uns aus Ihrer Rezension des Kähler'schen Werkes (in den Wiener Jahrbüchern) eine Stelle, war aber höchst verwundert zu erfahren, daß uns diese Ihre

*) Es ist dies derselbe Kleutgen, welcher später als Jesuit in Rom die Philosophie und die Theologie der Vorzeit geschrieben, und vor dem vatikanischen Concil und während desselben eine bedenkliche Berühmtheit erlangt hat.

vortreffliche, das Verständniß Ihrer spätern Schriften vollständig eröffnende Arbeit noch unbekannt geblieben. Wir lasen sie die folgenden Tage gemeinschaftlich mit steigender Freude...., und seitdem geht die Rezension von Hand zu Hand herum."

Wie aber ich bei Besprechung dieser Rezension S. 196 und S. 202 auf die Abweichungen von der spätern Speculation G.'s hingewiesen habe, so fielen auch dem Schlüter dieselben auf, gefielen ihm aber (wegen des Mystischen und des Vorherrschens der Passivität) mehr als die späteren Verbesserungen. Er fährt nämlich fort:

„Aber ist diese herrliche Arbeit durchaus aus derselben Weltansicht hervorgegangen als die Vorschule? unterschreibt Peregrinus Niger alles dieses auch jetzt noch als Dr. Günther? Als solche Unterscheidungspunkte führt er dann an: 1. Hier ist die Liebe Grundform in allen Sphären des Seins und Lebens, in der schöpferischen wie in der geschöpflichen; demgemäß auch das Ebenbild in etwa anders bestimmt; später ist Gott Wissen durch sich rc. 2. Vernunft ist hier Lichtauge, Gottessinn, wie bei Hugo, Anselm, Jakobi rc. Gott muß sie durch Berührung ad actum bringen; später tritt ihre Spontaneität in den Vordergrund, die Receptivität zurück.... Dort walten das Empfangen, das Gefühl und Mystik vor, die Erkenntniß- und Gemüthskräfte des Philosophirenden stehen und wirken einander näher und harmonisch concreter, gehen darum sicherer und wirken mächtiger. 3. Der Gottesgedanke ist wie bei Bossuet traditionell.... 4. Das engere Band zwischen Gott und Welt, zwischen Sinn und Wille, Natur und Geist unter dem Bilde einer Ehe, der Sinn als unbefleckter Spiegel rc. scheint später gelockert...... Alle, die diese Rezension gelesen, wünschen sie besonders abgedruckt zu besitzen, und Ihre sämmtlichen übrigen Rezensionen dazu.... Wir Alle bitten Sie recht sehr darum.... Könnte ich Ihnen 5 oder 6 der ausgezeichnetsten meiner Zuhörer und Freunde zuschicken, auf daß Sie auf dem Weg christlicher Wissenschaft sie zum hohen Ziele führten!.... Gott segne Sie und nehme Sie in seinen Schutz und befreie Sie von der Gicht die eben auch meinen Kopf verwirrt und plagt!...."

Da man der G.'schen Speculation Hermesianismus vorwarf, so mögen hier einige Äußerungen G.'s und Pabst's über diesen Punkt Platz finden. Im 8. Hefte der 1831 von Prof. Braun und andern Anhängern des Hermes gegründeten „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" veröffentlichte G. eine Rezension über E. Reinhold's „Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und Metaphysik I. Bd. 2. Thl." unter dem Namen Peregrinus Niger. Darin heißt es S. 103: „Dr. Baltzer hat unser Einem unlängst in seiner letzten Schrift unter dem Titel „über Entstehung der Gegensätze u. s. w.", und zwar in einem Anfalle von poetischer Laune, im Gebiete der Philosophie die Krone von Austrien zugedacht. Nun heißt es zwar: „Soll Unrecht sein, so ist's um eine Krone;" allein um den Preis, um welchen der würdige Verfasser jenes Diadem uns zugedacht, werden wir für immer darauf verzichten. Es ist nämlich die Selbsterfassung des Geistes zur sog. intellectuellen Anschauung gestempelt."

Dasselbe Urtheil fällt Pabst in einem Briefe an Baltzer vom 2. September 1833:

„Wo haben Sie jemals unser Wissen als intellectuelle Anschauung charakterisirt, wo haben Sie es nicht als das gerade Gegentheil gezeichnet gefunden?" Und in einem früheren Briefe vom 8. Aug. 1831: „Als eine recht sonderbare Paradoxie müssen wir es ansehen, wenn Sie das hermesische System als die Wurzel, mithin als die eigentlich sichere und sichernde Grundlage unserer Speculation betrachten.... Wozu sich um eine Basis für das Denken des Geistes umschauen, so lange... alles Denken mit dem Selbstbewußtsein des Geistes beginnt und dieses selbst ist? Das hermesische System geht nicht vom Selbstbewußtsein aus und hat keine gründliche und durchgreifende Erkenntniß von der Subjectivität, also auch nicht vom Wissen...." Und in einem Schreiben vom 16. Mai 1832: „Das Selbstbewußtsein ist und hat in

ihm selbst die volle Bürgschaft für die Wirklichkeit des Seins, weil es ja nichts anders ist, als die Selbstoffenbarung des Seins selbst als eines Wirklichen, die Signatur der Wirklichkeit in der Selbstheit wie der Selbstheit in der Wirklichkeit, das Zeugniß (weil das Erzeugte) des Seins von sich selbst, durch sich selbst, in sich selbst und vor sich selbst als Sein....."

G. selber aber zeichnet das Verhältniß seiner Philosophie zu der des Hermes in zwei Briefen an Baltzer. Im Jahre 1832 schreibt er ihm:

„Sie sprechen in ihrem Briefe von der Hoffnung, daß wir mit dem hermesischen Systeme einmal einverstanden sein würden. Einverstanden bin ich schon vor zehn Jahren gewesen (1821 studirte ich die „Einleitung"), und der katholische Denker hat mir damals eine Verehrung eingeflößt, wie sie mir keiner auf katholischem Boden zuvor, weder Sailer noch Zimmer, abgewonnen hat. Wer könnte aber auch damit nicht einverstanden sein, wenn Jemand den neueuropäischen Weg seit Cartesius im Gegensatz zu dem der alten Scholastik abermal und mit mehr Glück betritt, als dem zweiten Cartesius, Kant, gelungen ist? Bei allem Einverständnisse aber kann mir doch nie in den Sinn kommen, den Hermes keinen Kantianer zu nennen. Wer ein und dasselbe Fundament mit Kant theilt, ist ein Kantianer, wenn er auch auf dasselbe ein Stockwerk mehr aufsetzt als der Meister. Hinaufgebaut ist bald etwas, aber ob das Fundament es für immer zu tragen im Stande ist, das ist eine andere Frage. Wer mit Kategorien in einer Kritik der reinen Vernunft anfängt, der kommt über die Kategorie nicht hinaus, wenn er auch übrigens das Verhältniß zwischen Verstand und Vernunft richtiger angesetzt haben sollte als sein Meister. Um aber über Kategorien und Formen hinauszukommen auf ein lebendiges Sein, wird man sich wohl füglich um die Genesis aller sogenannten Formen bekümmern müssen, und zwar in einer Theorie des Selbstbewußtseins, die aller sog. Kritik der reinen Vernunft oder des unreinen Verstandes vorausgehen muß, um überhaupt sowohl der Vernunft als dem Verstande im Geistesleben den gehörigen Platz anzuweisen."

Und in einem späteren Schreiben (vom 20. Nov. 1837) kommt G. wieder auf das Verhältniß seines Systems zum hermesischen zu sprechen:

„Allerdings scheint derjenige, welcher der Vernunft in Glaubenssachen das positive Kriterium einräumt, die Fortsetzung von jenem Theologen übernommen zu haben, der nur ein negatives Kriterium der Vernunft statuirt. Allein es scheint auch nur, weil es auf dem kritischen Fundamente nun und nimmer zu jener Fortbildung kommen kann. Wer aber ein neues Fundament legen muß, wie kann von dem gesagt werden, er stehe auf dem alten, auf dem er doch stehen müßte, um es fortzusetzen?“

Am 10. October 1840 endlich schreibt er an Baltzer, der ihm das 2. Heft seiner „Beiträge zur Vermittelung eines richtigen Urtheils über Katholicismus und Protestantismus,“ wodurch er sich Ruhe verschaffen wollte von Seite der Freunde und Feinde des Hermes, geschickt hatte:

„Ohne Compliment muß ich Sie versichern, daß Sie mir viele Freude gemacht haben, jedoch eine größere Freude mit der ersten als mit der zweiten Hälfte dieses 2. Heftes. In jener haben Sie einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht mit Epheu durchwunden an den Leichenstein Ihres Lehrers und des deutschen Philosophen befestigt, den wohl Jeder wird stehen lassen, er mag nun gegen ihn gestimmt sein wie immer. Ihre Forschung über das Verhältniß des hermesischen zum kantischen System ist solid und so treu- als offenherzig, und kein künftiger Geschichtschreiber der deutschen Philosophie wird sie umgehen können.“

Auch seine Ansicht über das Breve des Papstes Gregor's XVI. „Dum acerbissimas“ vom 26. September 1836 verschweigt G. nicht. Nach diesem Breve sollen nämlich bei Hermes Irrthümer vorkommen über die Natur des Glaubens und die Glaubensregel, über Schrift, Tradition, kirchliches Lehramt, die motiva credibilitatis, die Beweise

für Gottes Dasein, Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, den Schöpfungszweck, die Nothwendigkeit der Gnade, Urzustand, Erbsünde und Zustand des gefallenen Menschen u. s. w. Und insbesondere wurden ihm noch Tendenz zum Skepticismus und Indifferentismus, ungerechte Beurtheilung rechtgläubiger Schulen, Anstreifen an häretische Meinungen und Wiederaufnahme derselben vorgeworfen. Hierüber schreibt nämlich G. am 6. Mai 1836, daß der Fürstbischof Milde ihn um seine Meinung über die Verurtheilung der hermesischen Schriften gefragt, und er demselben geantwortet habe, daß mit demselben Rechte als Hermes auch der selige Bischof Frint auf dem Index paradiren könne und gewiß auch paradiren würde, wenn sich hierorts Ankläger gefunden hätten" *).

Am 1. August 1834 schickt der in Schlüter's Briefen wiederholt erwähnte de Weldige, genannt Cremer, dem G. seine Uebersetzung Gerbet's „als Zeichen seiner Hochachtung und Anhänglichkeit," bemerkt aber zugleich:

„Was Sie von dem Werke denken, weiß ich bereits. Als ich die Januskköpfe las und in denselben S. 221 folgende Stelle fand: ‚An die andere Klasse deutscher Theologen aber, die sich bereits ein Ei vom überrheinischen Kukuk haben ins Nest legen lassen, haben wir nur die Eine Doppelbitte, deren erste Hälfte lautet, das zweite Ei auch noch einstweilen zu beherbergen, mit der Versicherung, daß von ihnen, wenn falsche Scham sie nicht abhält, das erste über kurz oder lang ohne Weiteres als ein Windei über Bord geworfen wird; die zweite Hälfte aber bittet, sich von der bekannten Fabel warnen zu lassen, daß der junge Kukuk seinen Dank damit bezahle, daß er seine Stiefeltern verschlucke und verdaue' — da dachte ich: das gilt

*) Vgl. Melzer am a. O. S. 23—31 und S. 37 u. f. In dieser Schrift findet sich auch eine kurze Darlegung des hermesischen Systems S. 2—7.

wohl auch dir, insofern G. weiß, daß du eine Uebersetzung des Gerbet ausgearbeitet hast."

Im weiteren Verlaufe des Briefes sucht er sich, als Schüler Windischmann's und Klee's und in der Ueberzeugung, daß Gerbet kein derartiger Objectivist sei, wie Rozaven ihn zeichne, wegen der Uebersetzung ausführlich zu rechtfertigen, und fährt dann fort:

„Ihre Werke finden hier (ungeachtet Haß gegen Pabst und somit gegen Sie wie gegen den sel. Hermes in die Schranken getreten ist) stets mehr Eingang, und wenn man gleich die alte beliebte Heerstraße noch nicht verlassen will, weil die spitzigen Steine auf der neuen Chaussée die Füße unangenehm verletzen, so wird dieses doch, wie ich hoffe, mit der Zeit geschehen. Schlüter's Wirken trägt viel hiezu bei, und es wird sein Ruhm sein, neues Leben in unsern Theologen hervorgerufen zu haben. Veith's Gewandtheit Ihre Ideen zu popularisiren, ist nicht weniger ein tüchtiger Hebel. Seine Schriften werden sehr viel und mit Beifall gelesen. Von ihm gilt der Spruch des Dichters: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci..... Sehr sollte es mich freuen, wenn Sie sich an dem symbolischen Streit betheiligen würden. Denn da das Eisen heiß ist, ist es Zeit zum Schmieden, und Sie würden alsdann in die Reihe der Makkabäer, der Martelle und Bellarmine treten...."

Auf diese Aufforderung hatte aber G. nicht gewartet, um sich an dem Symbolstreite zu betheiligen, denn im Vorworte zu der Schrift „der letzte Symboliker. Eine durch die symbolischen Werke Möhler's und Baur's veranlaßte Schrift. In Briefen. Wien Wallishausser 1834" schrieb er schon am Tage Christi Himmelfahrt: „Katholiken, die das Wort des Apostels „haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Friede" zur Lebensmaxime unbedingt erhoben haben, dürften uns fragen: warum wir uns in einen so ärgerlichen Streit gemischt haben? Statt der Antwort

verweisen wir sie auf die Stellung und den Standpunkt den wir in der vorliegenden Arbeit einzunehmen und zu behaupten gewagt haben. Es ist nämlich die Stellung über den streitenden Parteien, zu der jeder sich erschwingen sollte, der in unseren Tagen gesonnen ist, etwas zur Vermittelung der confessionellen Gegensätze beizutragen. Der erste Beitrag aber ist, daß die Glieder des Gegensatzes sich selber durchsichtig werden. Sie haben deshalb noch gar nicht zu fürchten, daß die neue Durchsichtigkeit die alte Festigkeit in übelen Ruf bringen werde, da ja diese nicht nothwendig in umgekehrtem Verhältnisse zu jener Eigenschaft stehen muß, wenn auch die wohlgemeinte Unionsprojectenmacherei einen Stoß als Anstoß zur Besinnung erhalten sollte durch die Ahnung: daß alle derlei Versuche, aus alter und neuer Zeit, als unreif vom Baume des deutschen Lebens abfallen müssen, so lang man nicht einmal über die ideelle Basis des positiven Christenthums, in der Wissenschaft, einig geworden, und deshalb immer noch nicht erröthet: der denkenden Menschheit das Heil in Christo als Naturcult d. h. in irgend einer Form des Naturlebens (wenn auch in der höchsten und edelsten) anzubieten und eingänglich zu machen." Denjenigen aber, welche meinen, er hätte sich deshalb in den neuesten Streit der Symboliker eingelassen, um seine Orthodoxie in ein unzweideutiges Licht zu stellen, erwiedert er: „daß kein Mittel zu solch einem Zwecke in unseren Tagen ungeschickter hätte gewählt werden können, als sich seinen Standpunkt über den Parteien auszusuchen... Dagegen ist der eigentliche Grund unserer Theilnahme an der neuesten Spannung des alten Gegensatzes kein anderer, als der in den voranstehenden Wahlsprüchen aus der heiligen Schrift angedeutete. Ihre vollständige Exposition aber ist

die vorliegende Correspondenz selber." Diese Wahlsprüche lauten: „Wegen Sions werde ich nicht schweigen und wegen Jerusalems nicht ruhen, bis hervorbricht wie ein Glanz ihr Gerechter, und wie eine Fackel ihr Heiland" Jesaias 62, 1, und: „Deshalb, Brüder, sind wir keine Söhne der Magd, sondern der Freien, mit der Freiheit, zu welcher Christus uns befreit hat." Paulus an die Gal. 4, 31.

Um diese Zeit (13. Sept. 1834) schrieb auch Görres wieder an G. Aus diesem Briefe glaube ich denjenigen Stellen einen Platz vergönnen zu sollen, welche sich auf Lamennais beziehen, und zwar deshalb, weil daraus und aus demjenigen, was ich über Lamennais hinzufügen werde, hervorgeht, wie fern Günther und seine Lehre der Lehre und dem Treiben Lamennais steht, mit welchem unverständige Zeitgenossen (z. B. Theodor Mundt) ihn in Parallele stellen.

„Mit La Mennais (schreibt Görres) thun Sie den Jesuiten wohl Unrecht, wenn Sie ihnen bedeutenden Einfluß in seiner Sache zuschreiben. Der Papst scheut sie wohl eher selbst ein wenig. Gut stehen freilich sie und La Mennais nicht mit einander, und ich habe, wenn sie Unrecht gegen L. M. haben, auch ihn, der sonst sehr gerecht gegen Alle ist, wohl etwas ungerecht gegen sie gefunden. Man bedarf ihrer übrigens nicht, um die Encyclica zu erklären. Seit die Römer statt wie früher der Geschichte voranzugehen, sich à la queue gesetzt, beschränken die Alpen ihren Gesichtskreis, und sie können das Wort nicht mehr finden, in dem sie zur Zeit reden sollen. So denn auch jetzt; der Papst hat wohl im Wesentlichen Recht, denn Gewissensfreiheit und Preßfreiheit im Sinne, wie sie es nehmen, kann er nie gewähren; das hieße die Säue selber in den Weinberg laden; die Scheidung von Staat und Kirche aber als Prinzip ist so gründlich abgeschmackt in sich, daß der Kirchenfürst, der zugleich Landesfürst ist, wohl noch andere Gründe hat als jene, die in diesem Doppelverhältniß liegen, um sie zu verwerfen. Aber wie hart und ohne alle Rück-

ficht auf die Persönlichkeiten ist die litera abgefaßt! Wie hat sie nicht die mindeste Acht auf Oertlichkeit und zeitliche Verhältnisse, so daß ihr gutes Recht dadurch völlig die Physiognomie einer leeren Abstraction annimmt! La Mennais, den der Schlag hier erreicht hat, hat mir dabei sehr wohlgefallen; er hat ihn mit großer Fassung hingenommen, sein Entschluß war schnell gefaßt, und er hat ihn bisher mit Ehre ausgeführt. Mir war's lieb für ihn, daß es also gekommen, und Gott hat's ihm gewißlich nicht im Zorne gesendet; er wollte muthig, ja verwegen den Kampf aufs Neue beginnen, aber der Streit war zu ungleich. Kaum konnte eine andere Aussicht als zu erliegen ihm übrig bleiben. Meine frühere Geschichte hat etwas von der seinigen; ich habe ihnen freilich, wie Sie sagen, aus der Hand und ihrem Unrath prophezeit, das galt für damals; als aber der Herr des Landes und der Lande selber seinen Einzug gehalten und zu Gericht über sie gegangen, wie es geträut, kann nicht mehr die Rede von dergleichen sein, und ich bin zu Anderm hingewiesen. Damit habe ich La Mennais getröstet, und er hat es sich gesagt sein lassen."

Er gehörte, wie bekannt, neben Bonald, St. Victor, Genoude, Lamartine der de Maistre'schen Schule an. Während aber de Maistre die päpstliche Infallibilität für die politische Ordnung verwerthete, machte Lamennais sie zur Grundlage seiner Philosophie, die sich in den Worten zusammenfassen läßt: „die individuelle Vernunft ist nicht infallibel, sondern es kommt die Infallibilität, welche die Gewißheit vertritt, der Gesammtvernunft zu, welche die wahrhaftige menschliche Vernunft ist," (als ob, wenn die Vernunft jedes einzelnen Menschen fehlbar ist, die Vernunft aller zusammen unfehlbar sein könne). Der Papst aber repräsentirt die Gesammtvernunft, in welcher der durch Descartes emancipirten Vernunft des Einzelnen eine feste objective Norm entgegenzustellen ist. Und da der Magister s. Palatii ihm erklärte: „ich bin vollkommen Ihrer Anschauung," so errang er einen nie geahnten Sieg über seine

zahlreichen Gegner. Und nun wurden zur weiteren Verbreitung seiner Prinzipien die Librairie classique élémentaire, die Congregation der Brüder des christlichen Unterrichts und 1824 die Zeitschrift Mémorial catholique gegründet, an der sich auch die Abbés Gerbet und Rohrbacher, der Verfasser des catéchisme du sens commun und der Kirchengeschichte, der Schweizer Haller, Laurentie und Graf O'Mahoni betheiligten. 1824 reiste er nach Rom, und diese Reise gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Der Papst forderte ihn auf, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, und beschenkte ihn reichlich. Ganz besonders freute ihn, daß auch mehrere Jesuiten ihn besuchten und in seinem Sinne sich äußerten. Nach Frankreich zurückgekehrt, zog er in seiner Schrift „die Religion in ihrer Beziehung zur politischen und kirchlichen Ordnung“ die äußersten Consequenzen seiner Grundanschauung. Darin wurde auch die politische Suprematie des Papstes gelehrt. Der Papst aber mahnte in einem Breve die Franzosen daran, daß der ganze kirchliche Zustand Frankreichs nur mittels der von Lamennais vertretenen Grundsätze von der Gewalt des Papstes als legal dargethan werden könne. Und nun feuerte L. sich und seine Schüler zu ausdauerndem Kampfe an. In seiner Schrift Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église geht er 1829 so weit, als die allein katholische Lehre vom Verhältnisse der Kirche zum Staate die Bulle Unam sanctam Bonifacius des VIII. d. h. die Unterordnung des Staats unter den unfehlbaren Papst aufzustellen, und kanzelte zugleich seine Gegner in zwei Briefen höhnisch ab, wofür er von Rom den päpstlichen Segen erhielt. Nach der Julirevolution des Jahres 1830 drang er auf vollständige Trennung der Kirche vom Staate, auf Gewissens-,

Unterrichts-, Preß- und Associationsfreiheit so wie auf Beseitigung des Centralisationssystems, und betonte doch zugleich die Unam-sanctam-Stellung des Papstes. Statt des eingegangenen Mémorial catholique wurde seit dem 16. October der Avenir herausgegeben, woran auch Gerbet, Rohrbacher, Lacordaire, Eckstein, Montalembert rc. sich betheiligten. Darin strebten sie eine Versöhnung der weitgehendsten Freiheit mit einer Herrschaft Roms an, wie sie Gregor VII., Innocens III., Bonifac VIII. geträumt, welche doch nur eine solche Freiheit zuläßt, wie sie die Inquisition übrig läßt. Aber trotz des ungeheuren Erfolgs bei vielen Laien und dem jüngeren Clerus traten immer mehr Gegner von L.'s Gewißheitstheorie und extremem Ultramontanismus auf, so daß sie sich endlich genöthigt sahen, ihre Sache vor den römischen Stuhl zur Entscheidung zu bringen. Am 2. Februar 1832 faßten sie zu diesem Zwecke ein Glaubensbekenntniß ab, worin der extreme Ultramontanismus vorgetragen, die gallikanischen Grundsätze von 1682 als kirchlich und politisch verderblich verdammt, der Satz „das allgemeine Concil steht über dem Papste" verworfen, völlige Trennung der Kirche vom Staate verlangt und ausgesprochen wird, daß die Gesellschaft zur katholischen Ordnung zurückzuführen sei, wo Alles durch das Dazwischentreten einer friedlichen Gewalt (der päpstlichen) geschlichtet werde. Im November reisten Lamennais, Lacordaire und Montalembert nach Rom, um dort ihre Sache zu betreiben. Aber mit Mühe erreichten sie nur, daß ihre Sache, nachdem sie eine Denkschrift eingereicht, einer Prüfung unterzogen wurde. Denn die Jesuiten und Cardinal Rohan hatten sich inzwischen gegen L. und seine Schule vereinigt, und Papst Gregor XVI.

führte nicht mehr die Sprache Leo's XII. Auf ihrer Rückreise empfingen sie in München die oben von Görres besprochene und vom 15. August 1832 datirte Encyclica Gregor's XVI., worin ihr System verworfen wurde. Lamennais aber fiel, nachdem sein infallibeler Papst gegen ihn entschieden hatte, nach einigen Wandlungen vom römisch-katholischen Glauben ab.*)

Kehren wir nunmehr zum Briefe des Görres an Günther zurück! Er fährt fort:

„Was haben Sie denn zu Veith's Berufung (nach München) gesagt? Sie sehen, daß die Ihrige nicht ganz so isolirt gestanden, als Sie es wohl vermuthen mochten. Der Gerufene zieht sich in sich zurück und besinnt sich wie natürlich; ich fürchte, es wird aber zuletzt mit ihm werden wie mit Ihnen. Wenn die Gelegenheit noch fern steht, dann ist man wohl bald reisefertig; kommt sie aber heran und bittet einzusteigen, dann kommen hundert unschuldige Kindlein herbeigestürzt, hängen sich an alle Falten und bitten so schön, daß man nicht widerstehen kann. Mission in Wien, Mission in München! Das sind die schwersten Entschlüsse, wenn ohngefähr die Waage von oben herab in die Schwebe gesetzt worden, und also uns am meisten überlassen bleibt. Mir wär's wohl eben so ergangen, dem ist aber der, der zu befehlen hat, zuvorgekommen, indem er mich erst durch die Preußen von der Heimath hat lossprengen lassen. Danken Sie ihm in meinem Namen so wie ich im Namen meiner Tochter aufs beste für das Buch, das er ihr gesendet und das ihr viele Freude gemacht! Sie wird ihm selbst mündlich ihren Dank anbringen, wenn er sich zu uns entscheidet. Gott befohlen! Ihr J. Görres."

---

*) Ausführlicheres hierüber ist zu lesen in Prof. J. Friedrich's „Geschichte des vatikanischen Concils," woraus Obiges fast wörtlich entnommen ist. S. 73—95. Vgl. ferner die Artikel im deutschen Mercur 1879 Nr. 43, 45, 50, 51 und 52 „Der Neukatholicismus in Frankreich."

Am 1. April 1835 erschien Günther's Schrift „Thomas a scrupulis. Zur Transfiguration der Persönlichkeits-Pantheismen neuester Zeit." In derselben (bemerkt er S. 10) führte ich den Vorsatz aus, „mich mit den Scrupeln, welche ich mir aus Ihrer (Joh. Heinr. Fichte's) kritischen Abhandlung ‚Religion und Philosophie in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse' geholt habe, an Sie selber zu wenden, eine Vorsatzknospe, die aber ihre Blüthezeit erst erlebte, als ich durch Ihre letzte Abhandlung ‚Ueber die Idee der Persönlichkeit' (die eine Antwort sein sollte auf Günther's Sendschreiben an Fichte in den Januskôpfen) den Weg zurückgelegt hatte."

Für die Uebersendung dieser Schrift dankt sein früherer Zögling, Fürst Bretzenheim ihm in einem Schreiben vom 4. Sept. 1835 und ergeht sich darin ausführlich über die Madonna des Theodor Mundt, die er „kürzlich mit unendlichem Interesse durchgelesen," und worin Günther „als Bewegungsmedium des Katholicismus in eine Parallele mit Chateaubriand und dem seltsamen Abbé de la Mennais gesetzt werde."

XII.

1837 — 1844.

Immer fühlbarer wurde inzwischen den zahlreichen Lesern seiner Schriften das Bedürfniß, und von immer mehr Seiten wurde daher der Wunsch an ihn ausgesprochen: es möge G. endlich einmal wenn auch nicht ein vollständiges System seiner Philosophie, so doch wenigstens die Grundlage desselben in einer zusammenhängenden Theorie des Selbstbewußtseins schreiben. Da hatten sie denn die Freude, in dem am Festtage des h. Leopold, des Patrons von Austrien,

1837 geschriebenen Vorworte zu den „Juste-Milieus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit“ zu lesen: „Mit dieser Schrift beginnen wir das Versprechen zu halten, welches wir uns vor langer Zeit gemacht haben, und womit wir zugleich einem gleich alten Wunsche Jener aus unsern Gönnern entgegenkommen, denen die bisherige philosophische Grundlage unseres Dualismus, im Gegensatze zum Monismus des Gedankens und seiner breiten Basis, zu epitomistisch und fragmentarisch erschien, um sowohl sich selber mit ihr begnügen als auch für die darüber erbaute Creationstheorie außer aller Furcht sein zu können. Wir sind jenen Theilnehmern um so größeren Dank für ihre anhaltende Nachsicht schuldig, als sie jene Grundlage bei aller Unvollendung doch nie als eine solche behandelten, die auf schwachen, weil vorphilosophischen Füßen stehe; und daher auch es uns nie übel auslegten, wenn wir, bei aller Voraussetzung jener noch unvollendeten Grundlage, doch an den gangbaren Verhandlungen des gelehrten Tags von unserem dualistischen Standpunkte aus unmittelbaren Antheil nahmen, wie dies der Fall war sowohl im Streite der confessionellen Symboliker als in dem der Repräsentanten göttlicher und menschlicher Persönlichkeit auf monistischer Grundlage.“

Sofort fügt er jedoch hinzu: „Wir müssen aber ihre Nachsicht hier abermal in Anspruch nehmen, denn wir beginnen ja nur unser Wort zu halten, und diese Schrift selbst ist daher blos als eine historische Einleitung hinzunehmen zu einer Theorie des Gedankens oder des Bewußtseins, die ihr sobald als möglich nachfolgen soll. Wir hatten nämlich bei unserem Vorhaben besonders darauf zu sehen, daß uns nicht mit Recht der Vorwurf gemacht werde: die

Literatur der Gegenwart über denselben Gegenstand vernachlässigt zu haben. In derselben aber nahmen seit einiger Zeit gerade die Ausgleichungen der Gegensätze in der deutschen Philosophie unter mancherlei Namen, als: Wendepunkte, Hauptprobleme, Vermittelungen eine wichtige Stelle ein. Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf diese Versuche nicht blos richten, sondern von diesen sogar auch den Titel für unsere gegenwärtige Arbeit entlehnen, so glauben wir dafür deshalb gerechtfertigt zu sein, weil wir auf diese Weise unsere Leser auf einen Standpunkt stellen, der ihnen nicht blos eine Uebersicht über das ganze Terrain des großen Kampfes, der in unsere schwülen Tage fällt, sondern auch eine Einsicht gewährt in die Bedeutung, welche die einzelnen Parteien mit dem Begriffe eines psychologischen Fundamentes für ihre jedesmalige speculative Unternehmung verbinden, und wie weit es überhaupt bei solcher Gestaltung der Gegenwart mit jener Grundlegung bereits gekommen sei."

Demgemäß beurtheilt diese Schrift 1. die Freiheits- und Nothwendigkeits-Systeme in der Alleinslehre (eines Hegel und Schelling) und deren Vermittelung (dargestellt in Weiße's Metaphysik) mit besonderer Rücksicht auf den Begriff des Selbstbewußtseins und mit Schlußbemerkungen zur neuesten Freiheits- und Nothwendigkeitstheorie von P. Romang, 2. die Allvielheitslehre des modernen Atomismus (Monadismus), dargestellt in G. Hartenstein's Metaphysik, mit besonderer Rücksicht auf die Eidolologie, und 3. die Vermittelung des Gegensatzes von Pantheismus und atheistischem Atomismus (dargestellt in J. Hillebrand's Encyklopädie gesammter Geisteslehre), und zwar wieder mit besonderer Rücksicht auf die Idee der Ichheit.

Dabei kommt er denn wiederholt und eingehend auch „auf den Dualismus des Gedankens, nicht blos als Grundlage der Creationstheorie, sondern auch als die eigentliche Mitte der höchsten Gegensätze der Alleins- und der Allvielheitslehren in der Speculation“ zu reden.

Weil er endlich in jener Tagesliteratur auch schon auf „sehr determinirte Ausfälle“ gegen seine Creationslehre und deren Begründung sowohl von katholischer als protestantischer Seite stieß, so suchte er schließlich die Bemängelungen seiner Lehre von Seite Sengler's, Baur's und Volkmuth's zu berichtigen.

Mir selber will es nun bedünken, daß Günther durch dieses (allerdings in der Eigenthümlichkeit seines kritischen Geistes und in der Beschaffenheit seiner alle ihm wichtig erscheinenden philosophischen und speculativ-theologischen Schriften und Broschüren umfassenden Lectüre begründete) Verfahren den Studien seiner Schüler und Freunde, die ja doch die Grundsteine seiner eigenen Speculation in seinen Schriften leicht auffinden konnten, mehr genützt habe, als wenn er ohne ausgiebige Berücksichtigung der philosophischen Tagesliteratur, worüber er die Kritik der alten und der mittelalterlichen Philosophie (auch in den Juste-Milieus) nicht vernachlässigte, sich auf die systematische Durchführung seiner Prinzipien beschränkt hätte. Andere aber waren anderer Ansicht. So schreibt aus Veranlassung der Lectüre der Juste-Milieus Dr. Hock am 29. September 1840 an G.: Daß er zwar aus denselben Vieles gelernt habe, aber bedauern müsse, daß G. durch Schriften, die allenfalls in den Vorstudien der J. M. hätten berücksichtigt werden können, sich in der so dringend benöthigten und ersehnten Philosophie des Selbstbewußtseins hemmen und davon abhalten lasse.

„Mir ist (fährt er fort) um jeden Tag leid, an dem Sie in dieser Ihrer schönsten und höchsten Aufgabe abgehalten werden. Alle anderen Theile des Systems werden sicherlich ihre Bearbeiter finden; allein um diese Fundamente zu geben, dazu sind Sie allein bestimmt. Niemand besitzt außer Ihnen diese unermüdliche Consequenz des Gedankens, diese Nüchternheit und Schärfe der Dialectik. Entwerfen Sie nur den Plan des Weges und bezeichnen Sie die Punkte, von denen die Irrwege ausgehen! Die Kunst diese Irrwege weiter zu verfolgen und zu erkennen, ob irgend wer auf denselben wandle, wird Ihren Schülern nicht fehlen; hiezu sind auch geringere Kräfte ausreichend...... Wichtig aber war mir, daß Weber's System Sie wiederum zum Studium der Kategorien hingelenkt habe. Hier ist eine große Reformation vonnöthen. Es ist von jeher über die Kräfte und Vermögen, über Formen und Kategorien der lebendige Entwickelungsgang vergessen worden, der sie alle entweder als nothwendige Stufen im Gange der Entwickelung der (lebendigen) Substanzen oder als Ausdrücke zur Bezeichnung gewisser Gruppen von Erscheinungen darstellt, welche entweder wirklich wesentlich zusammengehören oder doch von gewissen Gesichtspunkten der Speculation aus als zusammengehörig gedacht werden können. Auch liegt diese Arbeit Ihrer eigentlichen Aufgabe am nächsten; wer vom Selbstbewußtsein schreibt, kann über dem Inhalte die Form desselben so wenig als die andern Formen übersehen, in denen der Gedanke (des Geistes oder der Natur) zu mehr oder weniger adäquatem Ausdrucke seiner selbst zu gelangen strebt. Mit der Theorie des Selbstbewußtseins ist die metaphysische Construction der Logik nothwendig verknüpft.

„Sie werden nun begreiflich finden, warum ich Ihnen über Ihre Recension Drey's noch nicht geschrieben. Glauben Sie nicht, daß ich die Macht der Dialectik verkenne, mit der Sie den Semipantheismus in seiner Blöße darstellen und wieder zu Boden werfen, oder daß ich die Trefflichkeit der Bemerkungen nicht beachtete, die Sie gelegentlich über Wesen und Tendenz aller Apologetik mittheilen, aber mir war die Länge der Rezension nicht recht. Freilich war die Vertheilung in so viele Hefte mit daran Schuld, aber sie schien mir die Hauptgedanken zu sehr zu zersplittern, und dem Verfasser zu weit in

die Details einer Untersuchung zu folgen, die wegen der falschen Grundlage schon vorhinein kein ersprießliches Resultat versprach. In Aladin's Wunderlampe kommt der Held in eine Höhle voll goldener und silberner Gefäße: er beladet sich ganz damit und kommt dergestalt wieder ans Tageslicht; doch der Zauberer, der ihm den Eingang in jene Höhle geöffnet, ruft ihm zürnend zu: Mensch, warum gingst du nicht weiter, in der Höhle nebenan waren Diamanten! So dürfte Ihnen der Genius zurufen, der seit Sokrates den Philosophen beiwohnt, wenn er Sie statt an der Theorie des Selbstbewußtseins an Rezensionen von Werken zweiten und dritten Ranges arbeiten sieht.

„Entschuldigen Sie, mein theurer Meister, die Kühnheit, mit der ich hier schreibe! Aber wer ist denn gegenwärtig in der ganzen Welt, der Ihnen so nahe steht wie ich, und wenn ich es nicht sage, wer sagt es sonst? Dieses sind auch die Rücksichten, warum ich unmaßgeblichst ein weiteres Eingehen auf die harmlose Comödie Rosenkranz's widerrathe. Sie ist übrigens so leicht und unbedeutend gehalten, so luftig und windig, daß das schwere Geschütz, wie wir es zu führen gewohnt sind, für einen Krieg solcher Art gar nicht geeignet wäre, so wenig wie Cuirassiere einen Angriff auf Kosaken wagen dürften. — Solche kitzelnde Streiche werden wie das Prickeln der Ameisen am besten in Ruhe ertragen. — Rosenkranz ist der Hegel'sche Staudenmaier, und steht nur in so weit höher als dieser, als er eine tüchtige norddeutsche Schulbildung voraus hat, und der dialectische Gang die Geister strenger zügelt, als der vage Eclecticismus, dem St. sich ergeben hat....."

Den Rest des Briefes widmet Hock der Beschreibung seiner Reise nach Baiern, und hofft dadurch den Zweck zu erreichen, daß G. im nächsten Jahre zu einer ähnlichen Fahrt sich bestimmen lasse. Da beschreibt er unter Anderem die Ammergauer Passionsvorstellung, und schließt mit den Worten:

„Als wir am Abend den steilen Berg beim Kloster Ettel hinabgingen, sprach ich mit einer alten Frau, einer Mutter von 17 Kindern, die zehn Stunden weit zu Fuß hieher gekommen war. Das ist er-

schrecklich, sagte sie, daß dieses Alles wahr ist, daß die Juden wirklich Christum so mißhandelt und gekreuzigt haben; wurden sie denn durch diese Unschuld und Sanftmuth nicht gerührt? Ich machte sie darauf aufmerksam, daß, wenn Christus jetzt noch einmal kommen könnte, es ihm nicht besser ginge, und daß nach den Evangelien es auch am Ende der Tage nicht besser sein werde. Der Stolz, die Habsucht, die Halbheit, die Weltlust und Verstocktheit treiben allezeit das alte Spiel. Das Ethos gehört nicht zu den mit Nothwendigkeit perfectibelen Elementen des menschlichen Bestandes."

Nachdem er dann weiter die Eindrücke beschrieben, welche die Münchener Kunstschöpfungen auf ihn gemacht, fährt er fort:

„Ich versichere, wenn ich je bedauert hätte, daß Sie dem Rufe nach München nicht gefolgt, so ist es das hiesige Kunstleben, welches diesen Gedanken in mir erregte. In das eigentlich wissenschaftliche Treiben habe ich wenig Einsicht genommen, theils weil die meisten der Männer, die ich gerne kennen gelernt hätte, auf Ferienreisen abwesend waren, theils weil mir Manches als Ueberspannung und Parteisucht vorkommt, was Ansprüche auf Bewunderung und Dankbarkeit macht. Am Tage vor meiner Abreise wurde ich aber auf der Universität dem Kirchenhistoriker Döllinger vorgestellt, der sehr herzlich gegen mich war und sich angelegentlichst um Sie erkundigte. Er sagte mir, er habe heuer Religionsphilosophie gelesen und bei dieser Gelegenheit Sie und Pabst genauer als bisher studirt, er habe, dies sind seine eigenen Worte, eine tiefe, gründliche Philosophie gefunden, und bei seinen Vorlesungen sehr benützt. Er lud mich auch auf eine so angelegentliche Art zu einem Nachtmahle ein, daß ich nicht ablehnen konnte. Dieses Mahl fiel nun freilich nicht nach Wunsch aus, denn es war der junge Görres dabei, dessen absprechende Manier und unspeculative Richtung jedes Gespräch erlahmen und verstummen machte..... Mich hat übrigens das Benehmen Döllingers und sein Urtheil über Sie sehr gefreut; und ich bin überzeugt, es wird auch Sie über Manches beruhigen. Noch mehr Freude kann ich Ihnen aber durch folgende Mittheilung machen. Sie erinnern sich gewiß noch des jungen Frintianers, der die Zeit vor Pabst's Abreise nach Salzburg bei ihm

in die Schule ging. Dieser ist nun seit einigen Jahren Professor der Dogmatik in Laibach und war die Ferien über 6 Wochen in Salzburg. Einen so warmen und einsichtsvollen Verehrer Ihrer Ansichten, der sie in Mark und Fleisch zu verkehren und durch eine gründliche patristische Gelehrsamkeit historisch zu unterstützen wüßte, habe ich noch nicht kennen gelernt. Hier ist mehr als selbst in Mayer zu Bamberg. Dabei ist er ein so gläubiger, positiver Christ, daß er auch für die Möglichkeit der Vereinigung der speculativen mit den religiösen Elementen das sprechendste Zeugniß darstellen kann. Er heißt Pogacar, ein Mann, der einst noch bedeutend werden kann."

Wie Günther, ungeachtet des fundamentalen Gegensatzes seiner Speculation zu derjenigen Hegel's und seiner unermüdlichen Bekämpfung der Begriffsphilosophie desselben, über die Verdienste Hegel's urtheilte, geht aus einem nicht datirten, aber nach dem Erscheinen der Juste-Milieus und daher um diese Zeit an Prof. Löwe geschriebenen Briefe hervor. Darin heißt es:

„Abgesehen von Hegel's Mißgriffe in der Hauptsache (den Geist als die durchgebildete Natursubjectivität aufzufassen und seine Thätigkeit in der Bildung des Begriffs vom Begriffsleben aufgehen zu lassen) lernt man von ihm wie von keinem Denker vor ihm, gang und gäbe Formen und Typen in der Philosophie geistig aufzufassen. Es thut mir noch zur Stunde leid, daß ich es nicht über mich brachte, nebst der Phänomenologie (die der analytische Theil seines Systems ist) auch die Encyklopädie (als synthetischen Theil) noch einmal zu lesen, bevor ich mich an das Juste-milieu machte. Was demselben fehlt, weiß ich jetzt, seitdem ich die Encyklopädie abermal gelesen. Die Stümperei derjenigen, welche über Hegel hinaus wollen, ohne sein Fundament zu verlassen, wäre von mir noch schlagender und pikanter dargethan worden. Freilich wird es Ihnen bei jener Lectüre nicht selten ergehen, wie auch mir geschehen, daß so viele Stunden als Blätter absolvirt werden. Lassen Sie sich aber dadurch nicht abschrecken! Es ist auch eine Freude, wenn man später Hegel's Ge-

dankengänge vom Blatt weg lesen kann, wo immer man ihn aufschlagen mag, ohne sich die Augen frottiren zu dürfen."

Und am 4. Adventsonntag 1841 schreibt er (ebenfalls an Löwe):

„Hätte man vor fünf Jahren den Hegelianern entgegengestellt, was jetzt ihre eigenen Brüder an Hegel ausstellen, so hätten jene Zetter geschrieen, während sie es jetzt von ihren Leuten sich sagen lassen müssen. So tadelt Feuerbach in seiner letzten Arbeit „über das Wesen des Christenthums" an Hegel's System die Ueberreste des Dualismus d. h. den Ueberrest zwischen der Substanz als Weltprinzip und den zwei Momenten ihrer Objectivirung in der Natur- und Geistessphäre. Er will also, daß das Prinzip sich nicht mehr aus dem Objectivirungsprozesse als Subject zurücknehme, daß es somit in diesen Prozeß nicht nur eingehe, sondern auch in ihm untergehe. Und thut er hierin dem Hegel etwa Unrecht? Ist Hegel's Prozeß des absoluten Seins nicht bloßer Prozeß der (verabsolutirten) Natursubstanz? Und geht diese als reale Einheit in ihrem Streben zum Bewußsein nicht unter? und ist deshalb nur noch als das Eine in den Vielen (ihren Zeugungen) vorhanden d. h. als das Realallgemeine, das eben darum sein Wissen auch nur in einer formalen Einheit (im schematischen Begriffe) durchzusetzen vermag. — Sonderbar, daß die Consequenzen des hegelschen Systems auf dieselben Resultate führen, mit denen uns Weber's neuestes System im verflossenen Jahre aufgewartet hat. „Von Ewigkeit ist Gott in die Welt aus einander, aber auch in ihr untergegangen." Ueberdies schließt sich diese Weltansicht an die von Hillebrandt an, in der zwar Gott noch ein Plätzchen angewiesen, zugleich aber zugestanden wird, daß von ihm nicht eine Blattlaus, geschweige eine Monade herkomme. — Sie werden mich vielleicht fragen: wie Hegel jenes Moment der aufgelösten Realeinheit im Weltwerdungsprozesse übersehen konnte? Das war sehr leicht. Nur vom Prozesse des Geisteslebens aus begreifen wir jeden anderen; nur der Geist nimmt sich als Einheit zurück aus den Momenten seiner Objectivirung. Wie leicht war es nun, dieses Moment des Zurücknehmens in das Naturbewußtsein hineinzuschwärzen, und mit diesem auch in das Leben Gottes hineinzutragen!... So

hat denn der Geist im Sklavenkittel die herkulische Arbeit des Hegel'schen Systems vollbracht."

Und im Jahre 1842:

„Mit Hegel, dem durchgebildeten Peripathetiker, und mit Schelling, dem Gnostiker hat die Philosophie der Protestanten abgewirthschaftet. Jene nun, welche keine andere Philosophie kennen, meinen (mit nassen oder mit trockenen Augen): es sei überhaupt mit dem hochgelobten Wissen zu Ende, und deshalb müsse der Glaube im Preise steigen, wobei sie aber nur die Kleinigkeit vergessen, daß der Glaube unserer Zeit mit zwei Wechselbälgen spazieren geht, mit dem Unglauben und dem Aberglauben."

Inzwischen wurden die wissenschaftlichen Leistungen auf katholischem Boden immer trostloser, und die Anfeindungen der Günther'schen Speculation immer häufiger und heftiger. Schon am 6. Mai 1836 schrieb G. an Baltzer:

„Der hiesige Nuntius hat dem jungen Erzbischof von Salzburg (Schwarzenberg) gesagt: Via Guntheri non est acatholica quidem, at est inutilis et periculosa." (Der Weg Günther's ist zwar nicht unkatholisch, aber nutzlos und gefährlich.)

Und er schließt den Brief mit der gottergebenen Aufforderung:

„Maneamus sine ira et studio, quod sumus, liberi obsequentes matri ecclesiae catholicae!" (Ohne Zorn und Eifer wollen wir bleiben was wir sind, frei ergeben unserer Mutter, der katholischen Kirche.)

Ja das war sein Trost bei allen Verdächtigungen und Anfeindungen, das Bewußtsein, daß bei allen seinen Arbeiten nur die Liebe zu Christus und seiner h. Kirche sein Leitstern gewesen und bleiben werde. So schreibt er am 20. Nov. 1837. an Baltzer:

„Der Mensch braucht nicht viele Freunde, aber Einer ist doch gewiß nicht viel, weil das kaum hinreicht, um das Wort des Herrn in Erfüllung gehen zu sehen: wo zwei oder drei in meinem Namen ver-

sammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und der Herr weiß es: so oft wir bei Tag oder Nacht beisammen saßen, war der Herr der einzige Gegenstand, auf den alles Andere bezogen wurde" *).

Dominica in albis 1842 spricht er sich gegen Baltzer dahin aus, daß die Zeit zu literarischen Produktionen nicht geeignet sei, und widerräth ihm daher die Fortsetzung seiner „Beiträge":

„Es ist (fährt er fort) unglaublich, wie schlecht es auf katholischem Boden mit der speculativen Bildung aussieht. So traut man kaum seinen Augen, wenn man die Einleitung liest in dem Werke von Ringseis „die Restauration der Medicin in wissenschaftlicher Hinsicht 1841". Es ist darin auch nicht eine Spur von einer Creation im Sinne der Kirche zu finden."

Und am 7. Mai desselben Jahres schreibt er (nach Besprechung der wissenschaftlichen Leistungen des Herrn von Schütz):

„Das sind die sauberen Früchte der hermesischen Damnation! Solcher Wahnwitz hätte sich doch nicht blicken lassen dürfen, wenn auf katholischer Seite dem soliden Gedankengange nicht aller und jeder Anspruch auf Coexistenz confiscirt worden wäre. Systematische Gedankenlosigkeit ist seitdem wie der Pilz aus fanatischem Glaubenseifer herausgewachsen."

Im Anfange des Jahres 1843 erschien bei Beck in Wien: „Eurystheus und Heracles. Metalogische Kritiken und Meditationen". Günther entschuldigt sich im Vorworte, daß er auch in diesem Buche statt des versprochenen Systems nur Werkstücke liefere. Er habe nämlich das Malheur gehabt, daß feindliche Mächte den mit saurer Mühe geebneten Bauplatz ihm verunreinigt und das darauf gelegte Fundament ihm verschüttet hätten. So habe W. v. Schütz,

*) Vgl. Melzer a. a. O. S 292.

um ihm im Kleinen den Mißgriff Hegel's im Großen nachzuweisen (daß er nämlich eben so das endliche Ich zur Identität von Geist und Natur erhebe, wie Hegel im unendlichen Ich — in der übergreifenden Subjectivität — die absolute Einheit von Geist und Natur erblickt, als seinen Grundgedanken bezeichnet, „daß das Ich Vereinwesen von Geist und Natur sei", während er doch sage, der Mensch sei das Vereinwesen von beiden, das Ich nur ein Coefficient dieses Ganzen. Und weiter habe er ihm den Vorwurf gemacht: „er habe kein Bedenken getragen, an die Frage heranzutreten, wie Gott die Welt erschaffen habe", während er doch lehre, daß das Wie im eigentlichen Sinne gar nicht unter die Aufgaben gezählt werden dürfe, mit deren Lösung die Speculation sich zu befassen habe. — Und was für ein Völklein dem Kreuzzuge des Herrn v. Schütz sich anschließe, könne man daraus ersehen, daß J. Salat sogar behauptet: „das G.'sche Prinzip führt offenbar zum baren und eigentlichen Pfaffenthum, d. h. zum Ultramontanismus". So könne er denn einstweilen wieder nur daran denken, das Terrain für die Aufführung des Gebäudes zu säubern, und die nöthigen Bausteine herbeizuschaffen und zu bearbeiten.

Einen zweiten Entschuldigungsgrund findet G. darin, daß der Machtspruch: „ein System könne nur durch ein anderes System widerlegt werden", der Philosophie die Arbeit und die Qual eines Tantalus aufbürde, da sich neben dem zweiten Systeme auch ein drittes und so ins Unendliche fort mit demselben Rechte einstellen könne. Vielmehr könne ein System nur dadurch widerlegt werden, daß die Einseitigkeit des Prinzips der Methode nachgewiesen, und damit die Wurzel des Irrthums aufgewiesen werde.

Mit dieser Wurzel sei aber auch die Wahrheit gefunden. Dazu komme denn noch, daß wir in einer Zeit leben, wo der Philosophie mit derselben Verachtung begegnet werde, mit der sie zuvor die anderen Gebiete des Lebens sammt ihren hohen Interessen behandelt habe. Deshalb müsse der Philosoph immer von Neuem auf die empirischen Thatsachen zurückgehen. Obschon aber Meister Hegel dem Empirismus das schöne Zeugniß ausgestellt habe: in ihm liege das große Prinzip, daß dasjenige, was wahr sein solle, sich auch in Wirklichkeit finden lasse und für die Wahrnehmung da sein müsse; so sei er doch mit einem großen Rückstande für dieses Prinzip aus der Welt gegangen, während seine Erben und Testamentsexecutoren sich wenig um die Liquidation seiner Schuld kümmern, dafür aber sich fleißig mit Cabinetsordres der Weltgeschichte beschäftigen. Wie wäre es sonst auch möglich, daß andere Systeme, die sich neben dem des absoluten Wissens in kurzer Zeit eingestellt, so schnöde vom kritischen Aeropag hätten behandelt werden können! So werde jeder selbstständige Geistesfunke in Schriften, wie das System des absoluten Idealismus von Ferd. Weber, der Geist von Hinkel, der jenes System nach dem frühen Hinscheiden seines Erzeugers zur Taufe getragen, Staudenmaier's Lehre von der Idee, Bernhardi's Laokoon — Hermes und Perrone, als ein Räuber an der Osterkerze des Monismus mit der Sohle ausgetreten, dagegen jede Theerlampe, wenn sie ihren Docht an dieser Vestaflamme angezündet, gereinigt. Deshalb werde z. B. dem Autor der Esquisse d'une philosophie, Lamennais, ein Monument von monistischem Gußeisen gesetzt in Folge seiner Umdeutung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre, wonach die drei Personen in der Gottheit bloße Kräfte und Aeußerungen Gottes

sind. Und wie düster nehme sich dieser Ehrensäule Lamennais' gegenüber der Grabstein aus, unter welchem der Rezensent der Bernhardi'schen Schrift alle Versuche einer speculativen Theologie zur Ruhe verweist! Und das veranlaßt den G., sich auch gegen diejenigen katholischen Verfechter des Dogmas zu wenden, welche von einer philosophischen Begründung desselben nichts wissen wollen.

Nun fallen ferner solche Kritiken in eine Zeit, in welcher nicht nur die linke Seite der Hegelschule die rechte Seite derselben in die Zucht nimmt und dabei die Consequenz für sich hat, sondern auch eine mächtige Reaction von Seite des kirchlichen und staatlichen Lebens gegen die alte und neue Identitätslehre sich erhoben hat. Und das beweise sowohl, daß diese zu jenen Lebensfragen vorgedrungen sei, gegen die es keinem erlaubt ist, gleichgiltig zu sein, als auch, daß das Bedürfniß des menschlichen Geistes, sich über die Grundlagen seines Daseins zu verständigen, durch kein einseitiges System der Philosophie zum Schweigen gebracht werden könne. In einer solchen Zeit muß es Jedem erlaubt sein, die Ergebnisse seiner über das Leben der Natur und des Geistes fortgesetzten Forschungen auf den Markt zu bringen, damit sich durch den Vergleich mit andern herausstelle, ob jene die Solidität besitzen, ein Gebäude zu tragen, das die Bewohner desselben nicht mit dem Einsturze bedroht.

Solche Betrachtungen waren es, denen die Schrift „Eurystheus und Heracles" ihre Entstehung in folgenden Artikeln verdankte: Anfang und Anfänger (der Wissenschaft), Zurück und Vorwärts (die Kategorien und die Selbstanschauung), Cartesius und St. Augustin (die cartesischen Teufelchen nach protestantischer und nach katholischer Vision,

Augustin als Sohn neuplatonischer und als Stammvater neueuropäischer Speculation), nachträgliche Randglossen zu einigen Waidsprüchen der Gegenwart über Vergangenes in der Geschichte europäischer Philosophie, Consequenz und Consequenzmacherei in der Tagesphilosophie, die Ebendbildhauer in der Wissenschaft, und der Weltanfang für die und die Weltanfänger in der Wissenschaft.

Aus den Rezensionen, die über diese Schrift erschienen, greife ich diejenige heraus, welche im Münchener Archiv für theologische Literatur 2. Jahrg. 1843 S. 789—808 zu lesen ist. Darin sagt der Verfasser: „Ueber die Mißachtung des christlichen Prinzips, die sich genugsam selbst an den Verächtern rächt, hilft es den Freunden desselben nichts, sich zu ärgern; es hilft nichts, gegen „Antichristen" in die Gerichtsposaune stoßen und Donnerkeile auf „Titanenhäupter" schleudern, wenn man selber ein lauer Christ ist und ein fauler Knecht; es hilft nichts, über die Verwüster des evangelischen Weinberges Feuer vom Himmel herabrufen, wenn man seinerseits müßig auf dem Markte steht; es hilft nichts, Jeremiaden über den Trümmern der Tochter Sions anstimmen, wenn man die Kelle nicht zur Hand nimmt, und ein Jeder, umgürtet mit des Geistes Schwert, seine Stelle an dem Jerusalem christlicher Wissenschaft recht zu bauen strebt. Es gilt, das Ahasverus-Loos der außerchristlichen Speculation zum Bewußtsein zu bringen; es gilt, die unselige Mühsal der rastlosen Webe der Systemmacherei an dem sich nie vollendenden Schleier Penelopens im wahren Grunde aufzuzeigen; es gilt, selbsteigen den Schacht christlicher Forschung zu befahren und aus seinen geheimnißvollen Kammern, unbeirrt von Kobold und Schwaden, den edlen Gedankenschatz mit Geistesarmen herauf ans Licht

zu heben und den Schrein der reichen Errungenschaft zu öffnen, daß ihr Schimmer leuchtend Denen ins Auge blitze, die ignorirend seither mit dem fahlen Flittergolde ihrer im Flugsande der Geistesarmuth zusammengelesenen Weisheit prunkten.

„Ein solch edles, von Muth und Rüstigkeit beseeltes Streben und Weben erscheint uns im vorliegenden Werke, das wir darum mit Freudegefühl begrüßen und mit warmem Danke hinnehmen. Sein Verfasser hat schon durch seine früheren Leistungen sich um die Förderung der christlichen Speculation hohe Verdinste erworben, die bereits vielseitig die freudigste Anerkennung gefunden, aber ihre volle Würdigung erst in unseren Tagen finden können, wo der speculative Geist auf katholischem Boden — nach etwas eingeschlafener Thätigkeit — wiedererwachend mit einer Macht hervorzubrechen anfängt, die immer tüchtigere Kräfte unter seine Fahne sammelt und einen entscheidenden Schlag zum endlichen Siege der christlichen Wissenschaft verspricht. Gibt der Verfasser seinem in einer Reihe von Kritiken und Meditationen ablaufenden Werke den Titel Eurystheus und Heracles, so ist wohl unter Ersterem das den philosophischen Thron usurpirende Prinzip zu verstehen, das der christlichen Wissenschaft die ihr gebührende Herrschaft durch immer erneuerte Hemmnisse und Schwierigkeiten zu verkümmern und zu annulliren sucht. Bei den Arbeiten, die der katholischen Speculation vor ihrer Flammenverklärung zu vollenden auferlegt ist, hat unser Alcides nicht blos mit dem gewaltigen Löwen der Hegel'schen Schule, sondern auch mit der gleisenden Schlange der sogenannten positiven Philosophie zu ringen; überdies muß er zelotisch krallende Stymphaliden aus ihren obscuren Sümpfen frei-

oder unfreiwilliger Geistesverdumpfung aufjagen und sie die zugeschärfte Spitze seiner Geistespfeile fühlen lassen." S. 789—791.

Dann führt der Referent den Lesern die „Werkstücke, wie unser Heracles seine Arbeiten nennt" in einer Ueberschau ihres Inhaltes vor Augen, bei einzelnen, ein besonderes Interesse darbietenden Partien z. B. bei den Untersuchungen über die Hauptschicksale der Kategorien und über den Einfluß der Selbstbeobachtung auf das Schicksal der Metaphysik, „welche beide Aufgaben G. auf eine umfassende, gründliche und scharfsinnige Weise löse," bei der Apologie des Cartesius, „die um so verdienstvoller erscheine, je inniger damit die wissenschaftliche Vindication der christlichen Weltanschauung gegenüber einer außerchristlichen Weltanschauung zusammenhängt *)," auch bei seiner

*) „Es ist freilich eine merkwürdige Erscheinung, daß man den Cartesius von einer Seite her, wo er es am wenigsten verdient hätte, vielfach mißkannte und es auf eine nicht ganz entschuldbare Weise verabsäumte, die bedeutsame Denkrichtung, zu der dieser große katholische Denker den Impuls gab, mit treuer und umsichtiger Pflege der in ihr liegenden lebensvollen Keime zu verfolgen. So konnte es G. als eine seltene Ausnahme bezeichnen, wenn in unserem Archive (I. Jahrg. 5. Hft. S. 408) eine Stimme sich zu Cartesius Gunsten erhoben und auf die tiefgreifende Bedeutung seines philosophischen Prinzips für die katholische Speculation hinwies." S. 800. Und S. 801: „Die mittelalterlichen Geister versuchten mittelst der antiken Philosophie sich die christliche Idee aufzuschließen... Wenn sich aber zeigte, daß dieser Schlüssel nicht aufthue, wer will es einem kühnen Denker, wie Cartesius war, verargen, daß er... aus dem Urstoffe des eigenen Geistes einen machte und es damit versuchte? Dieses Bestreben war sicherlich nicht an ihm zu tadeln, wohl aber das, daß er, untreu seiner selbständigen Geistesrichtung, scholastisches Eisen

Besprechung der Scholastik und des Verhältnisses zwischen Philosophie und Christenthum) dem Berichte einen weiteren Spielraum gestattend.

Nach dieser höchstgelungenen und überaus anerkennenden Uebersicht schließt der Rezensent sein Referat mit den Worten: „In Bezug auf das Prinzip der wissenschaftlichen Methode, den Ausgang vom Geiste, als dem Erkenntnißprinzipe stimmen Cartesius und Augustinus zusammen; dadurch sind beide der Wissenschaft nicht Schuldner geblieben. Aber dazu brachten sie es nicht, daß sie den pantheistischen Systemen wissenschaftlich ein für allemal die Thüre geschlossen hätten; den reinen Theismus sind sie der christlichen Philosophie schuldig geblieben. Daß Augustin's Bestimmungen der Gottesidee vielfach nichts Besseres sind, als der hypostasirte Schematismus der logischen Begriffsmomente, daß seine Weltansicht manche Spuren pantheisirender Färbung an sich trägt, daß Cartesins' Psychologie sich in ihren Grundbestimmungen nicht über die Atmosphäre abstracter Anschauung erhebt, — hat seinen Grund lediglich darin, daß beide sich der Herrschaft der antiken Philosophie zu entwinden und eine vollendete Emancipation der christlichen Wissenschaft herbeizuführen nicht vermocht haben. — Doch in manchen Stücken derselben ist bereits Cartesius seinem Lehrmeister (Augustinus) vorangeeilt;... er hat, wenn auch hie und da strauchelnd, dem Ziele der christlichen Philosophie sich näher gedrängt. Aber noch ist es nicht erreicht, noch ist mancher Schritt vorwärts zu thun,

seinem Schlüssel beischmolz und von der alten Psychologie sich in der Bestimmung seiner philosophischen Grundansicht leiten ließ; daran knüpfte Spinoza den Faden seines pantheistischen Gewebes an."

dankengänge vom Blatt weg lesen kann, wo immer man ihn aufschlagen mag, ohne sich die Augen frottiren zu dürfen."

Und am 4. Adventsonntag 1841 schreibt er (ebenfalls an Löwe):

„Hätte man vor fünf Jahren den Hegelianern entgegengestellt, was jetzt ihre eigenen Brüder an Hegel ausstellen, so hätten jene Zetter geschrieen, während sie es jetzt von ihren Leuten sich sagen lassen müssen. So tadelt Feuerbach in seiner letzten Arbeit „über das Wesen des Christenthums" an Hegel's System die Ueberreste des Dualismus d. h. den Ueberrest zwischen der Substanz als Weltprinzip und den zwei Momenten ihrer Objectivirung in der Natur- und Geistessphäre. Er will also, daß das Prinzip sich nicht mehr aus dem Objectivirungsprozesse als Subject zurücknehme, daß es somit in diesen Prozeß nicht nur eingehe, sondern auch in ihm untergehe. Und thut er hierin dem Hegel etwa Unrecht? Ist Hegel's Prozeß des absoluten Seins nicht bloßer Prozeß der (verabsolutirten) Natursubstanz? Und geht diese als reale Einheit in ihrem Streben zum Bewußsein nicht unter? und ist deshalb nur noch als das Eine in den Vielen (ihren Zeugungen) vorhanden d. h. als das Realallgemeine, das eben darum sein Wissen auch nur in einer formalen Einheit (im schematischen Begriffe) durchzusetzen vermag. — Sonderbar, daß die Consequenzen des hegelschen Systems auf dieselben Resultate führen, mit denen uns Weber's neuestes System im verflossenen Jahre aufgewartet hat. „Von Ewigkeit ist Gott in die Welt aus einander, aber auch in ihr untergegangen." Ueberdies schließt sich diese Weltansicht an die von Hillebrandt an, in der zwar Gott noch ein Plätzchen angewiesen, zugleich aber zugestanden wird, daß von ihm nicht eine Blattlaus, geschweige eine Monade herkomme. — Sie werden mich vielleicht fragen: wie Hegel jenes Moment der aufgelösten Realeinheit im Weltwerdungsprozesse übersehen konnte? Das war sehr leicht. Nur vom Prozesse des Geisteslebens aus begreifen wir jeden anderen; nur der Geist nimmt sich als Einheit zurück aus den Momenten seiner Objectivirung. Wie leicht war es nun, dieses Moment des Zurücknehmens in das Naturbewußtsein hineinzuschwärzen, und mit diesem auch in das Leben Gottes hineinzutragen!... So

hat denn der Geist im Sklavenkittel die herkulische Arbeit des Hegel'schen Systems vollbracht."

Und im Jahre 1842:

„Mit Hegel, dem durchgebildeten Peripathetiker, und mit Schelling, dem Gnostiker hat die Philosophie der Protestanten abgewirthschaftet. Jene nun, welche keine andere Philosophie kennen, meinen (mit nassen oder mit trockenen Augen): es sei überhaupt mit dem hochgelobten Wissen zu Ende, und deshalb müsse der Glaube im Preise steigen, wobei sie aber nur die Kleinigkeit vergessen, daß der Glaube unserer Zeit mit zwei Wechselbälgen spazieren geht, mit dem Unglauben und dem Aberglauben."

Inzwischen wurden die wissenschaftlichen Leistungen auf katholischem Boden immer trostloser, und die Anfeindungen der Günther'schen Speculation immer häufiger und heftiger. Schon am 6. Mai 1836 schrieb G. an Baltzer:

„Der hiesige Nuntius hat dem jungen Erzbischof von Salzburg (Schwarzenberg) gesagt: Via Guntheri non est acatholica quidem, at est inutilis et periculosa." (Der Weg Günther's ist zwar nicht unkatholisch, aber nutzlos und gefährlich.)

Und er schließt den Brief mit der gottergebenen Aufforderung:

„Maneamus sine ira et studio, quod sumus, liberi obsequentes matri ecclesiae catholicae!" (Ohne Zorn und Eifer wollen wir bleiben was wir sind, frei ergeben unserer Mutter, der katholischen Kirche.)

Ja das war sein Trost bei allen Verdächtigungen und Anfeindungen, das Bewußtsein, daß bei allen seinen Arbeiten nur die Liebe zu Christus und seiner h. Kirche sein Leitstern gewesen und bleiben werde. So schreibt er am 20. Nov. 1837. an Baltzer:

„Der Mensch braucht nicht viele Freunde, aber Einer ist doch gewiß nicht viel, weil das kaum hinreicht, um das Wort des Herrn in Erfüllung gehen zu sehen: wo zwei oder drei in meinem Namen ver-

sammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Und der Herr weiß es: so oft wir bei Tag oder Nacht beisammen saßen, war der Herr der einzige Gegenstand, auf den alles Andere bezogen wurde" *).

Dominica in albis 1842 spricht er sich gegen Baltzer dahin aus, daß die Zeit zu literarischen Produktionen nicht geeignet sei, und widerräth ihm daher die Fortsetzung seiner „Beiträge":

„Es ist (fährt er fort) unglaublich, wie schlecht es auf katholischem Boden mit der speculativen Bildung aussieht. So traut man kaum seinen Augen, wenn man die Einleitung liest in dem Werke von Ringseis „die Restauration der Medicin in wissenschaftlicher Hinsicht 1841". Es ist darin auch nicht eine Spur von einer Creation im Sinne der Kirche zu finden."

Und am 7. Mai desselben Jahres schreibt er (nach Besprechung der wissenschaftlichen Leistungen des Herrn von Schütz):

„Das sind die sauberen Früchte der hermesischen Damnation! Solcher Wahnwitz hätte sich doch nicht blicken lassen dürfen, wenn auf katholischer Seite dem soliden Gedankengange nicht aller und jeder Anspruch auf Coexistenz confiscirt worden wäre. Systematische Gedankenlosigkeit ist seitdem wie der Pilz aus fanatischem Glaubenseifer herausgewachsen."

Im Anfange des Jahres 1843 erschien bei Beck in Wien: „Eurystheus und Heracles. Metalogische Kritiken und Meditationen". Günther entschuldigt sich im Vorworte, daß er auch in diesem Buche statt des versprochenen Systems nur Werkstücke liefere. Er habe nämlich das Malheur gehabt, daß feindliche Mächte den mit saurer Mühe geebneten Bauplatz ihm verunreinigt und das darauf gelegte Fundament ihm verschüttet hätten. So habe W. v. Schütz,

*) Vgl. Melzer a. a. O. S 292.

um ihm im Kleinen den Mißgriff Hegel's im Großen nachzuweisen (daß er nämlich eben so das endliche Ich zur Identität von Geist und Natur erhebe, wie Hegel im unendlichen Ich — in der übergreifenden Subjectivität — die absolute Einheit von Geist und Natur erblickt, als seinen Grundgedanken bezeichnet, „daß das Ich Vereinwesen von Geist und Natur sei", während er doch sage, der Mensch sei das Vereinwesen von beiden, das Ich nur ein Coefficient dieses Ganzen. Und weiter habe er ihm den Vorwurf gemacht: „er habe kein Bedenken getragen, an die Frage heranzutreten, wie Gott die Welt erschaffen habe", während er doch lehre, daß das Wie im eigentlichen Sinne gar nicht unter die Aufgaben gezählt werden dürfe, mit deren Lösung die Speculation sich zu befassen habe. — Und was für ein Völklein dem Kreuzzuge des Herrn v. Schütz sich anschließe, könne man daraus ersehen, daß J. Salat sogar behauptet: „das G.'sche Prinzip führt offenbar zum baren und eigentlichen Pfaffenthum, d. h. zum Ultramontanismus". So könne er denn einstweilen wieder nur daran denken, das Terrain für die Aufführung des Gebändes zu säubern, und die nöthigen Bausteine herbeizuschaffen und zu bearbeiten.

Einen zweiten Entschuldigungsgrund findet G. darin, daß der Machtspruch: „ein System könne nur durch ein anderes System widerlegt werden", der Philosophie die Arbeit und die Qual eines Tantalus aufbürde, da sich neben dem zweiten Systeme auch ein drittes und so ins Unendliche fort mit demselben Rechte einstellen könne. Vielmehr könne ein System nur dadurch widerlegt werden, daß die Einseitigkeit des Prinzips der Methode nachgewiesen, und damit die Wurzel des Irrthums aufgewiesen werde.

Mit dieser Wurzel sei aber auch die Wahrheit gefunden. Dazu komme denn noch, daß wir in einer Zeit leben, wo der Philosophie mit derselben Verachtung begegnet werde, mit der sie zuvor die anderen Gebiete des Lebens sammt ihren hohen Interessen behandelt habe. Deshalb müsse der Philosoph immer von Neuem auf die empirischen Thatsachen zurückgehen. Obschon aber Meister Hegel dem Empirismus das schöne Zeugniß ausgestellt habe: in ihm liege das große Prinzip, daß dasjenige, was wahr sein solle, sich auch in Wirklichkeit finden lasse und für die Wahrnehmung da sein müsse; so sei er doch mit einem großen Rückstande für dieses Prinzip aus der Welt gegangen, während seine Erben und Testamentsexecutoren sich wenig um die Liquidation seiner Schuld kümmern, dafür aber sich fleißig mit Cabinetsordres der Weltgeschichte beschäftigen. Wie wäre es sonst auch möglich, daß andere Systeme, die sich neben dem des absoluten Wissens in kurzer Zeit eingestellt, so schnöde vom kritischen Aeropag hätten behandelt werden können! So werde jeder selbstständige Geistesfunke in Schriften, wie das System des absoluten Idealismus von Ferd. Weber, der Geist von Hinkel, der jenes System nach dem frühen Hinscheiden seines Erzeugers zur Taufe getragen, Staudenmaier's Lehre von der Idee, Bernhardi's Laokoon — Hermes und Perrone, als ein Räuber an der Osterkerze des Monismus mit der Sohle ausgetreten, dagegen jede Theerlampe, wenn sie ihren Docht an dieser Vestaflamme angezündet, gereinigt. Deshalb werde z. B. dem Autor der Esquisse d'une philosophie, Lamennais, ein Monument von monistischem Gußeisen gesetzt in Folge seiner Umdeutung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre, wonach die drei Personen in der Gottheit bloße Kräfte und Aeußerungen Gottes

sind. Und wie düster nehme sich dieser Ehrensäule Lamennais' gegenüber der Grabstein aus, unter welchem der Rezensent der Bernhardi'schen Schrift alle Versuche einer speculativen Theologie zur Ruhe verweist! Und das veranlaßt den G., sich auch gegen diejenigen katholischen Verfechter des Dogmas zu wenden, welche von einer philosophischen Begründung desselben nichts wissen wollen.

Nun fallen ferner solche Kritiken in eine Zeit, in welcher nicht nur die linke Seite der Hegelschule die rechte Seite derselben in die Zucht nimmt und dabei die Consequenz für sich hat, sondern auch eine mächtige Reaction von Seite des kirchlichen und staatlichen Lebens gegen die alte und neue Identitätslehre sich erhoben hat. Und das beweise sowohl, daß diese zu jenen Lebensfragen vorgedrungen sei, gegen die es keinem erlaubt ist, gleichgiltig zu sein, als auch, daß das Bedürfniß des menschlichen Geistes, sich über die Grundlagen seines Daseins zu verständigen, durch kein einseitiges System der Philosophie zum Schweigen gebracht werden könne. In einer solchen Zeit muß es Jedem erlaubt sein, die Ergebnisse seiner über das Leben der Natur und des Geistes fortgesetzten Forschungen auf den Markt zu bringen, damit sich durch den Vergleich mit andern herausstelle, ob jene die Solidität besitzen, ein Gebäude zu tragen, das die Bewohner desselben nicht mit dem Einsturze bedroht.

Solche Betrachtungen waren es, denen die Schrift „Eurystheus und Heracles" ihre Entstehung in folgenden Artikeln verdankte: Anfang und Anfänger (der Wissenschaft), Zurück und Vorwärts (die Kategorien und die Selbstanschauung), Cartesius und St. Augustin (die cartesischen Teufelchen nach protestantischer und nach katholischer Vision,

Augustin als Sohn neuplatonischer und als Stammvater neueuropäischer Speculation), nachträgliche Randglossen zu einigen Waidsprüchen der Gegenwart über Vergangenes in der Geschichte europäischer Philosophie, Consequenz und Consequenzmacherei in der Tagesphilosophie, die Ebendbildhauer in der Wissenschaft, und der Weltanfang für die und die Weltanfänger in der Wissenschaft.

Aus den Rezensionen, die über diese Schrift erschienen, greife ich diejenige heraus, welche im Münchener Archiv für theologische Literatur 2. Jahrg. 1843 S. 789—808 zu lesen ist. Darin sagt der Verfasser: „Ueber die Mißachtung des christlichen Prinzips, die sich genugsam selbst an den Verächtern rächt, hilft es den Freunden desselben nichts, sich zu ärgern; es hilft nichts, gegen „Antichristen“ in die Gerichtsposaune stoßen und Donnerkeile auf „Titanenhäupter“ schleudern, wenn man selber ein lauer Christ ist und ein fauler Knecht; es hilft nichts, über die Verwüster des evangelischen Weinberges Feuer vom Himmel herabrufen, wenn man seinerseits müßig auf dem Markte steht; es hilft nichts, Jeremiaden über den Trümmern der Tochter Sions anstimmen, wenn man die Kelle nicht zur Hand nimmt, und ein Jeder, umgürtet mit des Geistes Schwert, seine Stelle an dem Jerusalem christlicher Wissenschaft recht zu bauen strebt. Es gilt, das Ahasverus-Loos der außerchristlichen Speculation zum Bewußtsein zu bringen; es gilt, die unselige Mühsal der rastlosen Webe der Systemmacherei an dem sich nie vollendenden Schleier Penelopens im wahren Grunde aufzuzeigen; es gilt, selbsteigen den Schacht christlicher Forschung zu befahren und aus seinen geheimnißvollen Kammern, unbeirrt von Kobold und Schwaden, den edlen Gedankenschatz mit Geistesarmen herauf ans Licht

zu heben und den Schrein der reichen Errungenschaft zu öffnen, daß ihr Schimmer leuchtend Denen ins Auge blitze, die ignorirend seither mit dem fahlen Flittergolde ihrer im Flugsande der Geistesarmuth zusammengelesenen Weisheit prunkten.

„Ein solch edles, von Muth und Rüstigkeit beseeltes Streben und Weben erscheint uns im vorliegenden Werke, das wir darum mit Freudegefühl begrüßen und mit warmem Danke hinnehmen. Sein Verfasser hat schon durch seine früheren Leistungen sich um die Förderung der christlichen Speculation hohe Verdinste erworben, die bereits vielseitig die freudigste Anerkennung gefunden, aber ihre volle Würdigung erst in unseren Tagen finden können, wo der speculative Geist auf katholischem Boden — nach etwas eingeschlafener Thätigkeit — wiedererwachend mit einer Macht hervorzubrechen anfängt, die immer tüchtigere Kräfte unter seine Fahne sammelt und einen entscheidenden Schlag zum endlichen Siege der christlichen Wissenschaft verspricht. Gibt der Verfasser seinem in einer Reihe von Kritiken und Meditationen ablaufenden Werke den Titel Eurystheus und Heracles, so ist wohl unter Ersterem das den philosophischen Thron usurpirende Prinzip zu verstehen, das der christlichen Wissenschaft die ihr gebührende Herrschaft durch immer erneuerte Hemmnisse und Schwierigkeiten zu verkümmern und zu annulliren sucht. Bei den Arbeiten, die der katholischen Speculation vor ihrer Flammenverklärung zu vollenden auferlegt ist, hat unser Alcides nicht blos mit dem gewaltigen Löwen der Hegel'schen Schule, sondern auch mit der gleisenden Schlange der sogenannten positiven Philosophie zu ringen; überdies muß er zelotisch krallende Stymphaliden aus ihren obscuren Sümpfen frei-

oder unfreiwilliger Geistesverdumpfung aufjagen und sie die zugeschärfte Spitze seiner Geistespfeile fühlen lassen." S. 789—791.

Dann führt der Referent den Lesern die „Werkstücke, wie unser Heracles seine Arbeiten nennt" in einer Ueberschau ihres Inhaltes vor Augen, bei einzelnen, ein besonderes Interesse darbietenden Partien z. B. bei den Untersuchungen über die Hauptschicksale der Kategorien und über den Einfluß der Selbstbeobachtung auf das Schicksal der Metaphysik, „welche beide Aufgaben G. auf eine umfassende, gründliche und scharfsinnige Weise löse," bei der Apologie des Cartesius, „die um so verdienstvoller erscheine, je inniger damit die wissenschaftliche Vindication der christlichen Weltanschauung gegenüber einer außerchristlichen Weltanschauung zusammenhängt *)," auch bei seiner

*) „Es ist freilich eine merkwürdige Erscheinung, daß man den Cartesius von einer Seite her, wo er es am wenigsten verdient hätte, vielfach mißkannte und es auf eine nicht ganz entschuldbare Weise verabsäumte, die bedeutsame Denkrichtung, zu der dieser große katholische Denker den Impuls gab, mit treuer und umsichtiger Pflege der in ihr liegenden lebensvollen Keime zu verfolgen. So konnte es G. als eine seltene Ausnahme bezeichnen, wenn in unserem Archive (I. Jahrg. 5. Hft. S. 408) eine Stimme sich zu Cartesius Gunsten erhoben und auf die tiefgreifende Bedeutung seines philosophischen Prinzips für die katholische Speculation hinwies." S. 800. Und S. 801: „Die mittelalterlichen Geister versuchten mittelst der antiken Philosophie sich die christliche Idee aufzuschließen... Wenn sich aber zeigte, daß dieser Schlüssel nicht aufthue, wer will es einem kühnen Denker, wie Cartesius war, verargen, daß er... aus dem Urstoffe des eigenen Geistes einen machte und es damit versuchte? Dieses Bestreben war sicherlich nicht an ihm zu tadeln, wohl aber das, daß er, untreu seiner selbständigen Geistesrichtung, scholastisches Eisen

Besprechung der Scholastik und des Verhältnisses zwischen Philosophie und Christenthum) dem Berichte einen weiteren Spielraum gestattend.

Nach dieser höchstgelungenen und überaus anerkennenden Uebersicht schließt der Rezensent sein Referat mit den Worten: „In Bezug auf das Prinzip der wissenschaftlichen Methode, den Ausgang vom Geiste, als dem Erkenntnißprinzipe stimmen Cartesius und Augustinus zusammen; dadurch sind beide der Wissenschaft nicht Schuldner geblieben. Aber dazu brachten sie es nicht, daß sie den pantheistischen Systemen wissenschaftlich ein für allemal die Thüre geschlossen hätten; den reinen Theismus sind sie der christlichen Philosophie schuldig geblieben. Daß Augustin's Bestimmungen der Gottesidee vielfach nichts Besseres sind, als der hypostasirte Schematismus der logischen Begriffsmomente, daß seine Weltansicht manche Spuren pantheisirender Färbung an sich trägt, daß Cartesius' Psychologie sich in ihren Grundbestimmungen nicht über die Atmosphäre abstracter Anschauung erhebt, — hat seinen Grund lediglich darin, daß beide sich der Herrschaft der antiken Philosophie zu entwinden und eine vollendete Emancipation der christlichen Wissenschaft herbeizuführen nicht vermocht haben. — Doch in manchen Stücken derselben ist bereits Cartesius seinem Lehrmeister (Augustinus) vorangeeilt;... er hat, wenn auch hie und da strauchelnd, dem Ziele der christlichen Philosophie sich näher gedrängt. Aber noch ist es nicht erreicht, noch ist mancher Schritt vorwärts zu thun,

---

seinem Schlüssel beischmolz und von der alten Psychologie sich in der Bestimmung seiner philosophischen Grundansicht leiten ließ; daran knüpfte Spinoza den Faden seines pantheistischen Gewebes an."

noch sind... manche Wälder zu lichten, manche Sümpfe auszutrocknen, bis die Auen christlicher Wissenschaft frei und grünend daliegen und die von jenen großen Geistern ahnungsvoll erschauten Höhen, worauf der Verfasser hindeutet, jene die lebensvollen Thatsachen des Christenthums überragenden Höhen zugänglich geworden sind. Doch verzaget nicht, Freunde christlicher Wissenschaft! schöpfet freudiges Vertrauen! es schlagen — dessen ist Zeugniß vorliegendes Werk — frisch und thatkräftig im Herzen der Gegenwart die Pulse lebendigen Aufschwungs; am Nilmesser der christlichen Wissenschaft steigt die befruchtende Fluth, und wird trotz des Aergernisses der Unverständigen und der Angriffe der Mißgünstigen fortsteigen, bis die segnende Fülle der christlichen Idee alle Lebensgebiete überströmt hat."

Treffend charakterisirt auch Löwe Inhalt und Form des „Eurystheus und Heracles" in einem Briefe an G. vom 22. Juli 1844. Er schreibt:

„Aus diesem Ihrem letzten Werke habe ich sehr viel gelernt und lerne ich noch immer.... Wer verborgene Metallschätze in tiefsten Schachten entdeckt und zu Tage legt, von dem wäre unbillig zu verlangen, daß er dieselben gleich für den täglichen Gebrauch in die bequemste Form bringe oder gar zu allerlei häuslichen Geräthschaften verarbeite. Dafür sind die verschiedenen Handtierungen und Gewerke vorhanden, daß sie seiner Gaben sich bemächtigen. Auch muß ihm überlassen bleiben, daß er Adern des Ueberflusses öffne hier und dort nach eigenem Gefallen, und darf es uns nicht verdrießen, ihm nachzureisen. Freilich bequemer wäre es, wenn er hübsch nahe an unsere Wohnungen sich hielte und hart an deren Thoren viel verzweigte und unerschöpfliche Stollen schlüge. Aber allzuleicht gewonnen ist allzuschnell verronnen, und es ist nützlich, wenn wir schwere Arbeit verrichten. — Dies wird sich auch der Leser künftiger Tage sagen müssen, wenn er in Ihren Schriften mit manchem Autor zu thun bekommt, dessen Reden und Gegenreden, wenn auch in der Gegenwart anregend und

fördernd, doch sonst für die Nachwelt längst verhallt sein würden, und der daher Ursache zu großer Erkenntlichkeit für Sie hat. — Darf ich zuletzt noch aussprechen, was in Ihrem Eurystheus auf mich die meiste und einflußreichste Wirkung ausgeübt, so ist es zuvörderst die Darlegung der Unbilden, welche die philosophische Literatur von jeher durch die despotische Herrschaft des rein begrifflichen Denkens erfuhr, eine Angelegenheit, die wohl schon in Ihren früheren Arbeiten, insbesondere in den Juste-Milieus, diesmal aber mit vorzugsweisem Nachdrucke behandelt wurde, so daß dieser Grundgedanke, überall hervortretend, wie ein leuchtender Faden durch das ganze Gewebe sich hindurchschlingt. Ja diese allseitige Darstellung des Begriffs macht die Hauptaufgabe Ihres Eurystheus aus, so daß dadurch Jedem, der nicht vollends am schwarzen Staare leidet, der weiteste und schärfste Blick in dies uralte Chaos geschenkt wird. Das zweite mir persönlich höchst Bedeutsame und Folgenreiche ist das Verständniß, das Sie in einer neuen und viel umfassenderen Weise als bisher über das Verhältniß des Cartesius zu Augustinus und der katholischen wie der protestantischen Theologie zu beiden eröffneten. Endlich die Kategorienfrage...."

G. selber entschuldigt in einem Schreiben vom Jahre 1843, bei Gelegenheit der Uebersendung des „Eurystheus und Heracles" an Baltzer, die ihm „wohlbewußten Unvollkommenheiten" dieses Werks mit folgender Expectoration:

„Was ist zu thun in einer Zeit, wo von dem bekannten nonum prematur in annum gar keine Rede mehr sein kann, da die Ausfälle gegen das Dogma und seine Grundlage von der einen Seite immer unverschämter hervortreten, von der andern Seite aber die Verfechter desselben der Wissenschaft entbehren zu können glauben? Diese Partei (auf katholischem Boden vorhanden) ist es vor Allem, mit der ich einmal in allem Ernste ein Wort wechseln mußte."

Bei solcher Lage der Dinge, wagte es Arnoldi, der im Jahre 1842 den Bischofsstuhl von Trier bestiegen, und ein Kenner und Verehrer der G.'schen Philosophie war, nicht, dem Pfarrer Merten (meinem früheren Mit-

kaplan an der Liebfrauenkirche zu Trier), der G.'s Schriften gründlich studirt hatte und auch in einen Briefwechsel mit G. getreten war, die am Priesterseminar erledigte Professur der Philosophie zu übertragen, machte ihn aber zu seinem Privatsecretär. Pfarrer Alff erhielt diese Stelle. Aber schon am 8. Sept. 1843 schrieb mir Merten nach Wien, wohin ich mich im Sommer 1841 begeben hatte, um drei volle Jahre zu G.'s Füßen zu sitzen, daß Alff dem Bischof erklärt habe, er wünsche wieder Pfarrer zu werden, und fügte hinzu:

„Hiedurch kommt Reverendissimus in gar große Verlegenheit sowohl dem Ministerium als den Hermesianern gegenüber; denn welchen Eindruck muß es machen, daß einer der zwei neuen Professoren, die er durchgesetzt und an die Stelle der Hermesischen *) gesetzt, schon nach Verlauf eines Jahres abtritt? Zudem wird es dem Bischofe schwer fallen, die Professur mit einem Manne aus der Diözese so zu besetzen, daß Erkleckliches zu hoffen ist; denn er wünscht Alles zu beseitigen, was gegenwärtig bei Manchen Mißtrauen erregt."

Zugleich theilte Merten mir mit, daß Dr. Clemens aus Coblenz, der den größten Theil seiner Gymnasialstudien bei den Jesuiten gemacht, und zuletzt sich längere Zeit in Italien aufgehalten und kein Freund der G.'schen Philosophie sei, an der Universität Bonn sich als Privatdocent der Philosophie habilitiren werde.

Aber schon wenige Monate später, am 29. Dezember, schrieb mir Merten:

„Du bist nicht blos Philosoph sondern auch Prophet, und letzteres, weil du jenes bist, und zwar kein falscher sondern ein wahrer Prophet.

---

*) Es waren nämlich die beiden Hermesianer, Rosenbaum, Prof. der Dogmatik, und Biunde, Professor der Philosophie am Trierer Seminar, veranlaßt worden, ihre Professuren mit Pfarrstellen zu vertauschen.

Da lobe ich mir doch die Wiener Philosophie. Du warst der Erfüllung deiner Prophezie so gewiß, daß du mich mit dem Titel professor philosophiae anredetest. Gewöhnlich haben die Prophezeiungen eine allgemeine Haltung, aber die deinige läßt sich auf Specialia ein: ‚Und du wirst endlich auf die rechte Stelle gesetzt werden, daran zweifele ich nicht länger; denn sollte der Bischof auch zunächst andere Geistliche angehen, so wird doch keiner so verwegen sein, Philosophie vortragen zu wollen ohne philosophische Prinzipien...; es wird also keiner auf die gestellten Bedingungen eingehen. Sollte der Bischof ihnen auch das System verzeihen, so wird er keine finden, die sich darauf verstehen; und so wird nur unser Merten übrig bleiben.' Und so ist es gekommen. Du kannst nicht denken, wie penibel meine Lage dem Hochwürdigsten Herrn gegenüber seit Alff's Abdankung gewesen ist. Er konnte es nicht vermeiden, mit mir über seine schlimme Lage zu sprechen, mußte mir aber auch zu verstehen geben, wie er bei der Wiederbesetzung der vacanten Stelle an mich gar nicht denken könne. Er ließ an einen Kaplan in Coblenz schreiben, der aber den Antrag ablehnte, weil er weder Vorkenntnisse noch Beruf für den Katheder der Philosophie habe, darauf wurde an deinen Freund Pastor Kalkofen geschrieben, welcher gleichfalls aus demselben Grunde nicht willfahren zu können glaubte. Nach diesen vergeblichen Anfragen verstrichen 8 bis 10 Tage, während welcher eine gewisse Annäherung Rodsmi an die Güntherianer mir nicht verborgen bleiben konnte, und ich nun wiederholt dich ihm in Vorschlag brachte. Auch kam ein trefflich geschriebener anonymer Brief an, welcher Rodsmo dringend ans Herz legte, daß er doch dir den philosophischen Lehrstuhl übergeben möge, worauf aber der Bischof nicht einging, weil er deine Laufbahn, die du mit aller Kraft zu behaupten scheinest, nicht unterbrechen wolle. Darauf habe ich nicht unterlassen, auf unsern Freund Dersdorf hinzuweisen. Endlich, und noch ehe dein letztes Schreiben an mich gelangt war, trug er mir die Stelle an mit dem Bemerken: daß ich es ihm nicht verübeln dürfe, wenn er zuvor bei Andern angefragt, denn so habe er handeln müssen, nun aber, da sich Niemand zur Annahme verstehen wolle, sei er gerechtfertigt, wenn ich Alff's Nachfolger würde, denn er sei überzeugt, daß ich nichts Antikatho-

lisches lehren werde.... Alsbald wurde auch ans hohe Ministerium ein Gesuch um Genehmigung meiner gerichtet. Und vor acht Tagen kam ein Schreiben vom Minister Eichhorn an, worin geklagt wird, daß der Bischof keine Anzeige von dem Austritte Alff's gemacht, daß ich ein lateinisches curriculum vitae einzuschicken hätte, und daß ich, so lange ich nicht Doctor philosophiae sei, nur provisorisch angestellt werden könne.... Und so habe ich denn schon seit Allerheiligen im Seminar docirt.... Der Schreibtisch fesselt mich jetzt mit solcher Lust, daß ich zuweilen meine, ich könne denselben nicht verlassen. Möchte meine Lust auch gute Früchte bringen!...."

Inzwischen hatte G. wieder einen Ruf nach München erhalten und abgelehnt. Darüber schreibt er am ersten Fastensonntag 1844 an Löwe:

„In zwei Heften des Münchener theologischen Archivs ist eine Rezension meines Eurystheus und Heracles erschienen. Dabei ist mir Buttler's Audibras eingefallen, der unter Anderem philosophirt:

Wer flieht, kann wieder ins Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Wer folglich läuft zur rechten Zeit,
Ist in der Kriegskunst schon sehr weit.

Dem Vernehmen nach ist mein Rezensent Professor ordinarius der Philosophie geworden, welche Stelle mir durch Reithmayer nach Schelling's Abgang von München abermal angetragen worden."

Diese Ablehnung war um so begreiflicher, als München inzwischen das Centrum der ultramontanen Partei in Deutschland geworden war, wo daher G. mit seiner Philosophie wenig Anklang zu finden und noch weniger mit derselben durchzudringen hoffen durfte, wohl aber vielen Collisionen entgegenzugehen fürchten mußte.

Seine damalige Lage in Wien schildert G. in einem Briefe an Löwe vom 27. Mai 1844:

„Schade, daß unsere Gedanken über literarische Erscheinungen so weite Reisen machen müssen, um zu einander zu kommen! Sie

kühlen sich unterwegs ab; wenn sie dagegen warm und neugebacken an einander geriethen, so gäbe es ein wechselseitiges Wetterleuchten, und die Seelen kühlten sich bei dieser Gelegenheit ab bei der Schwüle des gelehrten Tags. Dergleichen refraîchissements gehen mir hierorts bei dem Abgange meiner Freunde von gelehrter Profession fast ganz ab, und ich empfinde das schmerzlich. Theologen wollen zwar mit mir von der angefochtenen theologia positiva dogmatica reden, aber ohne auf speculative Standpunkte einzugehen; und so kommt es, daß diese Unterhaltung bald ihr Ende erreicht, weil sie zu einem rechten Anfange nie gekommen ist. Unser Einer soll jenen Theologen immer nur die Zähne gegen Strauß und Consorten schärfen; ich aber möchte vor Allem bewirken, daß ihnen die Mundhöhle wässerig würde, um sich in der linken Seite des alten Hegelthums umzusehen, damit sie zur Besinnung kämen über das negative Verdienst derselben für die Wissenschaft auf dem Boden der Kirche. Strauß (in seiner Glaubenslehre) wird nicht mit Unrecht „eine philosophische Addition" genannt, insofern er das Deficit der alten Theologie durch Jahrtausende herab zusammengestellt und in eine Summa summarum gebracht hat, worüber ihre Vertreter nun freilich ihre Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, und gegen das Schuldregister protestiren. Nur Schade, daß die bloße Protestation noch keine Erklärung der Zahlungsfähigkeit ist. Man will sich nicht gestehen, daß man über die Einnahme hinaus Auslagen gemacht hat. — Einen Beitrag zur Zahlungsfähigkeit hoffe ich in meiner letzten Schrift geliefert zu haben, selbst für solche, die nicht zwischen den Zeilen zu lesen gewohnt sind. Gott gebe, daß es die letzte Arbeit ist, in der ich genöthigt bin, mit Narren mich herumzuschlagen! Ich müßte untröstlich über die Jobberei werden, wenn ich nicht zugleich die Gelegenheit benützt hätte, auf das Fundament hinzudeuten, welches von Gott selber gelegt wurde, als er, der Dreieinige, die eindreiige Welt schuf. Das ist nun freilich ein alter Gedanke aus meiner nicht mehr jungen Gehirnkammer, aber derselbe tritt diesmal doch in Begleitung von anderen auf, die noch die Eierschalen empirischer Selbstbeobachtung auf Ihrem Scheitel tragen."

Dann kommt er auf Trendelenburg's logische Untersuchungen zu reden, welcher unter den Neueren der Einzige

sei, der da ahne, daß mit dem Begriffe allein in der Logik nicht auszulangen sei. „Ich würde Ihnen das zweibändige Werk geschickt haben, wenn nicht gerade Knoodt es läse. Mit diesem werde ich vielleicht im Herbste einen Ausflug nach dem Salzkammergute machen, wohin Sie dann von Salzburg aus herüberkommen könnten."

Leider reiste ich ohne G.'s Begleitung im Herbste mit dem Stiefbruder des Bischofs von Trier, Mathias Arnoldi, der Ende März zu mir nach Wien gekommen war, und nun zugleich mit mir Wien verließ, um in München seine exegetischen Studien fortzusetzen, durch das schöne Salzkammergut nach Salzburg, und von da nach Breslau.

Inzwischen war neben der durch die Ausstellung des H. Rocks in Trier veranlaßten Ronge'schen Bewegung ein Streit über die katholische Lehre von der alleinseligmachenden Kirche in Breslau ausgebrochen, an welchem die Professoren Böhmer und Suckow von der evangelisch-theologischen, Baltzer von der katholisch-theologischen Facultät sich betheiligten. Von Letzterem erschienen „das christliche Seligkeitsdogma nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse 1844", woran „Theologische Briefe, als Fortsetzung des Breslauer Streits über das Seligkeitsdogma, 1. Serie 1844, 2. Serie 1845" sich anschlossen. (In der 1. Serie, die Baltzer dem G. widmete, konnte er den Wunsch nicht unterdrücken: „Möchte es gelingen, daß mit der Vollendung des steinernen Dombaus in der rheinischen Colonia auch der geistige Dombau in der nach kirchlicher und politischer Einheit seufzenden Germania seiner Vollendung entgegenreife" *)!

---

*) Der Bau des Kölner Doms wird im Jahre 1880 vollendet werden. Die politische Einheit Deutschlands ist schon gesichert, aber

Günther nennt in seinem Dankschreiben vom 11. April 1844 die erste Schrift (über das Seligkeitsdogma) „eine kleine, aber gehaltvolle," bemerkt aber zugleich: „Es wäre ungerecht von unserer Seite, zu glauben, als hätte die katholische Partei in der alten Kirche Alles gethan, um die endliche Versöhnung herbeizuführen;" und in einem etwas später geschriebenen Briefe: „Wie Vieles findet sich auf katholischer Seite, wovon die Unsrigen, auch wenn sie unter den Reigenführern stehen, sich nichts beifallen lassen!" Und weiter: „Es gibt auch unter uns ein Lotterbubengesindel. So oft ich die ‚Sion' oder den ‚Katholik' zur Hand nehme, möchte ich vor Gram und Aerger platzen. Die Schadenfreude über das Schicksal des Hermesianismus nimmt noch kein Ende." Sofort spricht er sich höchst mißbilligend über die Ansicht der Cardinals Pacca aus, wonach die Reformation dem Höllenkrater entstiegen sei; und läßt sich endlich fein und zart über einen nicht gut gewählten Ausdruck Baltzer's aus: „Ich bemerke Ihnen, daß Sie sich Ihre Polemik um Vieles erleichtert haben würden, wenn Sie in der Wahl des Ausdrucks umsichtiger gewesen wären, wie z. B. in dem Satze: „Der Geist (des katholischen Seligkeitsdogmas) ist ein bejahender, und nur mit blutendem Herzen schlägt er in seine Verneinung um." Sie haben hier offenbar das ethische Moment in dem dialectischen Umschlage mit dem rein theoretischen confundirt. Denn in der Theorie gibt es keine Affirmation ohne alle und jede Negation; wenn aber diese factisch ins Leben ge-

die kirchliche, die sich mit Blut und Eisen nicht bewerkstelligen läßt, ist dem Ziele ferner als damals.

treten, dann kann freilich dem das Herz bluten, der von jener Negativität getroffen wird" *).

An dieser Stelle glaube ich aus einem Briefe vom 25. April 1844, dessen Schluß und damit auch der Name des westphälischen Schreibers fehlt, eine längere Stelle deshalb hersetzen zu sollen, weil daraus ersichtlich ist, was es namentlich war, woran mancher Leser von G.'s Schriften sich stieß. Nach einer längeren Einleitung, worin er dem G. für seine „letzten lieben, höchst erfreulichen Zeilen" dankt, fährt er fort:

„Plato hat den einen wahren Gott erkannt, hat aber den Pantheismus veranlaßt, der bei Neuplatonikern und Gnostikern sich findet: seine Idee ist nur der Begriff; Erigena, früher wegen der Kühnheit seiner Speculation neben Augustin gerühmt, ist ganzer, Clemens Alexandrinus, von der Kirche zu allen Zeiten hochgehalten, halber Pantheist; St. Augustin ist ein Januskopf mit einem pantheistischen Gesicht nach der Vergangenheit, einem theistischen nach der Zukunft gerichtet, und entgeht dem Manichäismus nur dadurch, daß er Gott selber seine Welt mit dem Bösen schattiren und zieren läßt; St. Anselmus ist vom Pantheismus nicht frei, denn wie das Besondere durch das Allgemeine, dieses Schöne durch Theilhaftsein am Schönen selbst, so ist ihm dieses und jenes einzelne Sein nur durch Theilhaftsein an dem Sein; und da das Sein selber nach ihm Gott ist, so ist ihm Gott das Allgemeine, und dieses Eins und Alles; Thomas v. Aquin, der die Creation eine Emanation nennt, behauptet, wie Kant in den Antinomien, die Vernunft könne eben so wenig die Geschaffenheit wie die Ewigkeit der Welt beweisen. Tauler und Suso, diese Herzgeliebten, sind Pantheisten und Vorläufer der Reformation; Ringseis und Beratz fallen wenigstens als Semipantheisten unter dem Beile und liegen neben dem grauenvollen Strauß und der armen Friderike Bremer in ihrem Blute; der ikonoklastische Sturm erging über mein Haupt und ist dahin. —

**) Vgl. Melzer a. a. O. S. 44—55.

Aber um mich herum nun welch ein Anblick: meine geistige Lieblingsgesellschaft, meine Lieblinge aus der Kirche in der Kirche verflogen und zerstoben, das ganze Kabinet von Götterbildern zertrümmert, die auserwählten mindestens verstümmelt, ich einsam auf der weiten schwierigen Wahlstatt, nur neben mir die Gestalt, welche den Zorn Michaels im Auge fragt: wer ist wie Gott? Ernsthafter gesprochen, obwohl ich im Grunde nicht scherzte: ist es der Sache des Antipantheismus förderlich, wenn zu der Schaar seiner Gegner Männer als Proselyten gezählt werden, deren Charakter und Geist alle Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung gezollt haben, welche die Kirche canonisirte, und die dennoch unbewußt sich apotheosirten?.... Wird ein zu buchstäbliches Gericht nicht Mißtrauen, Gleichgültigkeit, ja Haß gegen alle Philosophie, selbst auf kirchlichem Boden, bei den schon ohnehin zur Trägheit geneigten und allen tieferen und ernsteren Studien abgeneigten Theologen hervorbringen, oder gegen die Stimme des Richters kalt und gleichgültig machen?.... Meine Worte sind keine Angriffe, sondern eine Vertheidigung anderer und besserer Männer, als ich bin; Sie will und kann ich nicht richten, auch nicht theoretisch; ich liebe Sie vor Allen, weil Sie keines Menschen Ansehen beachten; Sie haben mir und vielen Andern sehr viel genützt, wodurch ich Ihnen ewig dankbar zu sein verpflichtet bin; allein überzeugt haben Sie mich hier nicht; ich getraue mir Alles besser und harmonischer auszulegen...."

Während also der Briefschreiber seine Liebe zu G. betont, weil er „keines Menschen Ansehen beachte," kann er doch nicht vertragen, daß derselbe aus reiner Liebe zur Wahrheit rücksichtslos das zweischneidige Schwert des Wissens schwingt, und Glauben und Wissenschaft in vollen Einklang zu bringen sich bemüht. Er soll vielmehr gläubig gesinnte Männer schonen und das Irrige und Verderbliche ihrer Philosophie mit dem Mantel der Liebe bedecken, weil „alle Zeitalter Ehrfurcht und Bewunderung ihrem Charakter und Geist gezollt und die Kirche sie kanonisirt hat," als ob Heiligkeit und wissenschaftliche Infallibilität identisch

seien. Er soll trotz seiner Ueberzeugung, daß die Geschöpflichkeit der Welt die Grundvoraussetzung des Christenthums sei, doch nicht „den Zorn des Erzengels Michael im Auge fragen dürfen: wer ist wie Gott!“ Er soll da vermitteln, wo jeder Versuch einer Vermittelung nur Heuchelei oder feige Rücksichtnahme wäre; er soll da „harmonisch auslegen,“ wo die Disharmonie für jeden Denkenden offen zu Tage tritt. Diejenigen, welche solches verlangen, mögen sehr wohlwollende Menschen sein und ein zart besaitetes Gemüth haben, werden aber schwerlich hinlängliche Charakterfestigkeit besitzen, um in Zeiten schwerer kirchlicher Krisis selbst dem „Stellvertreter Gottes auf Erden“ und dem ganzen Jesuitenthum gegenüber für die Wahrheit, die Christus uns gebracht hat, und die Makellosigkeit seiner Braut (der Kirche) mannhaft und offen vor aller Welt einzustehen. Sie werden auch hier zu vermitteln suchen, als ob Christus und Belial einträchtig zusammengehen könnten, und als ob die Ideen kautschukartig zu beliebigen Formen sich kneten ließen. — Greift endlich G. „Charakter und Geist“ kirchlicher Schriftsteller an, wenn er ihnen wissenschaftliche Irrthümer nachweist?

Im weiteren Verlaufe des Schreibens werden in überschwänglicher (mit der an G. gestellten schwachmüthigen Zumuthung schwer vereinbarer) Weise gerühmt G.'s Charakteristik des Hegel'schen Systems, sein Creationismus, Dualismus, seine Trinitätslehre, seine Entwickelung des Nichts- (Nichtich-) Gedankens, „womit er die Hegel-Schleiermacher'schen Nichtsverkünder überstrahle: Ich, Icht, Licht!“ sein ächter Rationalismus in der Theologie, „ohne welchen statt Union Confusion unvermeidlich sei,“ sein Augustinischer Satz: non scitur, cuius substantia ignoratur (man hat

kein Wissen von dem, dessen Substanz man nicht kennt), der „so wenig den Kantianern als den meisten gegenwärtigen katholischen Theologen werde einleuchten wollen, obwohl er das Schiboleth des Creatianismus, der Tod des Pantheismus und der Stammvater der neuen Speculation sei" &c. Schließlich bemerkt er aber doch wieder, daß ihm G.'s „Rezension von Drey's Apologetik in vielen Stücken unbillig bedünke."

Aehnlich schreibt mir Prof. Merten am 31. Mai 1844 aus Veranlassung der Rezension von G.'s Eurystheus und Heracles im Münchener Archiv: „daß G. wohl klüger und für die Sache ersprießlicher handeln würde, wenn er seinen Gegnern (sc. den Münchenern) nicht so derb antwortete. Mögen diese auch eine ernste Zurechtweisung verdient haben, so scheint mir doch G. zu bitter gewesen zu sein. Die Münchener werden nun einmal für echt katholische Gelehrte gehalten; heftige Opposition gegen dieselben ist nur für die Opponenten nachtheilig; und ohnehin ist man geneigt, die Güntherianer mit den Hermesianern auf eine Linie zu stellen."

Kehren wir zu G. selbst zurück! Am 19. Juli schreibt er an Prof. Ehrlich:

„Sie glauben nicht, wie sehr ich mich immer bei Veröffentlichung einer Schrift vor dem Vorwurfe der Unverständlichkeit oder der Unpopularität fürchte, ungeachtet ich überzeugt bin, diese Forderung sei bei speculativen Arbeiten, die den Leser auf eine neue Polhöhe in der Wissenschaft zu stellen haben, mal-à-propos angebracht."

Dann wirft er einen Blick auf den nicht zum geringsten Theile durch die Reformation herbeigeführten Zustand der Wissenschaft sowohl auf katholischem als evangelischem Boden:

„Während Cartesius als Psycholog der restaurirte und potenzirte Augustinus ist, haben die Reformatoren nur Augustin's Theologie

sammt den Elementen der antiken Philosophie, die darin liegen, repristinirt.... Wenn so in der Reformation das pantheistische Element aus der alten Kirche herausgetreten ist, um nach dem Willen der Vorsehung sich freier zu entwickeln und seine letzten Consequenzen herauszustellen und dadurch sich selber zu antiquiren, so hätte auf katholischem Boden darauf hingearbeitet werden sollen, das rein christliche Element, den Ausgang vom creatürlichen Geiste in der Wissenschaft, mehr zu handhaben. Darin ist aber bis zur Stunde das Gegentheil geschehen; und darin ist der Grund vom Verfalle der Wissenschaft in der alten Kirche zu suchen." —

Und in zwei etwas später an Ehrlich geschriebenen Briefen:

„Was die Aeußerung in der Berliner Literaturzeitung betrifft, daß dem österreichischen Philosophen leider Cartesius als Norm gelte, so ist dieselbe wahrscheinlich aus dem Munde eines Schülers von Hegel oder Schelling geflossen. Letzterer hat sich noch in seiner Vorrede zu Steffens kleinen Schriften wahrhaft possirlich ‚über den altersschwachen Supranaturalismus, der Gott und Welt von einander trennt' ausgelassen. Dieses Völklein kümmert sich mit Absicht nicht um das Bindeglied zwischen Gott und Welt, als qualitativ verschiedenen Lebensprinzipien. Es hält sich blos an diese Verschiedenheit, um sofort das alte Lied gegen den unspeculativen Dualismus anzustimmen nach dem Bekannten: Einheit sucht die Vernunft. Dasselbe Verfahren beobachten sie gegen Cartesius. Ob derselbe verbessert worden oder nicht, das zählt nicht, wenn man für den Dualismus einsteht. Man kennt nur Einen Vogel, den monistischen Gimpel. Dieser aber hat seit seinem Erscheinen schon manche Melodie gepfiffen, daß ganz Europa sich die Ohren verstopfen möchte. Das Maß scheint jedoch noch nicht voll zu sein." — Und weiter: „So eben ist eine Naturphilosophie von atomistisch-monadologischem Standpunkte erschienen, in der cordial gegen alle speculative Philosophie, am meisten aber gegen die hegelsche losgedonnert wird. Und was ist das Resultat von diesem Donnerwetter? Ein Gott, der zwar ein Ordner des Weltganzen (denn dazu nöthige den Denkgeist die Ordnung in der Welt), aber doch kein persönlicher Gott sein kann, weil alle Persönlichkeit etwas Individuelles

ist. — Von einem ordentlichen Professor in München aber ist eine Metaphysik nach Prinzipien der altschellingschen Identitätslehre erschienen, die es gar nicht begreifen kann, wie man in unseren Tagen sich noch zum Dualismus bekennen könne. Die Frage läßt sich umkehren: wie kann man noch ein Anhänger einer Identitätslehre mit offenbar antichristlichen Resultaten sein und bleiben?.... Es ist jammerschade, daß bei solcher Sachlage auf katholischem Boden so wenig solide philosophische Bildung vorhanden ist. So habe ich unlängst in den historisch-politischen Blättern Aeußerungen gelesen, bei denen man sich schämen muß, mit den Verfassern auf demselben kirchlichen Boden sich zu befinden. Einmal heißt es darin in Beziehung auf den Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Wissenschaft: von den Katholiken werde die Wissenschaft ‚nur als Mittel zum Zwecke‘ behandelt, und mit Recht, weil sie ohnehin nur eine Seite des menschlichen Lebens sei, während sie bei den Protestanten ‚eine Lebensbedingung‘ sei. Ein andermal heißt es: es sei zwar sehr löblich, die Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, aber es müsse doch darauf aufmerksam gemacht werden, ‚daß die Ueberschätzung dieser Waffe allein schon ins Verderben führe, und daß auch die Gefahr der Selbstbefleckung groß sei.‘ Sind das nicht Aeußerungen, von denen die Gegner behaupten dürfen, daß sie nur aus dem Munde eines Papstesels kommen können? So kann es doch nicht bleiben. Aber wie lange werden wir Katholiken noch auf ein Halleluja warten müssen, das aus voller Seele der Wissenschaft dargebracht wird? Inzwischen soll uns das nicht abhalten, unser Halleluja dem zu singen, der da ist die Auferstehung und das Leben für Alles, was Mensch ist.“

Haben wir an den vor der Vorschule erschienenen Arbeiten G.'s wahrgenommen, daß er damals noch nicht die richtige Verhältnißbestimmung zwischen Gott und dem creatürlichen Geiste gefunden habe, so hebt er in dem obigen Briefe an Ehrlich das selber hervor. Er schreibt:

„Wie lange habe ich in der süßen Atmosphäre des Halbpantheismus mit seinem ex omnibus aliquid d. h. mit seinem medium te-

nuere beati gelustwandelt, und mich entzückt an der schönen Parallele: daß der Geist sich zu Gott verhalte wie das Auge zum Lichte, bis ich merkte, daß darin ein baares Naturverhältniß ohne alle Berechtigung auf das Absolute übertragen sei, und daß dem zu Folge der Menschengeist eben so hoch über Gott stehen müsse, als das Auge über der Sonne im Organismus des Sonnensystems! Ich konnte damals freilich nicht frohlocken über diese neue Entdeckung, denn ich mußte meine ganze Baarschaft im Speculationsbeutel auf die Straße werfen, ohne zu wissen, ob ich es je wieder zu neuen Heckethalern oder Mutterpfennigen bringen würde. — Wer solche Erfahrungen gemacht hat, der fährt nicht mit den Flügeln des Sturmwinds über jede fremde Baumschule einher, sondern mit den Flügeln des Schmetterlings, der sich jeder Blüthe nähert, die ihn einladet, den Honigtropfen in ihr zu verkosten. Solch Einer hat auch für Andere nur Rathschläge und Fingerzeige, wohl wissend, daß der gute Wille nichts weiter bedarf, und daß für sie alles Andere überflüssig, wenn nicht gar vom Uebel wäre."

Die Mittheilungen aus dem Jahre 1844 will ich beschließen mit einem Briefe G.'s, den ich am letzten Sonntag nach Pfingsten in Breslau erhielt. Es war nämlich in der 1844ger Tübinger Quartalschrift S. 347—416 eine Abhandlung „Günther und sein Verhältniß zur neuen theologischen Schule" erschienen. Darüber schreibt nun G.:

„Als ich dies Machwerk schon im December durchmusterte, fragte ich mich: was wird Knoodt dazu sagen? Aber das wäre mir doch nicht eingefallen, daß Sie die Sache so ernst nehmen würden, daß Sie dem salbadernden Philologen den Handschuh ins Gesicht werfen wollten... Doch kann es mich nur freuen zu erfahren, daß Ihr Interesse an der dualistischen Weltanschauung so innig ist, daß Ihnen die Schamröthe ins Gesicht steigt und von da die Gluth in Ihren Fingerspitzen sich ablagert, weil die speculative Basis der katholischen Kirchenlehre so mißverstanden werden kann von einem geweihten Sohne derselben Kirche.... Unser Einer aber macht sich aus dem Mißverstande nicht mehr viel, und ist schon zufrieden, wenn der

Mißverstand nicht die Malice zur Seele hat. Von der Höhe, auf der sie ihren Standpunkt gewählt, hinabzusteigen, um eine andere Höhe mit anderen Aussichten abermal zu ersteigen, das darf man gewissen Leuten nicht zumuthen. Es ist ihnen in der Regel die Ersteigung der ersten Höhe zu sauer geworden, um alsbald eine neue mit müden und abgenützten Spazierhölzern vorzunehmen. Und wie Habakuk bei den Haaren vom Geiste der Geschichte durch die Lüfte getragen zu werden, dazu haben derlei Leute entweder ihre Frisur zu lieb oder sie haben zu wenig Haarwuchs, um ein Dutzend Haare mehr oder weniger zu verlieren. Jene Frisur ist gewöhnlich eine Art Zopf (was man freilich nicht gern eingesteht). Die Zopffrage aber ist diese: warum derselbe am Hinterkopf angebracht ist. Darauf gab einst Dr. Sander die schöne Antwort:

Wenn er vorn gehangen,
Man hätt' ihn stets gesehen,
Das hätt' auch sehr geniret
Im Sitzen und im Stehen.

Drum wer noch heut zu Tage
Am Schopf trägt einen Zopf,
Weiß selber nicht, daß also
Ist ausstaffirt sein Kopf.

Sie aber können daraus für Ihre literarische Zukunft lernen, ja nicht leicht Jemanden seinen Zopf unter die Nase zu stecken. Ein Anderes wäre es, wenn Sie sich die Geschicklichkeit zu eigen machten, ihm mittelst Application der Scheere unvermerkt vom Zopfe zu helfen. Bis Sie, Theuerster, schlagfertig dastehen, wird sich das Terrain des Kampfes nicht geändert haben..... Lassen Sie daher den Flammberger jetzt noch in der Scheide ruhen! Und zwar nicht etwa aus Furcht vor dem Worte des Herrn, das er zu Petrus gesprochen, als derselbe dem Malchus das Eselsohr verkürzt hatte, sondern deshalb, weil ein ganz anderer Kampf auf Sie wartet. In diesen mit Ehren einzutreten, darauf müssen Sie jetzt schon bedacht sein. Was bringt es Ihnen aber für eine Ehre, mit einem namenlosen Rezensenten, einem Jakobischen Pietisten über Theologie einen kritischen Gang gewagt zu haben?.... Ferner rathe ich Ihnen, die Bonner Katholische

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst fleißig zu lesen, woran Dr. Clemens (den Sie persönlich kennen) mitarbeitet. Da werden Sie finden, daß man den katholischen Philosophen der Gegenwart den Nicolaus v. Cusa recommandirt gegen den norddeutschen Pantheismus, dem seine Wurzel in dem Ausgange des Cartesius vom Ich angewiesen wird. Auch ein Uebersetzer der Ethik von Gioberti beruft sich auf denselben Clemens, der ihm bei der Arbeit gute Dienste geleistet habe*). Gioberti aber, dem Plato über Alles geht, nennt das cartesische Grundprinzip der Speculation geradezu das barbarische Prinzip. Sehen Sie, Freund, die Wolken, die am westlichen Horizonte Deutschlands aufsteigen!....."

XIII.

1845 — 1847.

Das Jahr 1845 wollen wir eröffnen mit einem Schreiben des M. Arnoldi vom 29. März, worin er die Münchener Zustände und insbesondere die Stimmung gegen G. schildert. Er schreibt mir nämlich nach Breslau:

„....Nach Allem, was ich hier höre, muß die hiesige Stimmung gegen G. vor einigen Jahren sehr günstig gewesen sein, und sie ist es zum Theil noch. Görres spricht sich noch jetzt entschieden für ihn aus.... Auch der apostolische Nuntius (Viale Prela) brachte die Rede auf G. und gab mir durch vielerlei Fragen Gelegenheit, mich über seine persönlichen Verhältnisse sowie über die Tendenz seiner Speculation zu äußern, und schien durch das, was ich ihm sagte, nicht unbefriedigt. Ein anderes Mal jedoch äußerte er: viele und angesehene Männer dahier seien anderer Ansicht..... Gut sind auf G. zu sprechen: de Lasaulx und Reithmayer; am meisten soll Stadlbauer sich mit seiner Philosophie beschäftigen.... Die Tonangeber und Ma-

*) Der Uebersetzer heißt Sudhoff, war ein Schüler des Dr. Clemens, trat später zum Protestantismus über und wurde Pfarrer in Frankfurt a/M.

tadors dagegen, Döllinger, Philipps, Windischmann*), scheinen ein gänzliches Absehen von ihm genommen zu haben; ja es ist, als ob sie absichtlich alle Reden über Philosophie vermieden. Das aber ist eine wahre Calamität und bildet eine mächtige Schattenseite der sonst ausgezeichneten Universität, daß philosophische Studien ganz und gar unbekannt sind. Es sind da eine Menge von Männern in allen Facultäten, die mit Geist lehren, aber Niemand ist vorhanden, der der Jugend das Riesenungeheuer der Zeit zeigte und ihr die Waffen lieferte, gegen dasselbe mit Erfolg anzukämpfen. Wenn das aber in München, dem Sammelplatze und Brennpunkte der katholischen Wissenschaft, der Fall ist, was kann man dann noch hoffen?.... Ich beneide Dich um der Studien willen, die Du gemacht hast.... Bei Deiner Anwesenheit in München scheinst Du sehr liebenswürdig gewesen zu sein, denn nach Dir ist viel Nachfrage. Görres insbesondere erkundigte sich von Anfang an sehr angelegentlich nach Dir, nach Deinem Befinden, ob Du körperlich stark seiest, etwas durchzufechten, nach Deiner Geistesrichtung, ob Du Dich nach Bonn zu wenden gedächtest u. dgl. Ebenso Windischmann, der es sich sogar gemerkt hat, daß Du einmal in München gewesen seiest, ohne ihn zu besuchen...."

Dann schildert Arnoldi das religiös-kirchliche Leben, welches in Beziehung auf die Andacht der Volksmassen in den Kirchen einen überaus günstigen Eindruck auf ihn machte. Auch werde viel gepredigt, leider aber vergäßen manche Prediger über dem Eifer gar zu sehr die Anforderungen, welche ein wissenschaftlich gebildetes Publikum mache.

„So hat (schreibt A.) Einer am ersten Weihnachtstage in einer der größten Kirchen einen so schauderhaften Doketismus vorgebracht, daß ich mich bald kalt, bald warm überlaufen fühlte von den unsinnigen und häretischen Frömmeleien, die Hunderten der gebildetsten Männer der Residenzstadt ins Gesicht geschleudert wurden"...

---

*) Sohn des Bonner Professors, von dem S. 259 ff. ein Brief mitgetheilt wurde.

Nachdem ich im Monat Mai zu Breslau in der Philosophie promovirt hatte, eröffnete sich mir die Aussicht, auf den durch Windischmann's Tod erledigten Katheder in Bonn berufen zu werden, wo ich freilich kein freundliches Entgegenkommen von Seite Dieringer's, Martin's, Clemens', Volkmuth's, des Erzbischofs Geissel u. A. zu hoffen hatte. Da schrieb mir G.:

„Merkwürdig wäre es, wenn ein Schüler aus der Creationstheorie nach Bonn käme, wohin schon einmal der Meister gerufen, aber von der geistlichen Behörde abgewiesen worden. Eine Ahnung habe ich immer von der Wichtigkeit des Schrittes gehegt, als Sie die Religionslehrerstelle am Gymnasium zu Trier niederlegten, um mich in Wien aufzusuchen. So wahr ist's, daß gut Ding Weile haben will."

Dann kommt er auf die von Dieringer redigirte Zeitschrift zu reden, worin auch ein Aufsatz von Prof. Merten über rationale und positive Philosophie sich befand. Darüber bemerkt er:

„Wozu den Aufsatz mit einer Verurtheilung des cogito ergo sum beginnen, wenn man denselben so zu schließen gesonnen, wie ihn Merten wirklich schloß? Ist etwa Merten (was ich mir kaum denken kann) noch ein ABC-Schütze in dem Verständnisse des Denkprozesses des christlichen Geistes von Augustin und Anselm bis auf unsere Tage? Mit dem credo ut intelligam fängt dieser Prozeß freilich an, aber eben deshalb kann er damit nicht enden, sondern mit der Kehrseite intelligo ut credam. Jedes der beiden Axiome ist in seiner stracten Einzelheit einseitig, und nur in der Vereinigung geben sie das Verständniß über den ganzen mehrhundertjährigen Verlauf des das in Natur und Geschichte Gegebene erkennenden Geistes. — Ich weiß wohl, welch eine erbärmliche Stellung ein katholischer Priester an einer bischöflichen Lehranstalt hat, aber so wenig Muth hätte ich Merten nicht zugetraut. Muß denn auch ein philosophischer Aufsatz an den heiligen Rock angestrichen worden sein, wenn er in Bonn keinen

Anstoß geben soll? Gott möge Sie, lieber Freund, vor derlei Achselträgerei bewahren! Und Sie werden bewahrt bleiben, wenn Sie sich zuvor sattelfest gemacht haben. Zu dem Ende mache ich Sie aufmerksam auf den ‚h. Augustin von Poujoulat.' Wir Deutsche können uns zusammennehmen, sonst überflügeln uns noch die französischen Cartesianer. Poujoulat hat gar keinen Hehl, daß der Zweifel des Cartesius nur eine neue Auflage des h. Augustin ist. In Deutschland aber auf katholischem Boden kann Einen dieser Augustinische Zweifel noch auf den Index bringen, wenn er seinen guten Freund gefunden. Darum ist auch wenig Aussicht vorhanden für eine bessere Zukunft der katholischen Wissenschaft, so lange die Repräsentanten der letzteren immer nur von der Infallibilität der Kirche den Mund voll nehmen, dagegen von der freien Forschung unter jener fein den Mund halten....."

Und wenige Tage darnach, am 22. Mai schreibt er mir:

„.... Jetzt gestehst Du selber, daß Dein künftiges Auftreten in Bonn kein rosenfarbiges sein werde; und ich gebe Dir jedesmal recht, so oft ich einen Artikel in der Dieringer'schen Zeitschrift lese, wie z. B. die Rezension im 1. Hefte des 1. Bandes über Gioberti's Ethik. Wollen denn diese Herren mit aller Gewalt und im eigentlichen Sinne des Worts auch in der Wissenschaft für Ultramontane gelten, zum Beweise, daß die Philosophie nicht blos seit Kant sondern seit Leibnitz wie ein Irrlicht an ihnen vorübergegangen, vor dem sie den Athem eingezogen und den Lauf der Füße eingehalten haben? Unser Kremser Prof. Ehrlich hat über dasselbe Werk einen Aufsatz unter dem Titel ‚Aphorismen über Ethik' in Nr. 1 des hiesigen Literaturblattes einrücken lassen, worin jenem eine Nativität gestellt wird, von der sich die Redaction der Bonner Zeitschrift noch nichts träumen läßt. Er hat nachgewiesen, wie jene Ethik ganz und gar auf dem Begriffsboden steht und so dem Pantheismus nicht entlaufen ist. Dieser Umstand aber hat bei gewissen Leuten unserer Seite gar nichts zu bedeuten, wenn nur die Auctorität der Kirche oder vielmehr des Kirchenoberhauptes nicht blos gerettet sondern in ganz neuem Lichte verklärt wird; und das ist dem Welschen herrlich gerathen. Er schämt sich nicht, den Papst mit der Pythia auf denselben Dreifuß,

aber für ganz Europa zu stellen, und Italien dieselbe Rolle wie dem alten Hellas anzuweisen. Die neueuropäische Philosophie aber seit Cartesius wird die Philosophie der Barbaren genannt. Es wird Dir also schwerlich ausbleiben, mit dem großen Friedrich auszurufen: mit solchem Gesindel soll ich mich herumschlagen! Es ist nicht genug, daß die atheistischen Ausläufe der Begriffsspeculation die Philosophie als solche um allen Credit gebracht haben, sondern es soll auch noch dem freien Denkgeiste wie einem norddeutschen Bären ein Ring durch die Nase gezogen und ein Maulkorb vor die Zähne gebunden werden; und diese Operation sollen deutsche Katholiken vollziehen; das ist ihr Beruf in der Gegenwart. Wer sollte da nicht in die Versuchung geführt werden, solchen Malchusnaturen ein Derberes als Petrus zu versetzen! Und doch lass' Dir, Theuerster, gesagt sein: seid einfältig wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen! Denn Du wirst lange vereinzelt dastehen, jene aber haben und bilden eine Partei. In dieselbe Posaune bläst z. B. die neue Sion über Gioberti's Ethik. Die Klugheit aber nähert sich uns nur dann, wenn wir eingesehen haben, daß Philosophie nicht für Alle ist, am wenigsten diejenige Philosophie, zu welcher die Begriffsphilosophie unserer Tage den Geist aufgefordert. Denn wenn diese sich viel darauf einbildet, das Geheimniß aller Zeit und der Ewigkeit enthüllt zu haben, so kann ihre Antipodin nicht mehr hinter dem Berge stehen bleiben. Auch sie kann und darf ein freies Wort reden, ohne ein freches zu sein; auch sie kann den Schleier heben, aber ohne ihn in den Koth zu treten...."

Und Merten schreibt mir am 31. Mai:

„Prof. Dieringer hat sich im vorigen Jahre bei seinem Hiersein über G.'s Eurystheus und Heracles in einer Weise ausgesprochen, daß auch nicht der geringste Zweifel über seine Abneigung gegen diese Schrift übrig bleibt. Deshalb war ich mit Deinen hiesigen Freunden der Ansicht, daß wir ihm Deine Dissertation (de Cartesii sententia cogito ergo sum) nicht zuschicken sollten, weil Du dadurch in ihm nicht einen Freund, sondern einen Gegner Dir erwecken würdest. Ueberdies gilt er bei dem Coadjutor-Erzbischof Geissel Alles: ist jener gegen Dich, so ist dieser nicht mehr für Dich zu gewinnen.

Namentlich wegen der über Auctorität sprechenden Stellen würde ihm Dein Cartesius nicht gefallen."

Und Arnoldi am 1. Juni: „Görres war sehr erfreut, als ich ihm Deine Dissertation übergab, und äußerte: Günther werde also nun doch seine Sache auf den Katheder bringen, wenn er auch nicht den Muth gehabt habe, persönlich es zu thun." Dann aber tadelt Arnoldi, daß ich in meinem Schreiben an ihn mich dahin ausgesprochen hätte: „die Fassung der christlichen Lehre in unseren Katechismen, theologischen Handbüchern und selbst in Concilien müsse theilweise eine andere werden, um den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft zu genügen." Und ein anderer äußerst befremdender Punkt sei die Weise, wie ich mich über die bisher in den theologischen Schulen übliche Auffassung des Verhältnisses der Philosophie zur Theologie ausspreche, insbesondere über die scholastische Philosophie als ancilla theologiae ...."

Kroy dagegen schreibt mir am 4. Juni aus Wien:

„Man sieht es unserem alten Meister an, daß er in der Freundschaft und Liebe ebenso tief und innig ist, wie im Gedanken. Mit welcher Sorgfalt sprach er von Ihren Studien, mit welcher Freude vernahm er Ihre Promovirung!.... Ihre Dissertation hat hier großen Beifall gefunden, und man bedauert, daß sie nicht in den Buchhandel kommt...."

Und G. am 15. Juni:

„Deine Dissertation hat in der Hauptsache ganz meinen Beifall.... Im 2. Hefte des 13. Bandes der Zeitschrift Fichte's ist ein merkwürdiger Aufsatz zu lesen (über den Streit der Psychologen der Herbart'schen und Hegel'schen Schule) von Weiße. Er hat mitunter Lichtblicke, aber die größte Freude macht uns doch die Rathlosigkeit des Pantheismus. Und so könnten wir es doch noch erleben, daß der Dualismus in die hohe See stechend einen Fang machte wider alles

Erwarten. Auf dein Wort, Herr, rief Petrus, will ich das Netz auswerfen, wiewohl ich die ganze Nacht hindurch gefischt und nichts gefangen habe. Im Trüben, sagt die Welt, ist gut fischen, aber das Wort des Herrn straft die Welt Lügen. Im Lichte ist besser fischen..."

Und wieder am 8. Juli:

„Merten hat ehrlich gehandelt, daß er Deine Schrift dem Dieringer nicht geschickt hat wegen der Stellen, die über Auctorität sprechen. Denn der Geist des Menschen soll ja keine andere Auctorität haben und sein, als die ihm durch Gottes Gnade erst in der geschichtlichen Offenbarung verliehen wird. Daß der Geist aber schon von Gottes Gnade Auctorität sein müsse, um durch Gottes Gnade erlöst zu werden, das werden diese Herren noch lange nicht einsehen wollen und können.... Merten sagt: ‚Dem Vorwurfe des Rationalismus hat man eben so auszuweichen wie dem des Pantheismus.' Sehr wahr! keineswegs aber dem der Rationabilität, besser der Geistigkeit des Geistes. Uebrigens ist es leider nur zu bekannt, wie willfährig die Orthodoxie ist, dem Theologen das Pantheisiren durch die Finger zu sehen, wenn er nur sonst vor dem Positiven, wozu auch die alte Scholastik gehört, so viel Respect hat, wie das Lamm vor dem Wolfe. Kurz der Jammer ist groß und der Augiasstall in der Theologie noch größer.... Auf der Theologie des h. Thomas, sagte unlängst N. N., könne man ungehindert fortbauen, um den Ruhm der katholischen Theologie zu vollenden. Und doch passen die zwei Elemente derselben, das positiv Christliche und das Aristotelische so zu einander wie Eisen und Thon in der Statue des Nabuchodonosor."

Und aus Veranlassung einer Aeußerung des bekannten Kritikers der Hegel'schen Rechtsphilosophie, Moriz Kahle, in der Broschüre: Die deutsch-katholische Frage: „Der Römisch-Katholische darf nicht etwa glauben, was er selbst glaubt, sondern, was ein Anderer, sein Beichtvater, ebenfalls nicht selbst glaubt, sondern seine Vorgesetzten; und auch diese dürfen nicht glauben, was sie möchten ꝛc." bemerkt er: „Solche Schandflecken müssen wir uns anhaften

lassen als Folge unseres elenden Ausweichens, um nicht in den Verdacht des Rationalismus zu gerathen.... Wird Rom der Wissenschaft noch die Stange halten, oder ihr noch vollends den Maulkorb umhängen? Im letzteren Falle wehe Dir, wenn Deine Bestimmung Dich nach Bonn führen sollte, ja nicht blos Dir, sondern auch mir! Gott befohlen! Nun und nimmer werde ich einstimmen in den Toast, den man der Irrationabilität vielleicht nur zu bald auszubringen gesonnen ist..."

Um nicht zu ausführlich zu werden, übergehe ich andere über die damaligen wissenschaftlichen Zustände in der Kirche sich verbreitende Briefe (von G., Kroy, Elvenich u. A.), die ich in Berlin erhielt, wo ich bei Schelling eingeführt wurde, der noch immer über das Selbstbewußtsein und dessen Prozeß hinwegsprang, von Oben herab construirte, ohne von Unten in die Höhe hinauf zu steigen; und wende mich zu einem Briefe Baltzer's, der auf einer Ferienreise durch das Salzkammergut nach Wien gekommen, und dem dort ein neuer Hoffnungsstern in Beziehung auf den Verlauf der G.'schen Sache aufgegangen war. Er schrieb mir nämlich am 19. September:

„In Wien waren Förster und ich zwei Tage hinter einander Gäste des Nuntius Viale Prela.... Am zweiten Tage fand ich nach aufgehobener Tafel Gelegenheit längere Zeit mit ihm zu sprechen. Und als ich im Laufe des Gesprächs bemerkte, daß der katholischen Kirche eine gründliche Philosophie Noth thue, gab er mir vollkommen Recht, fragte aber, wo eine katholische Philosophie zu finden sei. Da war nun der Augenblik gekommen, auf G. überzugehen und dessen Bedeutung für die katholische Wissenschaft in Kürze anzudeuten. Da meinte er: er wisse, daß G. ein frommer und tadelloser Priester sei; auch habe er über seine Schriften viel Gutes gehört, aber auch Gegentheiliges. Er selbst habe sie nicht gelesen, wolle es aber noch thun,

um selbst zu sehen. Als ich darauf die Frage an ihn richtete, ob er vielleicht befehle, daß G. persönlich ihn besuche, antwortete er rasch: ich bitte darum und wünsche es. Von Viale Prela gingen wir zu G., der uns erwartete. Ich theilte ihm meine Unterredung mit und fand, daß es ihm nicht unangenehm war, jenes Urtheil des Nuntius zu vernehmen. Nun bat ich ihn dringend, den Besuch nicht lange hinauszuschieben. Sie wissen aber, wie G. ist. Der Besuch wird ihm lästig sein und daher nicht zur Ausführung kommen. Da ich nur drei Tage in Wien bleiben konnte, und daher nicht in der Lage war, wiederholt auf die Wichtigkeit dieser persönlichen Bekanntschaft zurückzukommen, so bitte ich Sie, in Ihrem nächsten Briefe an ihn mit Bezugnahme auf meine Mittheilung ihm ebenfalls zuzureden. Es wird sich bald die Gelegenheit finden, daß auch Dr. Hock mit dem Nuntius anknüpfen kann. Sein Gerbert wird nämlich ins Italienische übersetzt, und dann kann er ihm diese Schrift überreichen. Und Hock, mit dem ich deshalb gesprochen, ist nicht abgeneigt es zu thun. Kommen diese Besprechungen zu Stande, so wird gegen eine gewisse Partei ein Gegengewicht gewonnen und ist weniger zu fürchten, daß der Prälat dieser Partei anheimfalle.... Auch Fürstbischof Diepenbrock will uns wohl...."

Und am 10. November erhielt ich wieder einen Brief von Baltzer, worin er mir wünscht, daß das Kartätschenfeuer der Zeitungen in Beziehung auf meine Ernennung (am 25. Sept. war ich nämlich zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden und nach Bonn gereist, um meine Vorlesungen im Wintersemester zu beginnen) mich nicht beunruhigen und verstimmen möge.

„Ins Feuer müssen Sie nun einmal; Gottlob, daß es ein geistiges ist, wobei Sie gewiß mit heiler Haut davonkommen werden..... Von G. werden Sie bereits Briefe besitzen. Was ich Ihnen ans Herz legte, ist nun schon in bester Ordnung. Bei der Anwesenheit unseres Fürstbischofs in Wien wurde Günther, der dem Nuntius seinen Besuch nicht schuldig geblieben war, ebenfalls in der Nuntiatur mit zur Tafel gezogen. Auch Hock hat bereits die persönliche Bekanntschaft des hohen Prälaten gemacht."

In Beziehung auf letzteren spricht Baltzer die (von ihm selber später aufgegebene) Ansicht aus, daß von ihm für die deutsche Wissenschaft etwas zu hoffen sei, da er die deutsche Sprache fertig spreche, und auch die Befähigung für eine höhere Auffassung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland habe.

Elvenich schreibt mir am 15. Dezember:

„Ihre Mittheilungen lassen mich die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche aus den Bonner Verhältnissen für Ihre Person entspringen, sehr deutlich sehen. Sie wollen meinen offenen Rath wissen. Nun, er ist im Wesentlichen ganz derselbe, wie der Ihrer übrigen Freunde, die es gut mit Ihnen meinen.... Die fertige Piece gegen Volkmuth zu veröffentlichen, muß ich Ihnen schon darum abrathen, weil er jetzt Ihr College ist.... Von der äußersten Wichtigkeit für Sie ist, durchaus frei und unabhängig zu bleiben. Das läßt sich aber, wie ich glaube, unter den obwaltenden Verhältnissen nur erreichen, wenn Sie der Geißel-Dieringer'schen Partei die gebührende Höflichkeit erzeigen, übrigens ihr jedoch möglichst fern bleiben, auf ein gemeinschaftliches Unternehmen mit derselben nicht eingehen, und sich rein auf Ihre Vorlesungen und auf selbstständige literarische Arbeiten beschränken....."

Aehnlich schreibt mir der vortragende Rath im Kultministerium Brüggemann unterm 28. Jänner 1846:

„Am 3. d. M. las in dem hiesigen sogenannten wissenschaftlichen Vereine der berühmte Mathematiker Prof. Jacobi über die Methode des Descartes, die Wahrheit zu finden, und der Name dieses Philosophen so wie sein Fundamentalsatz cogito ergo sum führte meine Gedanken immer wieder zu Ihnen nach Bonn, und machte den schon rege gewordenen Wunsch, über den Beginn Ihrer neuen Laufbahn Nachricht zu erhalten, noch lebendiger — und der folgende Tag gewährte schon die Erfüllung desselben in Ihrer reichen und mir überaus angenehmen Mittheilung, wofür ich Ihnen, mein lieber Herr Professor, den besten Dank sage....."

Und dann gibt er mir den Rath, durch keine Handlung mich als Mitglied einer bestimmten, den Extremen sich nähernden Partei darzustellen, und auch wenigstens so bald noch nicht als Mitarbeiter an der Dieringer'schen Zeitschrift aufzutreten.

Habe ich aus den beiden letzten Briefen nur kurze Auszüge und nur zu dem Zwecke mitgetheilt, um jetzt schon aus meiner Situation erklärlich zu machen, warum gerade von Bonn und Cöln später die angestrengtesten Bemühungen ausgingen, um die Verdammung der G.'schen Philosophie in Rom durchzusetzen, so mache ich einen längeren Auszug aus einem Brief G.'s vom 7. März 1846, weil aus demselben seine damalige Stimmung und Beschäftigung hervorgeht. Er schreibt mir:

„Nun kann ich freilich nicht länger schweigen, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, daß alle in Wien residirenden Rheinländer nach und nach in den Neustädter Hof einziehen, um im zweiten Stocke furchtsam anzuklopfen und zu erfahren, was es denn mit dem Stillschweigen des alten Magisters für eine Bewandtniß habe. Indessen finde ich es ganz in der Ordnung, daß Sie von der Unordnung in der Beantwortung Ihrer Briefe von meiner Seite in Verlegenheit gesetzt und vielleicht schon auf den Gedanken gebracht worden sind, daß ich von Ihnen nichts Briefliches erhalten habe. Allein dem ist nicht so. Ich habe Ihr Schreiben von Braunschweig aus erhalten im Frühherbste, worauf ich aber nicht antworten konnte, weil ich nicht wußte, wie lange Sie sich daselbst aufhielten und wohin also zu adressiren sei. Auf Ihr zweites Schreiben hätte ich sehr gern auf der Stelle geantwortet; was hinderte mich aber? Hätte ich Ihr erstes Schreiben Ihnen beantworten können, so würde ich Ihnen die Neuigkeit mitgetheilt haben, daß die Verlagshandlung der Vorschule mir den Antrag gemacht habe, eine zweite Auflage zu besorgen. An dieser saß ich corrigendo et retractando, als ich Ihr erstes erhielt. Und seit dem October 1845 begann der Druck, und ich hoffte zum Neu-

jahr 46 schon den ersten Theil (die Creationstheorie) Ihnen schicken zu können. Als ich Ihr zweites erhielt, hatte ich die Aussicht, Ihnen in der Vorrede zur Creationstheorie einen Beitrag zum Mummenschanz in den Faschingstagen zu liefern. Und als ich Ihr indirectes drittes Schreiben erhielt, hatte ich die Aussicht, Ihnen ein Osterei zuzusenden. Dieses Osterei wollte ich (nach meinem ersten Vorhaben) zugleich in ein Briefpapier einwickeln; nun aber erhalten Sie doch die Emballage früher als den Inhalt, weil ich Sie, dem es ohnehin nicht an Verlegenheiten fehlt (weil Sie zur Rechten und zur Linken mit verlegenen katholischen Artikeln zu thun haben), nicht länger in Verlegenheit setzen will...... Dem Himmel sei gedankt, daß nach Ihren Mittheilungen zu schließen, die Beschwerden, unter denen Ihre Schultern seufzen, ihre Wurzel nicht in dem großen oder kleinen Gehirn haben, und (was das Beste in Ihrer Mühsal ist) Ihr Vertrauen geht über allen Gehirninhalt hinaus und in das Gewissen hinein, um zu dessen mittelbarem Legislator vorzudringen. Unser Einer weiß, was das sagen wolle, bei Verleumdungen und Verfolgungen in Bezug auf sog. Rechtgläubigkeit ein gutes Gewissen und ein starkes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu haben."

Und dann ruft er aus: „Gottlob! mit jenen Verfolgungen hat es seit dem Hiersein des jetzigen Nuntius ein Ende.... Ich besuchte ihn, und zwar nicht mit leeren Händen. Ich hatte nämlich Ihre Dissertation in der Tasche, und überreichte sie ihm als eine Uebersicht meiner philosophischen Grundansicht, da ich augenblicklich noch nicht mit einem neuen Produkte meiner Hand ihm eine Offerte machen könne. Als ich nun nach einiger Zeit (es war während der Anwesenheit Diepenbrock's in Wien) von Viale Prela zur Tafel geladen wurde, erfuhr ich schon den günstigen Eindruck, den Ihr Schriftchen auf ihn gemacht hatte. Zu einem Bekannten äußerte er sich nämlich, daß er nicht begreifen könne, warum man mich anfeinde, wenn das von mir bisher Veröffentlichte gleichlautend sei mit dem Inhalte Ihrer Arbeit. Und da diese lateinisch geschrieben ist, so ist nicht zu besorgen, daß der Italiener den Text nicht hinlänglich verstanden habe. Seit jenem Tage war ich übrigens nicht mehr bei der Eminenz, was ich sehr bedauere. Der Grund davon ist aber kein anderer als die Verzögerung

des Drucks der Creationstheorie. Ob diese von dem Italiener verstanden werden wird, ist eine andere Frage, obwohl er mit Deutschen deutsch conversirt, ja lieber deutsch als lateinisch.... Ueberhaupt bin ich sehr begierig, wie die zwei neuen Beilagen zur Creationstheorie werden goutirt werden. In der einen habe ich den Franzosen Maret mit St. Thomas confrontirt und gezeigt, daß der moderne Pantheismus gewonnenes Spiel hat Theologen gegenüber, die auf St. Thomas schwören.... Es wird noch Zeit brauchen, bis das servum pecus immitatorum zur Einsicht kommt, daß nur der verbesserte Dualismus (der cartesischen Philosophie) die Macht besitzt, die katholische Dogmatik von dem Einflusse der antiquen Speculation und hiemit von all und jedem Pantheismus zu reinigen, und daß die Theologie keine Ursache hat, sich zu schämen, wenn sie bei der deutschen Philosophie in die Schule geht, nachdem sie lange genug zu den Füßen der alten gesessen, und so lange die deutsche Philosophie es gar nicht in Abrede stellen mag noch kann, daß auch sie dem historischen Factum der Menschwerdung des Logos viel zu verdanken hat. Allein zwischen der zufälligen und der nothwendigen Impotenz der Vernunft (in Glaubenssachen) ist ein großer Unterschied. Was nützt Einem das Falkenauge, so lange ihm der Standpunkt fehlt, um das neue Sternbild am Horizonte aufgehen zu sehen, da unser Auge schlechthin nicht in krummen Linien zu schauen vermag. Aber der höhere Standpunkt und das Auge bleiben doch immer zwei ganz verschiedene Dinge. Das Auge allein sieht, der Fuß aber steht. — Doch zu etwas Anderem! Hier in Wien wird der Vortrag, den Prof. Jacobi in Berlin über Cartesius gehalten hat, fleißig gelesen. Es enthält derselbe eine Eloge über den Franzmann, die eine seltene Erscheinung in der Gegenwart ist. Dazu kommt, daß der Philosoph treu nach dem Leben gezeichnet ist. Er war doch eine wahrhaft große Seele, und unsere Leute (beider Confessionen) sind nicht werth, dieser katholischen Größe den Staub von den Füßen zu blasen. Doch nicht weiter davon; sonst steigt mir die Galle auf, und doch schreibe ich am Tage des h. Thomas v. Aquin, der (nach der Legende) vom Herrn gefragt, was er begehre für das, was er über ihn geschrieben, antwortete: Nichts, Herr, als dich selber! Darin haben wir Alle noch viel von

ihm zu lernen. Bald soll diesen Zeilen das Versprochene nachfolgen, und dann etwas mehr über meine Beschäftigung!“

Auch schickte mir G. schon am 10. April die 2. Auflage des 1. Theils seiner Vorschule mit folgendem Schreiben:

„... Es ist eine schwere Sache, Briefe an gute Freunde in der Charwoche zu stylisiren d. h. in einer Zeit, wo man nur Themata im Kopfe trägt wie jenes, worüber einst Novalis sich hören ließ in den Worten:

Wenn sie seine Liebe wüßten,
Alle Menschen würden Christen,
Ließen alles Andere stehen 2c.

Dazu kommt noch, daß die Erbrechung des Ostereies Ihnen und mir bessere Gelegenheit zum Gedankenaustausche verschaffen wird. Vor der Hand will ich nur Einiges zur 2. Auflage für Sie hinzufügen. Die erste Beilage über Zeit und Raum ist die alte geblieben, darum können Sie dieselbe überschlagen. Die 2. Beilage aber hat bedeutende Veränderungen erfahren, weil in der alten die Idee vom Begriffe nicht hinlänglich unterschieden war. Auch habe ich mich am Schlusse abermal, wie im Eingange, auf die Großsprecherei der herbartischen Schule eingelassen. Die 3. und 4. Beilage aber werden Sie am meisten interessiren. Es ist möglich, daß ich vorzüglich mit der 4. B. bei Katholiken nicht viel Ehre aufheben werde, denn, wie unlängst Einer sich verlauten ließ, wir Katholiken brauchen ja nur auf dem vom h. Thomas angebahnten Wege fortzuwandeln, um ins Himmelreich der Wissenschaft und des ewigen Lebens einzugehen. Ich habe auch gar nichts gegen das Weitergehen einzuwenden, wenn der Wanderer sich zuvor den alten Koth von den Schuhen gekratzt hat, falls er sich keine ganz neuen anzuschaffen im Stande ist. — Uebrigens bringe ich den Verdruß nicht aus meinen Gliedern darüber, daß ich mit der 2. Aufl. dieses 1. Theils gegen 30 Wochen hingezogen worden bin, was mich in meiner literarischen Thätigkeit bedeutend zurückgesetzt hat, denn man kann nichts Rechtes anfangen, so lange man auf Correcturbogen warten muß, wie der Hund auf die abgekühlte Suppe. Indessen habe ich doch für den 2. Theil bedeutend vorgearbeitet. Zu diesem Ende habe ich das große Werk

Watke's über die menschliche Freiheit in ihrem Verhältnisse zur Sünde und Gnade, so wie die Veranlassung dazu, Müller's Werk über die Sünde (2 Bände in 2. Aufl.) studirt. Beide Arbeiten rathe ich Ihnen nicht zu übergehen, wenn Sie heute oder morgen über Ethik lesen wollten und sollten. Wahrhaft komisch ist der Zwist und Hader dieser zwei Literaten, und doch stehen Beide auf der symbolischen Basis des Protestantismus, beide mit dem Streben, dieselbe zu veredeln und zu vertiefen. Und alle diese Veredelungsversuche, was werden sie fruchten? Wer hätte es geglaubt, daß der Rationalismus auf protestantischem Boden derlei Bestrebungen den Kragen umdrehen würde? Vor der Hand steht jener freilich so erbärmlich da, wie der verlorene Sohn am Schweintroge vor seinem Entschlusse, ins Vaterhaus zurückzukehren. Ich bin aber der Meinung, daß an dieser seiner Attitude der Communismus den größten Antheil hat. Diesem ist vor Allem daran gelegen, aus den Köpfen des großen Haufens das Christenthum d. h. den Glauben an die Gottheit Christi zu verdrängen; und zu diesem Zwecke können seine Repräsentanten selbst von der pantheistischen Idee der Menschwerdung Gottes gar keinen Gebrauch machen. Doch — das Blatt wird sich wenden, und dann bleibt dennoch der Rationalismus der Wurm in der altevangelischen Lehre, der nicht mehr stirbt. Der Mensch denkt, aber der alte Gott lenkt, jetzt wie immer. Vivat und mit Ihm Der, von welchem die Kirche singt: surrexit, sicut dixit. Halleluja!"

Desgleichen verbreitet er sich in zwei zu eben dieser Zeit an Ehrlich geschriebenen Briefen über die wissenschaftlichen Zustände unter Protestanten und Katholiken:

„Aus Lotze's Logik ist Manches zu lernen, jedoch mehr indirect als direct; weniger ist zu lernen aus seiner Metaphysik, die am Ende doch nichts Anderes ist als ein durchgeführter Monadismus Herbart's, so daß man sagen kann: wie Feuerbach das Hegelthum, so hat Lotze den Herbartismus auf sein Deficit aufmerksam gemacht. So steht es mit der Philosophie auf protestantischem Boden. Man kommt über die Gegensätze nicht hinaus, folglich auch nicht über den Pantheismus, der in jenen Gegensätzen sein altes Thema variirt. Die Vermittelungen derselben aber fallen noch komischer aus. So läßt sich Reiff

nicht nehmen, daß Hegel durch den alten Fichte veredelt sowohl das neue Hegel- als das neue Fichtethum überflüssig mache. — Wie steht es aber erst auf katholischem Boden? In Staudenmaier's Dogmatik wird versichert, daß es von der Theorie des Selbstbewußtseins aus keinen Weg gebe, der zur Trinität hinüberführe. Von dem Urbilde könne man wohl auf das Abbild, nicht aber umgekehrt schließen, weil das Abbild (in der Einpersönlichkeit des Geistes) nie bis zur Dreipersönlichkeit sich erschwingen könne. Diese sei daher immer nur als das Resultat der Offenbarung anzusehen (und zwar einer doppelten, der unmittelbaren und der mittelbaren). Und das schreibt ein Mann, der über Hegel ein dickleibiges Buch geschrieben hat."

Und weiter:

„Jüngst sagte ein Mitarbeiter der A. A. Z.: ‚Ich lebe der Ueberzeugung, daß der ungeheuere wissenschaftliche Apparat der neueren Zeit dem Christenthume zum Heile gereichen wird, so wie die Theologie ihn erst vollkommen begriffen und nicht blos oberflächlich angeschaut haben wird. Dann erst wird die Wissenschaft mit dem Christenthume Abrechnung halten können und es nicht mehr so vornehm umgehen wie bisher.' Sehr gut! aber ich füge hinzu: eben so vornehm hat die Theologie bisher die Wissenschaft umgangen, ja verachtet, wie figura zeigt."

Endlich schreibt er in Beziehung auf die Lage der protestantischen Kirche bei der Jahresfeier des Todestages Luther's:

„Der sowohl von der orthodoxen pietistischen Partei als von der speculativ-wissenschaftlichen en bagatelle behandelte Rationalismus hat gegen alles Erwarten beider Parteien den Sieg in der evangelischen Kirche davongetragen. Man hat denselben schon seit lange her den Protestantismus im Protestantismus, also die Negation der alten Negation genannt. Eine doppelte Negation führt aber über kurz oder lang zur Affirmation, und daher erklärt sich wohl der Haß jener zwei Parteien gegen ihn. Vor der Hand aber will der Rationalismus so wenig als der Pietismus von der alten Kirche etwas wissen. Und wenn er auch die Freiheit des Willens und das Verdienst der

guten Werke anerkennt, so gilt ihm doch der menschliche Geist wegen dieser Freiheit als ein göttlicher Geist, und hiemit als eine Entlassung aus dem Urwesen, jedoch in der Weise, daß dasselbe mit Selbstbewußtsein und Freiheit die Geister aus sich entlassen habe, wogegen die wissenschaftliche Partei das Urwesen erst in der Welt zum Bewußtsein vordringen läßt. Kurz das Naturelement des Pantheismus hindert auch den Rationalismus billig zu sein gegen den Katholicismus."

Mehr und mehr wiederholen sich von der Mitte der 40ger Jahre an G.'s Klagen über seine körperlichen, namentlich gichtischen Leiden, so wie über das Zeitraubende und Mühevolle seiner Censurgeschäfte; selten aber verließ ihn dabei sein guter Humor. So schreibt er an Ehrlich:

„Was ist zu machen mit einem alten Kessel, in dem seit 40 Jahren so viel speculative Hexensuppe gekocht und gebraut worden, daß man am Ende noch froh sein kann, daß der Teufel den Koch nicht schon bei lebendigem Leibe geholt hat."

Inzwischen wurden die Verketzerungsversuche immer zahlreicher und lauter. Elvenich schreibt mir schon am 4. Mai: „Die Bornirtheit ist groß, die anmaßende Zumuthung gewisser Leute, daß man in Allem gerade so wie sie denken müsse, um nicht Ketzer zu werden, dauert fort," meint aber noch, daß man „nach den bitteren Erfahrungen, die Rom gemacht, und unter den jetzigen Zeitbewegungen doch ein wissenschaftliches Wort reden und dadurch einen Boden bereiten könne, auf dem eine bessere, der katholischen Kirche wahrhaft frommende Generation hervorwachse." — Und G. Ende Juni: „Unlängst schrieb mir Baltzer: ‚Das Noli perturbare circulos meos fängt nun auch gegen Knoodt in Bonn sich geltend zu machen an und dazu in einer Weise, daß der „Katholik" weiter nichts als eine niederträchtige Verdächtigung vorzubringen weiß.' Ich wußte davon nichts, denn ich lese dergleichen Frau-Basen-Journale nicht; aber

begreiflich finde ich es leider. Sagt doch Baltzer weiter: ‚Die Autonomie des Geistes, die Knoodt mit Entschiedenheit als eine relative im Unterschiede von der absoluten vertritt, ist freilich für alle orthodoxen Halbpantheisten eine Empörung gegen Gott und eine Gefährdung des Glaubens.‘ Ja, setzt er noch hinzu: ‚Sie aber werden sich ins Fäustchen lachen, daß Sie nicht in Bonn sitzen, da ihre Sache nunmehr dort einen Vorkämpfer gefunden hat . . .‘ Zum Lachen hat es bei mir noch Zeit, so lange die Sache der Wissenschaft auf katholischem Boden so steht, wie sie steht. Es wird viel geschwatzt von Rationalismus als dem Todeskeime des Protestantismus, und doch halten diese Schwätzer nichts auf die Rationalität, und wollen dessenungeachtet dem Protestantismus gegenüber als Schlangentödter auftreten, und thun es auch, ohne zu wissen, daß ihrer Ferse nachzustellen die Schlange keine Ursache mehr hat. So sagte unlängst ein katholischer Wortführer: ‚Die Wiedervereinigung der beiden Kirchen ist nicht Sache des Menschenwitzes und der Menschenweisheit, sondern der Erbarmung Gottes.‘ Mir aber will scheinen, daß die Weisheit nicht neben den Witz zu stehen kommt, und daß sich Gott der Menschheit schon erbarmt habe, als er die Reformation durch Menschenwitz und Weisheit eintreten ließ. Auf derselben Seite stand auch noch zu lesen: ‚daß die Ausläufer der Reformation, der Pan- und Atheismus, zur alten Kirche zurückführen müßten.‘ Mit diesem Muß hat es noch gute Weile, so lang der Katholicismus, den ihr vertretet, nichts von der Auctorität des creatürlichen Geistes wissen will . . . .“

Unter solchen Verhältnissen fing es schon an den Schülern G.’s schwer zu werden, für ihre Arbeiten Verleger

zu finden. So hatte Ehrlich (damals noch Professor zu Krems) eine solide, vom Standpunkte des creatianistischen Dualismus unternommene Arbeit „Die neuesten Vorschläge zur Reform der Ethik und der empirischen Psychologie, in vier Aphorismen besprochen" fertig, zu welcher der Prager Professor Exner, als Anhänger und Verpflanzer des Monadismus auf böhmischen Boden, auf welchen auch G. am Schlusse der 2. Beilage der Vorschule zu reden gekommen, die Veranlassung gegeben. Einen Verleger aber konnte er nicht auftreiben, weshalb er sich im Monat Juni an mich wendete. Zwar übernahm Herr Marcus in Bonn den Verlag, aber ohne seine Schuld verzögerte sich der Druck, so daß Ehrlich mir am 2. Januar 1847 schrieb:

„Denke ich an die mannigfachen Schicksale, welche diese Aphorismen erlebt haben, so finde ich es ganz natürlich, daß sie noch in der Geburtsstunde ganz gehörig gehudelt werden müssen. Beispielsweise erwähne ich nur, daß das Manuscript, welches Sie in Händen haben, mit einem Schiffe in die Donau versank. Vier Menschen ertranken, das Papier aber wurde, obwohl gebadet, wieder gefunden. Bin Willens, sobald ich Zeit und Laune habe, einen Roman darüber zu schreiben. Unterdessen habe ich freilich Nöthigeres zu thun.... Uebrigens bin ich keineswegs ärgerlich über diese Verzögerung, geht es doch Dr. Günther mit dem 2. Theile seiner Vorschule nicht besser. Wenn das am grünen Holze geschieht, wenn der Meister so behandelt wird, wie darf ich klagen?"

Schließlich bemerkt er dann noch über die „Wissenschaftliche Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre," die Zukrigl, welcher damals die Religionswissenschaft an der Wiener Universität supplirte, am 7. October 1846 mir geschickt hatte: „Dieselbe macht mehr Aufsehen, als bei unseren Verhältnissen zu erwarten war."

Erst am 14. Februar 1847 konnte er mir schreiben:

„Endlich habe ich das erste Exemplar der unglücklichen Broschüre erhalten, die zum Prüfstein der Geduld meiner Freunde werden sollte.“

Auch die Schlußworte des langen Briefes mögen hier noch stehen:

„Es ist ein erhebendes Gefühl für mich, daß Männer von Geist und Kraft dieselbe philosophische Anschauung mit mir theilen, auf demselben Wege die Wahrheit suchen, und oft stand ich in der letzten Zeit vor der Karte Europas und gab mich diesem Gefühle hin. Es thut Noth, dasselbe zu beleben und die Kräfte zu vereinen, damit auch unser Votum gehört werde in dem wirren Lärm, den der Monadismus erhebt und der sich steigern wird bei der Leibnitzfeier und bei der Säcularfeier der Prager Universität. ....Günther hat diesem Volke nur Gerechtigkeit widerfahren lassen in seiner Beilage zur Vorschule. Das beweist wieder ein Aufsatz, der dieser Tage in der A. A. Z. Nr. 3 und 40 erschienen ist, der mich empört hat und wahrscheinlich von Hartenstein herrührt.“

Auch das wissenschaftliche Geplänkel zwischen den Anhängern des G.'schen Dualismus und ihren Gegnern fing an immer bedenklicher zu werden. So schreibt mir Croy, der wegen Kränklichkeit seine Cooperatorstelle in der Vorstadt Altlerchenfeld niedergelegt und in das Pfarrhaus am Hof in der inneren Stadt eingezogen war, so daß er in demselben Hause, ja in demselben Zimmer wohnte, wo einst der Meister die großen Gedanken ausgedacht, die nun der Schüler an derselben Stätte nachdenken konnte, am 9. November 1846:

„Prof. Georg Mayer in Bamberg hat ein Programm geschrieben: ‚Ueber Geist und Natur in Günther's Philosophie,‘ wenige Blätter, die leider nicht in den Buchhandel gekommen, worin namentlich, was der Patristik und Scholastik fehle, so recht deutlich ausgesprochen wird. Das hat nun einen geistlichen Herrn in seine fromme Seele hinein geärgert, und es erschien eine Broschüre: ‚Die Bestand-

theile des Menschen und ihr Verhältniß zu einander nach der Lehre der katholischen Kirche von Dr. Thumann. Bamberg, 1846.' Und was ist ihr Inhalt? Daß der Dualismus von Geist und Natur (diese als eine Substanz genommen, die in sich selber seelisches Leben habe) eine verdammte Irrlehre sei. Nach der Lehre der katholischen Kirche gebe es keinen anderen Dualismus als den von Geist und Materie, und der Mensch bestehe aus einer vernünftigen Seele und einem ohne sie leblosen Leibe, als ob ein Todtes vom Geiste beherrscht werden könnte...."

Mitte September 1846 war G. aus dem Bade zu Baden in der Hoffnung zurückgekehrt, sofort die Fortsetzung des Druckes der 2. Auflage der Vorschule beginnen zu können, wozu er während seiner Badezeit, und zwar zum Nachtheile seiner Gesundheitspflege, alle Vorkehrungen getroffen hatte. Aber am 12. Januar 1847 schrieb er mir:

„Siehe da! ich sitze auch jetzt noch nicht an dieser Arbeit. Denn während meiner Abwesenheit hat mein Verleger ein medizinisches Opus übernommen, dessen Autor, da er Professor ist, sich den alsbaldigen und ununterbrochenen Druck (zum Vortheile seiner Zuhörer) ausbedungen hat. Wer also zum Warten verurtheilt ist, das bin ich, der ich nichts Schriftliches aufzuweisen habe, um den Verleger zur Fortsetzung des Druckes zu nöthigen. Wahrscheinlich wird dieselbe erst mit der Tag- und Nachtgleiche des Frühjahrs beginnen, so daß ich inzwischen nichts Rechtes und Ersprießliches beginnen kann. In dieser widerwärtigen Stimmung traf mich der k. k. Rath Dr. Hock, und brachte mir Grüße und Nachrichten eines Augenzeugen von Ihnen*), ein wahres Labsal für mich. Und doch konnte ich mich nicht so recht über die Mittheilungen freuen, was doch sonst bei mir nicht schwer ist. Ich schob die Schuld einstweilen auf einen Brief, den mir Freund Hock von Prof. Schlüter aus Münster mitbrachte, dessen Inhalt eine Jeremiade war über die Verwüstungen, die mein Enry-

*) Ich selbst war nämlich von Bonn abwesend, als Hock kam, um mich zu besuchen.

ſtheus und gar die 2. Beilage der Vorſchule in ihm angerichtet hätten. Aber der eigentliche Grund der Dämpfung meines Humors lag doch tiefer, in der Ahnung nämlich, daß unter dem Bonner Roſengeſträuche, von dem der angekommene Freund einige Roſen mir brachte, eine Natter lauſche und ſich den Giftzahn ſchon zurechtgeſetzt. Und Ihr letztes Schreiben hat mich in dieſer Ahnung beſtärkt.... Aber ſo viel Unangenehmes dasſelbe auch enthielt, ſo war es für mich, der ich ſchon ſo manchen Puff ausgehalten, nichts Ueberraſchendes. Und ſelbſt für den Fall, daß es niederſchlagend gewirkt, würde mich doch Ihre eigene Stimmung wieder aufgerichtet haben. Bei Andern von meiner Umgebung, denen ich Ihr Schreiben mittheilte, hatte dieſe Stimmung nicht den gehörigen Eindruck gemacht. Sie meinen nämlich, daß Sie zu viel Zutrauen gewiſſen Collegen geſchenkt, die doch in ihren (bereits im Druck vorliegenden) Predigten den Mund zu voll genommen hätten gegen das Wiſſen in Sachen des Glaubens..... Ich denke in der Sache anders, und es wäre meinerſeits ein Unrecht gegen Sie, wenn ich nicht ſo dächte. Klagt doch ſelbſt ein Paulus über die Gefahren, die er unter falſchen Brüdern ausgeſtanden; und wenn man ſich auch a sagitta volante in die in Acht nehmen kann, ſo iſt es doch nicht ſo leicht, a negotio perambulante in tenebris (vor dem Pfeile, der am Tage fliegt, vor der Peſt, die im Finſtern ſchleicht) ſich zu ſchützen. Es heißt aber auch in demſelben Pſalme: Protegam eum, quoniam cognovit nomen meum. Longitudine dierum replebo eum et ostendam illi salutare meum. (Ich werde ihn ſchützen, weil er meinen Namen anruft. Mit langem Leben will ich ihn ſättigen, und ihn ſchauen laſſen mein Heil.)

„Friſch gewagt, iſt halb gewonnen, ſagt das deutſche Sprichwort. Wo aber — ſelbſt im Anfange — nichts gewagt wird, da kann man auch von mehr als halbem Gewinne nicht ſprechen. Die Einfaltspinſel wollen vom Procruſtesbette des Begriffs und der Idee ſprechen, während dieſes Bettgeſtell doch von der Art iſt, daß alle Repräſentanten der nord- und ſüddeutſchen Wiſſenſchaft darin gemächlich Raum haben. Und wem iſt es denn eingefallen zu behaupten, daß außer dem Syſtem des zweifachen Denkprozeſſes keine Wahrheit anzutreffen ſei? Freilich wenn dieſe nicht gleichfalls unter dem Schickſale ſtände mit

dem Welterlöser, zuzunehmen wie an Alter so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen, so möchte Hans Nord Recht behalten. Und endlich — was hat denn Hans Süd gelernt, um Andere belehren zu können, wenn er nicht einmal zur Einsicht in die Dualität des menschlichen Denkens vorgerückt ist? Kann nur der belehren, welcher zuvor eine alte Auctorität auswendig gelernt, in der Meinung, das Inwendige werde dem Auswendigen als Zugabe zugeworfen? So viel darüber, daß ich Ihr: habeat sibi! vollkommen verstehe. Nichts desto weniger muß ich Ihnen Behutsamkeit zurufen, vorausgesetzt, daß Wahrheit in der wiederholten Aussage von Norddeutschen liegt: ‚auch die preußische Regierung wolle keine Wissenschaft mehr, wie sonst, sondern blos Gesinnung, und abermal Gesinnung.' Es ist fast nicht zu glauben. Wo soll denn Gesinnung ohne Sinn herkommen? Der Sinn des Geistes sind nicht die Sinne der Naturpsyche. Und hat nicht gerade diese alle und jede Auctorität und Autonomie außer der ihrigen in Abrede gestellt?"

Er fährt fort:

„Das Wort Behutsamkeit führt mich auf den zweiten Punkt Ihres Schreibens. Sie wünschen einige Notizen aus meinem Leben zu erhalten. Allein wozu, Freund? Bei gegenwärtiger Lage der Dinge, wo Sie es vor Allem noch mit Gedanken zu thun haben, unbekümmert um die Persönlichkeit desjenigen, der Sie gefunden und ausgesprochen und wie er dazu gekommen. Ich glaube vielmehr, daß das in jeder Beziehung natus obscuro loco meiner Person dem Eingang des Gedankens hinderlich ist. Anders wird es sein, wenn einst dem Eingange zum Fort- und Ausgange verholfen werden soll."

Schmollte nun auch G., weil er keine Druckbogen zu corrigiren hatte, und konnte sich deshalb zum Beginne eines neuen opus nicht entschließen, so saß er darum doch nicht müßig, geschweige daß er seinen Unmuth in Tabakswolken gehüllt hätte. In demselben Brief theilte er mir nämlich eine Kritik von Schubert's Spiegel der Natur mit, welches Buch er gerade las, über Hegel's Encyklopädie, zu der er von Neuem gegriffen, über einen Aufsatz von Harms in

der Fichte'schen Zeitschrift „über die Methode der Speculation" u. s. w. Auch schreibt er, daß auf Anrathen Exner's die Hofstudiencommission mit dem Plane umgegangen sei, die Lehrkanzel der Religionsphilosophie (welche damals Zukrigl als supplirender Professor inne hatte) zu cassiren, und dafür den Studirenden den catechismus romanus in extenso vorzutragen; daß auch die italienischen Bischöfe auf diesen Plan (quod non mirum) eingegangen seien, während die deutschen dagegen Protest eingelegt hätten. Dazu bemerkt er:

„Mit der Cassation dieser Lehrkanzel hätte die Regierung offen zu erkennen gegeben, daß das Christenthum in Austria den Gedanken nicht mehr vertrage...., so wie daß dabei kein ehrlicher Mann sich in die Faust zu lachen Ursache gehabt hätte, als nur der pfiffige Herbartianer."

Und er schließt seinen Brief mit den Worten:

„Ich schrieb Ihnen diese Zeilen am Sonntag in der Octav der Epiphanie, diesem Feste des Herrn, zur Erinnerung: daß mit ihm seine Braut aus den Fluthen des Jordan gereinigt gestiegen, der dann auch die hohen Gäste aus dem Morgenlande mit ihren sinnreichen Geschenken nicht fehlten, so wie am Hochzeitstage der Wein, in den zu Kana das Wasser verwandelt wurde. An diese Verwandlung mögen Sie sich erinnern, wenn Ihnen hie und da nicht blos Wasser sondern Galle in den Wein der Creationstheorie gegossen wird!"

Gleicher Unmuth über das Vorgehen der österreichischen Herbartianer, wie im vorhergehenden Briefe, spricht sich in einem Schreiben vom 4. März aus, in welchem er auf Fichte's Project zu reden kommt, in Verbindung mit Ulrici eine sogenannte conservative Zeitschrift für Philosophie und Theologie herausgegeben. Er schreibt nämlich:

„Was ihm ein Herbartianer in Beziehung auf dieses Project in der A. A. Z. geantwortet, wird Ihnen nicht unbekannt sein. Durch den ersten wie durch den zweiten Aufsatz zieht sich dieselbe verbissene Ironie. Der Fuchs wittert Pulver, das für eine Mine des bisherigen Fundamentes deutscher Speculation herbeigeschafft wird, und wobei er

ebenfalls zu Schaden kommen könnte. Deshalb wird im Voraus Alles aufgeboten, um dem Publikum einzureden, daß der Monadismus mit keiner Zehe, geschweige mit einem Fuße auf dem zeitherigen Fundamente stehe. Der Antipode der deutschen Identitätslehre könnte eben so gut der Lesewelt der A. Z. sich als eine Incarnation der reinen Philosophie, die über allen Zeitrichtungen stehe, proclamiren, wenn er nicht befürchtete, daß sie seine eigenen Worte auf ihn selber anwenden möchte, in dem Satze nämlich: „Unsere neue deutsche Philosophie hat die übele Gewohnheit, durchweg Ungeheueres zu versprechen. Es ist dies unter Anderm auch der Grund, warum die exacten Disciplinen sich immer mehr von der Philosophie wegwenden, und die Productionskraft der philosophischen Heerführer in Zweifel ziehen." Heißt das nicht gemeine Sache machen mit den Repräsentanten der sogenannten exacten und concreten Wissenschaften, um die Philosophie um ihre Virilstimme zu bringen?! Der moderne Monadismus hat auch ganz Recht, wenn er sich zur Partei der Atomisten und Molecülisten in der empirischen Naturforschung hält; er ist in seiner Art eben so exact wie diese. Was kann ihm aber diese entente cordiale auf die Dauer nützen? Er lebt freilich der zuversichtlichen Hoffnung, durch vornehmes Nichtwissen von Gott und göttlichen Dingen der Pantheisterei einen derben Schlag zu versetzen, oder durch neue Grenzvermessung des Wissens das absolute Wissen und seine Allwisserei außer Cours zu setzen; und er hätte Recht, wenn die verringerten Sympathien für die Philosophie sich nur vom absoluten Wissen derselben herschrieben. Die Gegenwart aber fühlt es durch und durch, daß die Pantheismen aller Art (auch der monadistischen) nichts weniger als ein absolutes Wissen geben, weil die Antworten, die sie auf sehr bedeutende Fragen zu geben im Stande sind, sich zu diesen verhalten wie die Faust zum Auge, das allerdings, von jener getroffen, Licht entwickelt, aber kein Licht empfängt. Gerade der Mangel eines Wissens, das auf Absolutheit Anspruch machen muß, ohne deshalb schon das Wissen des Absoluten (Gottes) sein zu wollen, hat zur Ahnung geführt, daß die bisherige Speculation noch nicht auf dem rechten Fundamente stehe; ja noch mehr: daß sie nicht mehr auf den Begriff ihre Himmelsleiter stellen dürfe. Allein — nun fragt sich's

eben: soll dieser ganz umgangen werden? und wenn nicht: was für ein Denken soll ihm zu Hülfe kommen?

„Und mit derlei Fragen befaßt sich seit einiger Zeit, wie mir Croy versichert, Ulrici, der auch die Resultate seiner Forschung bereits in seinen Schriften bekannt gemacht hat.... Aber nach Croy's Aeußerung, auf die ich große Stücke halte, geht es dem Ulrici nicht besser als den neuen Fundamentirern aus der monadistischen Hemisphäre. Sie wollen mit der Vergangenheit brechen, ohne auf den Dualismus von Geist und Psyche (Idee und Begriff) einzugehen. Und auch Ulrici soll blos den Begriff in die Idee escamotiren, und dadurch diese als den ursprünglichen Gedanken Gottes gewinnen wollen. Steht es aber nicht besser mit dem conservativen Prinzipe der neuen Zeitschrift, so wird es von ihrer Seite freilich nicht an Exclamationen fehlen: ‚hier ist wohl sein, hier lasset uns Hütten bauen!‘ Unsere Erwiederung aber wird nie eine andere sein als die: Für uns braucht ihr keine zu errichten, die wir uns den freien Blick von Niemanden verbauen lassen wollen....“

Am weißen Sonntag desselben Jahrs schrieb mir G., der, wie er das Kirchenjahr in seinen Zeiten und Festen stets mitdurchlebte, so auch an denselben der bedeutsameren Ereignisse seines Lebens sich erinnerte:

„Schon in der Charwoche würde ich Ihnen auf die Punkte, die Sie in Ihrem letzten Briefe berührten, geantwortet haben, wenn ich mir dieselbe in diesem Jahre nicht frei gehalten hätte von allem Denken und Reden heterogener Art, da ich diesmal leider die Fastenzeit nicht so, wie es sich gehört, mit Meditationen ausfüllen konnte. Ich saß nämlich an einem Aufsatze, den ich schon vor langer Zeit der Freiburger Zeitschrift versprochen und woran ich wiederholt gemahnt wurde. Leider bin ich zur Stunde noch nicht damit zu Ende. Nun aber, am weißen Sonntag, sitze ich mit Freude am Schreiben, da dieser Tag auch ein St. Thomastag genannt werden könnte; und wer ist nicht ein Thomas gewesen, wenn sein Leben in die verhängnißvolle Zeit der Revolution und ihres Verlaufs fiel? Ich aber habe überdies die Minores am St. Thomastage 1821 zu Raab in Ungarn

empfangen. So will ich Ihnen denn vor Allem über einige Zweifel Aufschluß geben, so gut ich es vermag unter dem Schutze des Zweiflers, der einst in finsterm Unmuthe ausrief: „Wenn ich nicht u. s. w., so glaube ich es nicht. „Und siehe! Der gute Hirt ließ auch diesmal das verirrte Schaf nicht lange auf sich warten, wie er auch gewiß nicht vergessen hatte, daß Thomas einst den Uebrigen Muth zugesprochen, als diese dem Herrn abriethen, nach Bethanien zu gehen, mit den Worten: „lasset uns mit ihm gehen und mit ihm sterben!“ — Lieber Freund! Es liegt ein seltener Trost in der Erinnerung an die Menschenfreundlichkeit unseres Herrn, dem jede Sympathie mit ihm und seinem schweren Geschicke unvergeßlich blieb, und der sie zur rechten Zeit zu lohnen wußte, wenn auch wir uns bewußt sind, daß das Herz in unserem gebrechlichen Leibe Tag und Nacht für den Herrn und sein Werk schlägt; sei es auch, daß die gelehrte und die ungelehrte Welt die Achsel zuckt über den Versuch, jene Gefühle des Herzens in Gedanken umzusetzen.

„Was nun jenes ‚ängstliche Gerede‘ unter den Theologen betrifft über den Eintritt des menschlichen Geistes im Mutterleibe verglichen mit der Aussage des Katechismus darüber...., so wissen Sie, daß die alte Schule nicht eingestanden ist für eine allmälige Bildung des Leibes Christi im Mutterleibe, sondern blos für eine allmälige Ausdehnung (Vergrößerung) des ursprünglich durch ein Wunder fertigen Leibes. Diese Ansicht hängt mit der damaligen Einschachtelungstheorie im Leben der Physis zusammen, zu der sich noch der Mariencultus gesellte. Zum perfectus homo gehörte denn auch das volle Selbstbewußtsein schon im Mutterleibe, folglich auch nach der Geburt, so zwar daß dasselbe allerdings für die sinnfällige Erscheinung in Abrede gestellt wurde, jedoch nur durch ein Zurückhalten desselben. Der Kernspruch des Weltapostels: ‚Er ist uns in Allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen‘ spielt in derlei Deutungen freilich eine sehr untergeordnete Rolle. Dazu gesellt sich endlich noch eine Naturanschauung, der man schon zu viel Ehre erweist, wenn man sie eine atomistische oder mechanische nennt. Denn auch der Mechanismus hat seine Rechte, weil er seine Gesetze hat. Wo aber bleiben Gesetz und Recht der Natur, wenn sie, als menschlicher Leib, ihr Leben nur vom

Geist erhält? Und dieser Belebung ließ man blos die Figuration der Materie, für Christus durch den h. Geist, vorangehen, während es für den gewöhnlichen Menschen die Allmacht Gottes ist, die jene Figuration als eine successive (nicht subitanea, wie bei Christo) vornimmt; und erst wenn die Maschine vollendet ist, tritt der spiritus rector hinzu, um sich ihrer als Werkzeug zu bedienen, zu welchem Zwecke er sie auch beleben muß. — Dieser späte Hinzutritt des Geistes, nämlich erst zum fertigen Naturindividuum, läßt sich nicht geradezu als ein Widerspruch gegen die Idee vom Menschen als Synthese bezeichnen. In dieser liegt wohl, daß der eine Factor derselben nicht ohne den andern existire; aber der Zeugungsact als solcher setzt noch keinen Factor, sondern erst den Anfang von diesem, während der Creactionsact den Factor setzt, wenn auch nicht sein Leben (Bewußtsein)."

Andere Auslassungen G.'s über Fragen, die ich an ihn gestellt, übergehend, führe ich nur noch die Schlußworte des langen Briefes an:

„Wie sehr dem Dualismus eine Zeitschrift abgeht, in welcher er seine Interessen vertreten könnte, darüber hätte mir, wenn ich je in dieser Beziehung gleichgiltig gewesen wäre, das fatale Schicksal die Augen öffnen können, mich immer von Neuem mit Koth bewerfen zu lassen, wie mir es von Seite Volkmuth's im vorigen Jahre und in diesem Jahre von Mattes in einem Aufsatze der Tübinger Quartalschrift unter dem Titel ‚über Scholastik' ergangen ist, der meine Grundansicht mit derjenigen Feuerbach's confrontirt, und den Unterschied unbedeutend findet.... Ueberhaupt scheint eine Verbindung aller Kuhnschüler im Werke zu sein. So hat unlängst Berlage im Münster'schen einen Ausfall gemacht auf meine Ansicht, daß die Erbsünde nicht ohne Erbverdienst in der Geschichte der Menschheit aufgefaßt werden dürfe. Er denkt anders d. h. katholischer hierüber...." *)

*) Am 28. Aug. 1839 hatte Berlage dem G. geschrieben: „Das Studium Ihrer verschiedenen Schriften hat sehr anregend auf mich gewirkt, und was ich etwa an philosophischer Bildung besitzen mag, das verdanke ich Ihrem Einflusse."

XIV.

1847.

Auch in diesem Jahre erging wieder eine Anfrage an G., ob er bereit sei, einen Katheder zu besteigen. Es schrieb ihm nämlich am 19. März 1847 der damalige Rector der Universität Tübingen, der Professor der katholischen Theologie Dr. J. Gehringer:

„Durch die Pensionirung des Prof. Dr. v. Drey ist eine Lehrstelle in der katholisch-theologischen Facultät theilweise erledigt. Drey hatte nämlich die Fächer Encyklopädie der Theologie, Apologetik und Dogmatik. Das letzte Fach, die Dogmatik, hat Prof. Kuhn übernommen, aber die Encyklopädie und Apologetik will und kann er nicht übernehmen, weil er wegen seiner schwachen Gesundheit kaum mit der Dogmatik fertig wird. Wir bedürfen daher einen Lehrer für diese beiden Fächer, die aber einem tüchtigen Professor keine hinreichende Beschäftigung geben, weil sie in 4 wöchentlichen Stunden vorgetragen zu werden pflegen, während bei uns ein Professor wöchentlich 10 Stunden Vorlesungen hält. Es müßte daher der neue Lehrer noch einige andere Fächer übernehmen. Nun hätten wir wohl einen Mann, der auch Kirchengeschichte lehren möchte und könnte, aber dadurch käme er in Collision mit unserem Collegen Hefele, welcher in der Kirchengeschichte keinen Rivalen haben will. Ein Anderer könnte Dogmatik lehren, aber dieser käme in Collision mit Kuhn. Des Friedens wegen wäre zu wünschen, daß der neue Lehrer seine übrige Zeit philosophischen Vorlesungen widmete; namentlich wäre es sehr gut, wenn er Metaphysik oder Religionsphilosophie oder Moralphilosophie oder Psychologie geben würde. Ich wendete mich daher an meinen und Ihren Freund Staudenmaier in Freiburg und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, Sie für unsere Universität zu gewinnen? Staudenmaier antwortete mir: ‚Ich glaube kaum, daß G., schon etwas bei Jahren, sein Wien verlasse. Daß, wenn er geht, Ihr keinen tüchtigeren bekommen könnet, ist gewiß...‘ Ich habe nun zwar keinen Auftrag, einen Lehrer zu berufen, aber ich

habe in der Facultät und im akademischen Senate anzugeben, welche Männer zur Uebernahme der erledigten Lehrstelle fähig seien. Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie zuerst nennen. Zu diesem Zwecke sollte ich aber wissen, wie alt Sie sind und welche Besoldung Sie ansprechen würden. Weil wir aber wenigstens drei Candidaten vorschlagen müssen, damit die königliche Regierung wählen kann, so wäre es mir lieb, wenn Sie mir Einen oder Zwei von Ihren Freunden oder Bekannten nennen und so genau als möglich prädiciren würden ꝛc."

Inzwischen war auch die Lehrkanzel der Religionsphilosophie an der Wiener Universität neu zu besetzen, und G. hatte gewünscht und gehofft, daß Zukrigl dazu ausersehen würde. Aber er schreibt mir am 4. Sonntag nach Pfingsten:

„Obwohl Zukrigl's Vorträge über Religionsphilosophie sehr erfolgreich ausgefallen sind, ist er doch bei der Besetzung der Lehrkanzel übergangen worden. Ja sein Ordinarius (der Wiener Erzbischof) hat ihn nicht einmal in Vorschlag gebracht. Freilich geht dieser Vorschlag von der Studienbehörde aus, die aber denselben an den Ordinarius gelangen läßt, um zu erfahren, ob derselbe gegen den Einen oder den Andern der Vorgeschlagenen etwas einzuwenden habe, um sich hinterher Verdrießlichkeiten zu ersparen. Die Vorgeschlagenen waren nun in den Provinzen angestellte Professoren, die allerdings das Vorrückungsrecht hatten. Allein der Ordinarius hätte sich doch seines Diözesanen annehmen und eine hohe Stelle auf die ausgezeichnete und allgemein anerkannte Dexterität desselben im Lehr- und Predigtamt aufmerksam machen können, nachdem der Plan, jene Lehrkanzel nicht mehr zu besetzen, und dafür ein Paar erbauliche Vorträge in der Woche einzuführen, zu deren Besuch überdies kein Student verpflichtet werden solle, gescheitert war." Dann kommt G. noch einmal darauf zurück, daß der Prager Exner, der zur Berathung des neuen Studienplans hinzugezogen worden, es gewesen sei, welcher jenen guten Rath dem Präsidenten der Hofstudiencommission gegeben habe. Und dazu bemerkt er: „Das kann Niemanden befremden, der da weiß, was einem Herbar-

tianer in seinen Kram paßt und was nicht. So handeln die blinden Führer, des nicht mehr blinden Haufens. Vor 30 Jahren wußte der Burgpfarrer Jacob Frint seinem Patrone und Kaiser begreiflich zu machen: daß es an der Zeit sei, die studirende Jugend nicht mehr ohne alle Kenntnißnahme der Opposition gegen das positive Christenthum aus der Schule in das Leben hinaustreten zu lassen. Wie steht es aber jetzt mit derselben Opposition sowohl von Seite der hegel'schen als herbartischen Speculation? Und ihr soll nun begegnet werden können mit sogenannt gemüthlichen Vorträgen d. h. mit sentimentaler Salbaderei ohne Saft und Kraft: Risum teneatis amici! Ruft solch ein Vorgang einem nicht den Inhalt jenes Aufsatzes in den weiland deutschen Jahrbüchern ins Gedächtniß zurück unter dem Titel ‚die historische Komödie in unserer Zeit'? Diese besteht überall in der Zeit, wenn in dieser ein doppeltes Bewußtsein vorkommt, d. h. eine Unterscheidung zwischen der spaßhaften und der ernstlichen Auflösung des alten in den neuen Zeitgeist. (Daß der Verfasser, ein Hegeling, unter jener die Auflösung des christlichen in den hellenischen Geist meint, versteht sich von selbst). Jenes doppelte Bewußtsein naiv in sich tragen, wird (daselbst) Dummheit genannt, dasselbe wissentlich haben, Heuchelei, die wieder in eine zweifache eingetheilt wird, eine reine und eine erheuchelte Heuchelei. Wie so? ‚Der Heuchler des alten Geistes kann wollen, daß der neue Geist am alten Glauben und an der alten Gewohnheit untergehe, weil das seinen Privatzwecken entspricht. Es ist aber auch das Umgekehrte denkbar, daß der alte Glaube erheuchelt wird, um ihn in das Bewußtsein der Zeit und in diesem zum Untergange zu bringen, weil das den Zwecken der Entwickelung (des Fortschritts) und hiemit zugleich der Aufhebung des einen doppelten Bewußtseins entspricht. Diese letzte Form ist eben die erheuchelte Heuchelei, weil derjenige, welcher sie ausübt, nur scheinbar von seinem wahren Bewußtsein abfällt.' Was sagen Sie zu dieser gelungenen Zeichnung von Zuständen, die besonders auf katholischem Boden vorhanden sind, wo alte infulirte Kantianer (die das Wissen in Gegenständen des positiven Glaubens mitleidig belächeln) mit Radicalen in der Staatsuniform (die vom Glauben schon nichts, noch weniger aber vom Wissen über ihn wissen wollen) Arm in Arm

gehen, und die Zeit kaum erwarten können, wo die moralischen Menschen wie Pilze aus dem Misthaufen in einer schwülen Gewitternacht aus der Erde wachsen werden — ohne Mystik und Speculation? Das sind deine Baumeister, alte Braut Christi ohne Makel und Runzel, die kein Häuschen für Laubfrösche und Grillen als Wetterpropheten zu Stande bringen, geschweige eine durch die Phasen und Krisen der Zeit wandernde Stiftshütte Jehovas!!.... Während mich nun Zukrigl's Schicksal beschäftigte, siehe da kommt ein Brief von Gehringer... mit der Frage, ob unser Einer die Stelle des Prof. Drey annehmen wolle, und falls ich mich dazu nicht entschließen würde, ob ich dann einen Andern namhaft machen könne. Da habe ich denn unsern Zukrigl in Vorschlag gebracht. *) Was geschehen wird, weiß ich nicht; eben so wenig, ob sein Ordinarius ihn ziehen läßt; möglich, daß ihm an einem ‚Phantasten‘ nichts gelegen ist.... Die ‚Komödie‘ ist vollständig vorhanden, aber ohne daß an sie von denen, die sie aufführen, geglaubt wird. Selbst Zuschauer sagen: dies Intermezzo ist zum Kranklachen, aber ist nur Spaß. Der Zeitgeist aber, über beiden stehend, sagt: Es ist schon Spaß d. h. das Andere, die ernstliche Auflösung des christlichen Glaubens, wird nicht lange auf sich warten lassen. Wir (katholischer Seits) verstehen es, dem Zeitgeiste entgegenzutreten — die Zukunft wird uns bald das testimonium paupertatis ausstellen.“ Schließlich bemerkt er: „Deine Artikel über Aberglauben, Cartesius und über Dualismus in Aschbach's Kirchenlexicon habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Ich hätte Lust den Spaß zu machen, den Freibrief von der Zunftlade dir und den Geschworenen zuzuschicken, wenn ich nicht fürchten müßte, von Andern (nicht von dir) gröblich mißverstanden zu werden.“

Ueber die projectirte Abschaffung der Religionswissenschaft im neuen Studienplane theilt Croy am 29. Juni mir noch weiter mit:

*) Auch ich empfahl, nachdem ich den (vorzüglich auf Veranlassung Hirscher's) an mich ergangenen Ruf abgelehnt, den Zukrigl dem Kanzler von Wächter, der mich in Bonn persönlich besuchte, um mich zur Annahme dieses Rufs zu bestimmen.

„Nachdem dieselbe allerhöchsten Ortes zurückgewiesen worden, wurde sie mit unglaublicher Kühnheit abermal gestellt, wobei die Herren am grünen Tische in heiliger Entrüstung sich gefragt haben sollen: ‚Haben wir, die wir hier beisammen sitzen, etwa keine Religion? Und doch haben wir nichts von einer Religionswissenschaft gehört.‘ So wurde der Unschuldige verdammt, ohne gehört worden zu sein. Weiter wurde in Anregung gebracht, das Directorat der philosophischen Studien, das bisher ein Prälat (besser einen Prälaten) bekleidete, einem Laien zu übertragen, und dafür wurde der frühere Professor der Physik Ettingshausen vorgeschlagen, der einst zu G. sagte: er begreife nicht, wie die Menschheit einer Lappalie wegen, wie die Unsterblichkeit der Seele, sich so lange herumzanken könne. — In einer Versammlung der österreichischen Stände aber stand unlängst ein Sprecher auf und klagte über den Clerus, der das arme Volk auf der Kanzel mit unverständlichen Dogmen füttere. Dagegen erhob sich nun der Schottenprälat, als Landstand, und tröstete die hohe Versammlung: er selber sei viele Jahre Religionslehrer an einem der besuchtesten Gymnasien Wiens gewesen und könne ohne Anmaßung erklären, daß er immer viel mehr auf Moral als auf dogmatische Formeln gedrungen, und seine jetzige Stellung befähige ihn, dasselbe Zeugniß in Wahrheit von dem bei weitem größten Theile des Clerus ablegen zu können. — Solcher Stückchen ließen sich noch manche erzählen. Unseren Orthodoxen gehen darüber allmälig die Augen auf, aber — zu spät, wie es sich bei Zukrigl gezeigt hat, den sie nun gern halten wollten, wenn sie noch könnten.“

Zukrigl selber aber schreibt mir am 23 Juni: daß, als er im ersten Semester seiner religionsphilosophischen Vorträge vorzugsweise an die Günther'schen Ideen sich hielt, die Neuheit und Tiefe der Gedanken freudige, ja begeisterte Aufnahme bei den Studenten gefunden hätte. Als er aber im 2. Semester, den Wünschen der Obern sich fügend, mehr an das Lesebuch sich gehalten, und, um dasselbe interessanter zu machen, die confessionellen Unterschiede hervorgehoben und nur hie und da eine G.'sche Idee hätte ein-

fließen lassen, da hätte die Theilnahme seiner Zuhörer sichtlich abgenommen, weshalb er wieder seiner speculativen Methode sich bedient habe. Und da seien die besseren Schüler zu ihm gekommen und hätten ihn gebeten: so möge er fortfahren, das sei ihnen lieber. Ferner theilt er mir mit, daß seine Schrift über die Trinität reichen Absatz finde, und daß Fürstbischof Diepenbrock in einem huldvollen Schreiben zu ähnlichen Arbeiten ihn ermuntert habe.

Wie sehr Diepenbrock den Günther seiner speculativen Leistungen wegen schätzte, geht auch daraus hervor, daß er ihm im Laufe dieses Jahres (1847) ein Breslauer Canonicat anbot. Günther antwortete ablehnend.

Ueber die Trostlosigkeit der kirchlichen Zustände verbreitet sich auch Geh. Rath Brüggemann in einem Schreiben vom 20. Juli, worin er mir für meine Ablehnung des Tübinger Rufs dankt, weil es ihm nicht angenehm gewesen sein würde, abermals einen katholischen Professor der Philosophie suchen zu müssen. Er klagt:

„Der Herr wird zwar seine Kirche zu schützen und zu erhalten wissen; aber auch wir sollen nicht müßig sein, denn trotz allen Geredes von wiedererwachter Religiosität, befestigtem Katholicismus habe ich zu meinem größten Schmerze mich überzeugen müssen, wie erstorben in so Vielen das christliche Prinzip, wie der Begriff, geschweige der innere Lebenskeim desselben abhanden gekommen, und wie Viele davon wie von einer halbvergessenen, ehemals dagewesenen Institution reden. Daher thut wissenschaftliche Begründung Noth, damit die kirchliche Außenseite nicht vorwiege, sondern mit hellem Lichte übergossen werde und sich des Sonnenlichtes erfreue.“

Mit dem Anfange des August wurde G. wegen seiner gichtischen Leiden von dem Arzte wieder in den Schwefelpfuhl nach Baden geschickt.

„Dort soll ich nun (schreibt er mir) nichts thun als müßig gehen, folglich so wenig lesen als schreiben, mithin auch keine Briefe beantworten. Dazu kam noch die festliche Stimmung, in der mich Ihr Schreiben traf (die Kirche feiert ja am letzten Juli den h. Ignatius von Loyola); und der Inhalt Ihres Briefes war ganz geeignet, diese Stimmung zu erhalten. Deshalb erhalten Sie so rasch, noch von Wien aus eine Antwort. Wir wissen von St. Ignaz, daß er zu sagen pflegte: Quam foetet mihi terra, dum coelum aspicio! (Wie widert mich die Erde an, wenn ich den Himmel anblicke!) Auch für Kant gab es nichts Erhabeneres als der gestirnte Himmel über ihm und der kategorische Imperativ in ihm. Auch Sie mußten Ihr Auge an etwas Höherem über Ihnen und in Ihnen ergötzen, um sich nicht beirren zu lassen durch das Gekläff zur Rechten und zur Linken, und um solcher Umgebung gegenüber das rechte Wort zu finden für Ihre Maxime, wie Sie solche in Ihrem Letzten mir vorgelegt haben. Dies Alles gewährt mir in meiner beschränkten Lage überschwenglichen Trost, wofür ich Gott vor Allem und dann auch Ihnen großen Dank sage."

Welche Hoffnungen überhaupt damals G.'s und seiner Schüler Brust schwellte, enthüllen uns die weiteren Worte dieses Briefes:

„Sie bemerken ganz richtig, daß die Wissenschaft wenn je dann in der Gegenwart einen Spielraum verlange, und setzen hinzu: ‚Es wäre sogar möglich, daß Ihre Philosophie, die ich hier vertrete, noch zu einem Rettungsanker würde, nach welchem Solche, von denen man es am wenigsten vermuthen sollte, greifen werden.' Jedenfalls läßt sich voraussehen, daß man den Dualismus wenigstens ungeneckt wird gewähren lassen. Die letzte Neckerei dürfte wohl die von Schelling gewesen sein (in der Vorrede zu Steffens' hinterlassenen Werken). Zum Glück beschuldigt der Hofphilosoph die Außerweltlichkeit des Theismus als eine *absolute*. Mit der absoluten Außerweltlichkeit Gottes hat aber der Theismus auf dualistischer Basis so wenig zu thun als Schelling's Pantheismus (der ein ‚unschuldiger' im Gegensatze zum ‚austernartigen,' dessen Gott in der Natur von sich kommt, genannt wird), desto mehr aber mit dem *relativen*. Denn außergöttlich ist die Welt doch nur in ihrer Substanz, der

Gedanke aber von der Welt liegt ursprünglich in Gott, und ist in dieser seiner Immanenz und im Zusammenhange mit Gottes Selbstbewußtsein von der Philosophie nachweisbar *). — Doch lesen Sie jene Vorrede Schelling's selber, um mir Recht zu geben, der ich meine: daß, wenn Schelling vier Achseln hätte, er auf allen vieren tragen würde! Er spricht einerseits der Regierung das Wort, die für die Verpflichtung des Lehramts auf das Symbol der Kirche einsteht, spricht aber auch der Wissenschaft das Wort in der Weise des vulgären Rationalisten, wenn er sagt, sie müsse mit jeder Auctorität gebrochen haben. Brechen und einstweilen von ihr absehen, ist doch himmelweit von einander verschieden. Sollte es aber mit dem Symbolzwange in der evangelischen Kirche für immer ein Ende haben, wird das dann ohne Rückwirkung auf die katholische Kirche bleiben?! Wird hier wie bisher so auch in Zukunft die Infallibilität der Kirche immer noch mit Imperfectibiliät identificirt werden? Möglich, daß ein Extrem das andere bei uns hervorruft, aber auf wie lange? Mir fällt hier eine Anekdote aus dem Leben Friedrich Wilhelm's I. ein. Er war in einer Predigt eingeschlafen; plötzlich erwachte er und fragte die an seiner Seite sitzende Königin: was der Hofprediger (Schubert) vorgetragen habe? Die Königin wiederholte das Gehörte,

*) Aehnlich schrieb mir auch Croy einige Monate früher: „Unwillkürlich wurde ich an Ihre Unterredung mit Schelling erinnert, als ich in jener Vorrede von einem ‚schwachen Theismus' las, den man allein dem ‚plumpen Pantheismus' (Hegel's) entgegenzusetzen gewußt, und den er schwach nennt, ‚weil er in absoluter, nicht Ueber- sondern Außerweltlichkeit eine der Gottheit würdige Stellung finde'. Immanenz aller Dinge in Gott sei der letzte Ausdruck der wahren Philosophie, und dieser Pantheismus (versteht sich) ein ganz ‚unschuldiger' = negative Philosophie. Ist denn aber die Außerweltlichkeit Gottes ein absolutes Draußensein all und jedes Innen?... Würden Gott und Welt sich nicht in einander schließen, wie könnten sie dann aus einander geschlossen werden? Wenn es aber keinen andern Schluß gäbe als den der Wesenseinerleiheit (keinen transcendenten Schluß), wäre dann nicht gerade jener ‚plumpe Pantheismus' der unschuldigste?...."

der König aber corrigirte sie mit den Worten: ‚nein, Schubert hat gesagt: der König ist verloren, wenn er sich nicht bessert.‘ Der Prediger aber soll der Königin, als sie ihm diesen Vorfall mittheilte, geantwortet haben: ‚Was ich dem Könige wachend nicht sagen darf, das sagt ihm Gott im Schlafe.‘ — Sollte nicht auch die Zeit vor der Thüre stehen, wo unsere Kirchenfürsten sich etwas vom Katheder herab werden sagen lassen müssen, wenn ihnen Gott nichts im Schlafe sagen sollte?....„

Und an Löwe schreibt er am 24. October:

„Von den Philosophencongressen zu Gotha und Berlin hat jener das Prinzip der Transcendenz und Immanenz, dieser das der Immanenz ohne Transcendenz vertreten. Dort wie hier hat der Pantheismus sich einmal öffentlich constituirt.... Wenn derjenige, welcher von sich sagen konnte: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, nicht bald seinen Arm ausstreckt und den Stürmen Ruhe gebietet, so wird das alte Christenthum, wenigstens in der Wissenschaft, bald zu den verlegenen Artikeln gehören, nach denen kein Wissender mehr fragt....“

„In München dagegen (schreibt mir an demselben 24. October Brüggemann) ist (unter dem Ministerium Abel) ein Zustand der Dinge eingetreten, den ich nicht ertragen würde. Besser, sicherer und freier lebt es sich doch bei uns. Möge es Ihnen gelingen, in treuer Anhänglichkeit an die Kirche der Wissenschaft zu dienen und ihre Freiheit zu bewahren!“

Zu dieser Zeit hatte Volkmuth einen neuen Ausfall gegen den Dualismus gemacht *). Da antwortete mir G. auf meine Anfrage, wie ich mich diesem Ausfalle gegenüber verhalten solle, am 9. November:

„Ehre verloren, Alles verloren! Ehre ist die Jungfrauschaft des Mannes, stehe er hinter dem Pfluge oder auf dem Katheder. Und wer die Hand an den Pflug einmal gelegt, dem räth unser Herr, er möge sich nicht umschauen, wenn er fürs Himmelreich tauglich

---

*) In der Bonner Vierteljahresschrift. 1. Jahrg. 3. und 4. Heft.

befunden werden wolle. Können Sie sagen, daß der Ausfall auf mich und meine Weltanschauung Ihre Person und Ihr Amt unangetastet lasse?... Oder können Sie mir zumuthen, daß ich in meiner Vertheidigung auch die Ihre mit übernehmen solle, da Sie doch wohl wissen, daß selbst der erste Ausfall Volkmuth's (unter Dieringer's Redaction) nur unternommen wurde, um Ihrem möglichen Gelüste, sich in Bonn als Docent niederzulassen, einen Riegel vorzuschieben?... Ihre Stellung (meinen Sie) lasse es nicht wohl zu, sich mit einem Manne einzulassen, der in jeder Beziehung höchst unglücklich, und an dessen Unglück Ihr eigenes Glück Mitursache sei, indem Sie ihn aus Bonn vertrieben hätten. (Uebrigens begann Volkmuth's Unglück mit seiner Schrift ‚Der preußische Staat und der Hermesianismus,' in der dieser dem Platonismus, jener Athen gleichgesetzt wurde.) Wer dem Andern eine Grube gegraben und nun selber hineingefallen, der kann freilich dem Andern zurufen: wenn du nicht in der Welt gewesen, säße ich vielleicht nicht in der Grube, die für dich bestimmt war. Gibt es aber ein einfältigeres Räsonnement als dieses? Es verlangt Niemand von Ihnen, daß Sie sich über das selbstverschuldete Unglück Ihres abgesagtesten Feindes freuen sollen; aber etwas sind Sie Ihrer Ehre schuldig, nämlich dem in der Grube, wenn er Sie von hier aus mit Koth und Steinen attaquirt, eine Antwort nicht schuldig zu bleiben, so lange Sie für die Weltansicht einstehen, welche derselbe als das größte Unglück auf katholischem Boden an den Pranger stellt, indem es in ihr mit aller andern Auctorität als der des lieben Ich aus sein solle. Und er weiß gar wohl, welche Saite er anschlagen muß, wenn seine Verdächtigung Anklang finden soll. Und wir können beide Gott im Stillen nicht genug danken, daß der zweite Ausfall in eine Zeit fällt, in der die Ultrapartei im Süden ihr Gericht erlebt hat. Im widrigen Falle würden Sie sich wundern über das Echo, welches die Stentorstimme des Privatdocenten bei Professoren gefunden haben würde. Der Vorposten-Commandant (der baierischen Ultrafreischaar) in und für Oesterreich hat sich erst unlängst in einem Kreise von Literaten, die den Abgang Zukrigl's ins Ausland bedauerten, verlauten lassen: es ist kein Schaden, wenn Wien einen Güntherianer weniger zählt.— Uebrigens wissen Sie besser als jeder

Andere, was meine Liebe für und meine Leistung in der Wissenschaft bisher in loco mir eingetragen hat, als daß ich Sie etwa noch erst ersuchen müßte, mir den Koth vom Philosophenmantel abzukratzen, mit dem Ihre Feinde mich beworfen haben. Eben darum ersuche ich Sie zu Ihrem Wohle, die Idee nicht in sich fix werden zu lassen: ‚nicht eher mit Andern zu polemisiren, bis Sie nicht ein Buch ohne Polemik geschrieben hätten.' Lieber Freund! kennen Sie denn wirklich die Zeit so wenig, daß Sie solch einen Gedanken länger als 24 Stunden in sich beherbergen können? Was zählen denn heut zu Tage Bücher von jedem Kaliber in Vergleichung mit den Broschüren und den Journalartikeln? Wie ganz anders stände es mit dem Dualismus, wenn ich statt Bücher zu schreiben eine Zeitschrift redigirt oder an einer als ständiger Interessent mitgearbeitet hätte! Und waren es nicht gerade meine kleinen Arbeiten in den Wiener Jahrbüchern (in ihrer Entstehung), die meinen spätern Büchern einen guten Namen verschafften? Sind die gesuchtesten Bücher heut zu Tage nicht weit mehr Sammlungen von Journalaufsätzen als selbstständige Elaborate? Doch wozu so viele Worte mit Ihnen über eine bekannte Sache machen? Ich verlange ja vom Bonner Petrus nicht, daß er dem Malchus ein Stück vom Kopfe absäbele. Aber er möge auch diese Oelbergscene nicht erst dann aufführen, wenn ihn der Hahn bereits an das erinnert, was er beim Kohlenfeuer als Professor ordinarius ganz extraordinär mit Andern gefabelt hat! Wer das Wenige, was er geben kann und will, sogleich und gerne gibt, gibt doppelt...."

Schließlich bemerkt G. noch:

„Von L. Feuerbach's Geschichte der Philosophie von Bacon bis Spinoza ist eine neue Auflage erschienen. Da nun Unsereiner von Volkmuth und Mattes in vollem Ernste zum Feuerbachianer gestempelt, und jene 2. Auflage mir als Censor unterbreitet wurde, so ging ich sie abermals durch, und das hat mich nicht gereut. Ich habe jetzt nämlich gefunden, daß die Verhältnißbestimmung zwischen Gott und Welt (als Gegensatz von Geist und Natur), auf die sich Kant in Ernst nie eingelassen, sowohl vom Standpunkte der Idee als des Begriffs unternommen werden konnte, aber auch leider! nur von letzterem aus gewagt worden sei, so zwar, daß Malebranche jene Be-

stimmung zwischen dem geistigen Factor (im Gegensatze) und der Gottheit, Spinoza aber dieselbe zwischen dem zweiten Factor (im Gegensatze), der Natur, und der Gottheit zum Abschlusse brachte. Vom Standpunkte der Idee aus aber jene Bestimmung zu unternehmen, ist keiner christlichen Seele auf und außer dem Boden der katholischen Kirche eingefallen."

Nachdem auch Croy mir zugerufen: „Der Streich ist unverkennbar gegen Sie ausgeholt, kein Anderer als Sie darf ihn pariren. Und wenn Sie das Licht der G.'schen Idee aus der Volksmuth'schen Finsterniß herausgeholt, wird es Ihnen wohl nicht einfallen den Lichtschirm der Liebe darüber zu stülpen um der Kirchenlämmer willen mit thränenwunden Augen. Nemo ponit lucernam sub modio, sed super candelabrum, ut luceat hominibus (Niemand stellt sein Licht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit es den Menschen leuchte). Vielmehr werden Sie auch diesen das Licht leuchten lassen und die Warnungstafel mit der Inschrift beleuchten: daß die Läugnung der Auctorität des Menschengeistes, als einer Creatur Gottes, die der Kirche aufhebe" — veröffentlichte ich im 1., 2. und 3. Hefte des Jahrgangs 1848 der Bonner Katholischen Vierteljahresschrift für Wissenschaft und Kunst meine „Würdigung der von Volkmuth veröffentlichten Kritik der Günther'schen Spekulation." Ein Schlußartikel erschien dann noch im 4. Hefte des Jahrgangs 1849, der aber nicht von mir, sondern von Croy herrührt. Damit verhielt es sich nämlich so. Am 2. Mai 1849 schrieb mir Croy:

„Wie Ihnen bekannt, hat Volkmuth auch in der Fichte'schen Zeitschrift die Offensive gegen unsere Sache veröffentlicht — in echt magyarischer Weise. Günther commandirte seine disponibelen Truppen, will sagen Ehrlich und mich, zur Defensive. Ersterer rückte vor mit der Absicht, nur den rechten Flügel zu werfen. Dies wurde jedoch

im Hauptquartier als ungenügend befunden, und so erhielt ich den Auftrag, zugleich mit Ehrlich gegen das Centrum und den linken Flügel des Feindes zu operiren, und dabei vorzugsweise schweres Geschütz spielen zu lassen. Es war ein Auftrag unwiderstehlich wie ein Armeebefehl. Ich that also, was ich nicht lassen durfte, und so entstand eine zwiespältige Polemik — meinerseits recht eigentlich invita Minerva — eine Arbeit in Form eines Mißtrauensvotums an Dr. Volkmuth. Wir schickten sie bereits vor längerer Zeit an Zukrigl, damit er ihre Veröffentlichung in Fichte's Zeitschrift besorge. Von ihm aber erhielt ich erst gestern ein Schreiben, worin er uns bekannt macht, daß Fichte sich ein für allemal weigere, den Artikel aufzunehmen, und zwar, wie es scheint, ohne ihn auch nur gelesen zu haben. Eifersucht zwischen ihm und Zukrigl scheint der nächste, das jungfräulich-schüchterne Wesen des letzteren der entferntere Grund davon zu sein.... Was soll nun geschehen? Meiner Meinung nach wäre es das Beste, das Ganze ad acta zu legen. Aber unser Generalissimus ist obstinat — trotz unseres alten Radetzky. Der Artikel muß gedruckt werden, wie er ist, und zwar mit einer Feuer und Flammen sprühenden Anmerkung gegen die Redaktion der Fichte'schen Zeitschrift. Unser Freund Knoodt wird sicherlich dafür sorgen, daß beides in der Bonner Zeitschrift geschehe. Ich wiederhole, daß ich anderer Ansicht und insbesondere gegen den Abdruck in letztgenannter Zeitschrift bin, in der bereits genug gegen Volkmuth polemisirt worden und nach ihrem letzten Artikel nichts Besseres mehr zu sagen ist. Aber soll ich zur halben Million Bedenklichkeiten, die ich bereits vor G. ausgesprochen, und über die er nachgerade halb toll ist, auch noch die andere Hälfte hinzufügen, damit er es ganz werde? Wecke den schlafenden Löwen nicht! Darum wende ich mich seiner Weisung folgend an Sie, lieber Freund. Ich werde gleichzeitig mit diesem Schreiben eines an Zukrigl absenden und ihm auftragen, die Vagabundenarbeit unverzüglich vor Ihr Tribunal zu stellen. Würdigen Sie ihn eines Blicks von Kopf bis zu Füßen, und wenn Sie nach freier Ueberlegung mit G. übereinstimmen, so mag er in Gottes Namen in der Bonner Zeitschrift erscheinen. Dann aber — um der endlosen Polemik hier endlich ein Ende zu geben — dürfte es gerathen sein,

den Artikel in die Reihe der Ihrigen aufzunehmen und zwar als Schluß derselben, jedoch unter meinem Namen."

Darauf ging ich um so lieber ein, als meine Artikel keinen würdigeren, ja meisterhafteren Schluß erhalten konnten. — Außerdem erschienen auch noch Abfertigungen Volkmuths von Seite Baltzers im 1. und 4., und von Seite meines Schülers Kreutz, damals Alumnus des Trierer Priesterseminars, im 1. Hefte des Jahrgangs 1848 derselben Zeitschrift.

Ehe ich nunmehr zu dem Revolutionsjahr 1848 übergehe, bemerke ich noch, daß schon im Laufe des 47ger Jahrs bei Günther und seinen Schülern der Gedanke auftauchte, eine dualistische Zeitschrift zu gründen, namentlich wegen der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Angriffe auf G.'s Philosophie. „Besäßen wir (schreibt G. an Ehrlich) ein eigenes Blatt, so könnten wir jede Sottise brevi manu in aller Eile abthun. So aber können die Gegner dreimal laden und abfeuern, ehe wir nur einmal dazu kommen. So hieß es in der neuen Sion: ‚Wiewohl G.'s Leistungen himmelweit verschieden sind von denen der andern Philosophen, so scheint es doch, daß er dem Princip der protestantischen Philosophie zu sehr huldige.' Möchte man nicht aus der Haut fahren, wenn man bei den gottesfürchtigen Sioniten das Wort scheinen findet in einer Sache, wo man entweder schweigen oder von sein reden müßte, um den Namen eines ehrlichen Mannes nicht aufs Spiel zu setzen! wie oft soll man denn wiederholen, daß keine Wissenschaft möglich ist, ohne den Geist als Princip der Erkenntniß gelten zu lassen? Daß er Auctorität nur von Gottes Gnaden ist, sollte sich doch bei den Vertheidigern der Crea-

türlichkeit des Geistes (im Gegensatze zur Emanation des Monismus) wohl von selbst verstehen."

XV.

1848.

Das Jahr 48 traten G.'s Freunde, die einen mit zuversichtlicher Hoffnung für die Sache, der sie dienten, die anderen mit nicht geringer Besorgniß an. So schrieb mir Baltzer am 3. Jänner (im Hinblicke auf Zukrigl's Berufung nach Tübingen und meine Beförderung zum professor ordinarius):

„So scheint es denn, daß G.'s Denkgeist allmälig die Katheder in Deutschland besteigen, und in der lebendigen Wechselwirkung mit einer hoffnungsvollen Jugend das Licht der wahren Speculation in der Kirche anzünden soll."

Dagegen Elvenich am 4. Jänner:

„Nachdem Erzbischof Geissel durch Pius IX. angewiesen worden ist, die Philosophen zu überwachen, ist Vorsicht Ihnen doppelt nöthig. An sich zwar wäre gegen eine solche Weisung nichts zu erinnern... Aber unter den obwaltenden Umständen hat dieselbe wohl nicht den Sinn, daß die Bischöfe sich es angelegen sein lassen sollen, die philosophischen Bestrebungen möglichst zu fördern, sondern daß sie aufpassen, oder falls sie selber von Philosophie nichts verstehen, durch Andere aufpassen lassen sollen, ob auch in gehörigem Maße philosophirt werde. Welches ist aber das gehörige Maß? Glauben Sie, daß man die G.'sche Philosophie noch darunter subsumirt? Ich glaube es nicht. Wenn Hermes, der zwar die Autonomie der Vernunft geltend macht, aber nur einen negativen Gebrauch der Philosophie in der Theologie zuläßt, schon zu viel philosophirt hat, was wird man in Rom erst von einer Philosophie halten, welche die Trinität u. s. w. zur Vernunftkenntniß zu erheben sucht? Gerade eine solche Philosophie ist es, die man in Rom perhorrescirt, in dem Wahne, daß das

Christenthum dadurch in bloße Philosophie umgesetzt werde. Man kennt die Zeitbedürfnisse viel zu wenig, weiß zwischen Philosophie und Philosophie nicht recht zu unterscheiden; daher das Bangen vor der Philosophie überhaupt. — Die empfohlene Vorsicht erscheint um so nothwendiger, als man in Rom zum Erstannen Aller, die auf Gesetz und Gerechtigkeit noch etwas halten, kurzen Prozeß zu machen fortfährt. Ein schlagender Beweis hievon ist der päpstliche Erlaß an den Erzbischof von Köln. Was sind das für Zustände, wenn Männer, denen nicht die geringste Schuld nachgewiesen ist, öffentlich schwerer Vergehen beschuldigt und wie kirchliche Bösewichte an den Pranger gestellt werden! Das audiatur et altera pars, die wesentliche Bedingung der richtenden Gerechtigkeit ist ganz abhanden gekommen...."

Und Zukrigl, der seine Entlassung sowohl vom erzbischöflichen Ordinariate als vom Kaiser noch immer nicht erhalten hatte, am 2. Februar:

„Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut. Aber nicht weniger erfreute mich die Begeisterung der Studirenden der Philosophie in Bonn bei Ihrer Promotion zum ordentlichen Professor. Ich habe die Rede, welche Sie bei dem von den Studenten Ihnen gebrachten Fackelzuge hielten, in der Augsburger Postzeitung mit großer Theilnahme gelesen. Sie können sich hiebei die Rührung Günther's denken. Er lebt jetzt ordentlich wieder frisch auf, da er hört, daß am Rheine so viele Stimmen für seine speculative Anschauung einstehen. Und sonder Zweifel hat sein Dualismus eine besondere Tiefe und Anziehungskraft. Das habe auch ich hier in Wien in meinen Vorlesungen über Religionsphilosophie erfahren. Die meisten Studenten sagten mir, jetzt erst wüßten sie, wie tief das Christenthum in der Idee wurzele...."

Günther dagegen schreibt mir am selben Tage:

„Ihr letztes Schreiben, ein reiches Angebinde, erhielt ich kurz vor dem Feste Mariä-Lichtmeß; und so kam es nicht nur nicht zu spät sondern vielmehr zur rechten Zeit, indem es mich gewissermaßen zu einem Simeon machte, der ebenfalls sagen kann: Nun läßt du deinen Diener in Frieden (in das Jahr 1848 hinein) fahren. — Solche

Jahre wie die von 46 und 47 mit ihren plumpen Ausfällen von katholischen Laien und Geistlichen auf meine 20jährigen Bemühungen und Leistungen für das katholische Christenthum wünsche ich nicht, daß sie wiederkehren. Lobhudeleien sind mir von jeher zuwider gewesen, aber seines Lebens froh zu werden, diesen gemäßigten Wunsch darf ich doch für mich in Anspruch nehmen von Seite derer, die mit mir dieselbe geistliche Mutter (die katholische Kirche) zu ehren verpflichtet sind. Und selbst jener Frohsinn wie selten fängt er an zu werden in der Zeit, in welche unser kurzes Leben fällt! Vom Meister Hegel erzählt man, daß er an seiner Phänomenologie (zu Halle) sitzend und schreibend den Kanonendonner der Schlacht bei Jena überhört habe; aber von welchem Katholiken kann man sagen, daß er den Kanonendonner von Luzern und Freiburg verschrieben und verduselt habe? Von unserem österreichischen Italien will ich gar nicht reden, da hier selbst der Sieg über die Malcontenten uns indirect das Licht ausblasen kann, wie die Besiegung das direct thun wird. Und wer nun überdies die Wurzel von dieser ganz Europa überwuchernden Schlingpflanze kennt, wie könnte der gleichgültig bleiben, wenn er und seine Leistung nicht nur nicht anerkannt sondern so verkannt wird, daß ein Plus ultra unter die Unmöglichkeiten gehört!"

Und dann fährt er fort:

„Ich weiß nicht, ob Ihnen schon das Sendschreiben Mazzini's an den Papst zu Gesicht gekommen ist. Der österreichische Beobachter gab neulich einen Auszug daraus. ‚Wenn Gott will (heißt es unter Anderem) daß die alten Glaubensmeinungen wieder aufleben, so kannst Du (Pius IX.) machen, daß sie wieder aufleben; und wenn Gott will, daß sich dieselben umformen d. h. daß Dogma und Kult sich vom Fuße des Kreuzes hinweg einen Schritt näher zu Gott, dem Vater und Erzieher des Menschengeschlechts hin bewegen, so kannst Du (Pius) abermal, in der Mitte beider Epochen stehend, die Welt zur Eroberung der religiösen Wahrheiten leiten und den Materialismus und die Negation (der Kritik) vernichten. Ich rufe Dich daher auf, ein Apostel des ewig Wahren zu werden.'

„So ist es denn wahr geworden, daß die Apostel des 19. Säculums abermals den Eckstein verworfen; darum wird es auch wahr

werden, daß, wer auf diesen Stein fällt, sich verletzen, jener aber, auf den der Stein fallen wird, zerschmettert werden müsse. Und das muß unser Trost sein: daß wohl Himmel und Erde, nicht aber des Herrn Wort vergehen werde.

„Merkwürdig ist noch eine andere Aeußerung Mazzini's· ‚Durch die Macht der Zeit (welche von der Hierarchie beschleunigt wurde) ist der Glaube überall todt. Der katholische ist im Despotismus untergegangen, der protestantische in der Anarchie.' Und wer wird den Muth haben, Mazzini Lügen zu strafen? Freilich sollte es unter die Unmöglichkeiten gehören, in einer solchen Zeit von der katholischen Orthodoxie verketzert zu werden auf dem Boden der Speculation; aber es gehört selbst auf Universitäten zu den Wirklichkeiten. Clemens und Dieringer, Ihre Collegen, brechen Ihnen morgen den Hals, wenn Sie ihnen heute dazu Gelegenheit geben — und zwar salva conscientia, so lange es mit dem Wissen dieser Herren so steht, wie es steht, nämlich miserabel. Dieringer muß (wenn ihm die zahlreichen Citate in seinem ersten Werk ‚die göttlichen Thatsachen des Christenthums' aus meinen Schriften einfallen) sich schämen, mit Volkmuth gegen mich und Sie Partei genommen zu haben. Clemens wird es Ihnen nie verzeihen, daß Sie ihn verhindert haben, mit seiner realistischen Scholastik eines Nicolaus v. Cusa in Bonn durchzudringen. Ich hatte seinen Jordano Bruno und Nicolaus v. Cusa unlängst zu lesen angefangen, habe sie aber wieder aus der Hand gelegt, weil man nicht nur nichts daraus lernt, sondern hie und da auch auf Spuren kommt, die den Schalk verrathen. Dahin gehört vor Allem die Note zum Texte (S. 149), wo er Schelling's Ausfall auf die Außerweltlichkeit des altersschwachen Theismus mit Lust anführt, und die bloße Ueberweltlichkeit eines Cusa recommandirt. Sollten Sie in Zukunft mit dem fanatischen und stolzen Mann auf eine empfindlichere Weise als bisher zu thun bekommen, so nehmen Sie sich Folgendes als Resultat meiner Lectüre seiner Schrift ad notam. Bruno verhält sich zu Cusa eben so wie Feuerbach zu Hegel. Wie Feuerbach die Momente des Geisteslebens aus der Hegel'schen Logik hinausgeworfen hat, um ungestört die letzten Consequenzen aus dem natürlichen Begriffsleben zu ziehen, so hat J. Bruno die Elemente des positiven

Christenthums, die Cusa mühsam in seine realistische Behandlung des Begriffs hereingezogen, wieder hinausgeworfen, und so dem Begriffsleben auf dem Wege zur Verabsolutirung (Realisirung nannten sie die Platoniker in der Scholastik) freien Spielraum verschafft. — Das hat aber Clemens übersehen, weshalb es Niemanden wundern darf, wenn er an Jordano zu rühmen weiß, daß derselbe mit Cusa darin übereinstimme: die Idee als unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste d. h. als Theilnahme des endlichen Geistes am Logos Gottes zu bestimmen. Diese Stelle (S. 136) dient zugleich zum Belege, wie Clemens, Volkmuth und Dieringer (als thomistischer Theolog) gegen den Dualismus sich verbinden konnten. Drum, Freund, stehen Sie fest! Der Dualist ist ein Simeon, der (wie sein auserwähltes Volk) in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lebte, und das Heil in dieser mit leiblichen Augen zu schauen gewürdigt wurde. Vergangenheit (in der Gegenwart) ohne Zukunft, und Zukunft (in der Gegenwart) ohne Vergangenheit sind Einseitigkeiten, die eben so im Leben der Wissenschaft wie im Leben der Völkerpolitik über Kurz oder Lang zu Schanden werden."

Und nun kam die Pariser Februarrevolution. Da schreibt mir Baltzer (am 29. Februar):

„Was sagen Sie zu den Vorgängen in Paris und Rom? Die Constitution im Mittelpunkte der Kirche ist jetzt eine Thatsache, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Deus providebit!"

Auch Günther theilte Baltzer's Hoffnung, daß die Reformen des Papstes auf staatlichem Gebiete zum Heile der Kirche ausschlagen würden. Nachdem er nämlich in seinem Geleitschreiben zur Uebersendung der 2. Auflage der Incarnationstheorie hervorgehoben, daß er keine Schuld an dem theueren Preise für die neue Ausrüstung derselben trage, da er nur wenig dafür erhalten und auch nicht versäumt habe, dem Verleger zu sagen, daß arme Theologen die nächsten Abnehmer der Vorschule seien, fährt er fort: „Was sagt Ihre Umgebung zu dem Umschlage der Witterung in

der politischen Atmosphäre Europas? Friedrich Schlegel pflegte, wenn die Rede auf den Parallelismus der physischen und moralischen Witterung kam, zu sagen: Warum soll die Ausdünstung von 90 Millionen Menschen nicht die Atmosphäre in ein gleiches Schicksal hineinziehen?

„Welchem Schicksale wird die katholische Kirche (als Vertreterin des monarchischen Prinzips gegenüber dem demokratischen) im katholischen Frankreich entgegengehen? Nach meiner Ansicht ist es für die alte Kirche von welthistorischer Bedeutung, daß Pius den Anfang mit Reformen gemacht hat und damit fortfährt; ohne dies, bei Fortdauer des alten Regimes, hätte die Kirche von dem unerwarteten Umschlage einen harten Schlag erlebt, der mit einer furchtbaren Verfolgung (von der Vernichtung kann ohnehin bei Katholiken keine Rede sein) geendet haben würde. Und wenn nun den h. Vater auch der Undank und das Unglück treffen sollte, daß er als weltliches Oberhaupt abgesetzt würde, so wird doch selbst böser Wille der Kirche nicht nachsagen können, daß sie als solche eine abgesagte Feindin alles Fortschrittes sei. Freilich noch besser wäre es, wenn dem wissenschaftlichen Fortschritte der Schule in der Kirche der Brodkorb nicht bis zum Verhungern in die Höhe gezogen worden wäre. Doch mit diesem Martyrium dürfte es wohl in der alten Kirche bald zu Ende gehen. Wenigstens sollten unsern Infulirten die Augen aufgerissen werden von dem nun um sich greifenden demokratischen Treiben in Bezug auf Kirchenverfassung, dem doch nur durch eine gründliche Naturphilosophie und ihre Uebertragung in die kirchliche Wissenschaft der Stachel abgebrochen werden kann...“

Für Günther selber hatte die Wiener Märzrevolution die unmittelbare Folge, daß ihm der Brodkorb höher ge-

hängt wurde. Darüber schreibt mir Croy im Laufe des April:

„Den Anlaß zu dem gewaltsamen Umschwunge der Dinge in Wien, die frohen Erwartungen in thesi und die traurigen Folgen in praxi: constitutioneller Staat und ausschließlich privilegirte Studentenregierung, Religionsfreiheit sammt Redemptoristenjagd, freie Presse und hochmüthige Bornirtheit in allen Ständen, Schwurgerichte und Faustrecht, kurz die Lebensäußerungen des emancipirten Oesterreichs kennen Sie sattsam aus den Zeitungen und andern Blättern. Ich füge nur hinzu, daß Veith in der eben abgelaufenen Faste Predigten gehalten, die (nur mit den schönsten Volksreden eines O'Connel zu vergleichen) so unwiderstehlich auf Tausende seiner Zuhörer wirkten und so glaubensfroh und wissensstark waren, daß ihm die Intelligenz in loco — versteht sich im Namen der Lehrfreiheit — mehr als Einen Drohbrief zuschickte.*) Und nun erbitte ich mir Ihren Rath in einer für uns ungleich wichtigeren Sache. Es betrifft unsern lieben Meister Günther. Durch den Sturz des alten Systems hat er insofern Schaden gelitten, als er seinen Gehalt als Censor verloren hat und dadurch — man kann wohl sagen — ein armer Mann geworden ist. Denn selbst die unzureichende Pension, die er vom Fürsten Bretzenheim bezieht, ist bei dem drohenden und gerade in Ungarn theilweise schon hereingebrochenen Ruin des Adels unsicher geworden. Zwar steht in Aussicht, daß man ihm hierorts eine theologische Professur anbieten werde, vorausgesetzt, daß Professor Scheiner (als Rathgeber ins rathlose Cultministerium berufen) Rath und Muth genug hat, auf ihn hinzuweisen. Aber, lieber Freund, ich fürchte sehr, daß die Stimme des Löwen sich auf dem Katheder etwas wunderlich ausnehmen, vielleicht gar die Schule zur Einöde machen, daß der vieljährige und deshalb rauhe Wüstenbewohner ins moderne Universitäts- (= Burschen-) Leben sich eben so wenig finden werde, als in den Exerzirtaumel und Trommellärm, der jetzt an allen Ecken und Enden los ist, und dem er scheu ausweicht. Die Besorgnisse, die sich noch weiter an einen Professor Günther knüpfen, und zwar gerade wegen seiner außerordent-

*) Vgl. Löwe a. a. O. S. 213–216.

lichen philosophischen Genialität, theilt gewiß Jeder, der ihn selbst nur aus seinen Schriften kennt. Indeß der Mensch denkt, Gott lenkt. Vielleicht führt es zum Besten."

Nachdem G. das Amt eines k. k. Censors der philosophischen und juristischen Schriften verloren, möchte es an der Zeit sein hervorzuheben, mit welcher gewissenhaften Gründlichkeit er dasselbe verwaltet hat. Es ist dieses ersichtlich aus den Aeußerungen G.'s über 3 Schriften, welche die oberste Censurbehörde von ihm verlangte, und welche in den nachgelassenen Papieren sich vorfanden. Diese 3 Schriften sind 1. die Erziehungslehre von Schwarz 4 Bände, 2. ein Lehrbuch der Philosophie, dessen Verfasser nicht genannt ist, 3. Frint's Lehrbuch der Religionsphilosophie. Ich muß mich aber auf die Mittheilung von Nr. 2 und 3 beschränken, weil die sehr ausführliche Censur von Nr. 1, die vom 15. August 1830 datirt ist, zu viel Raum in Anspruch nehmen würde.

G. schreibt in Beziehung auf das philosophische Lehrbuch: Es kann einem Manne nicht zur Last gelegt werden, wenn er noch im dritten Decennium des 19. Säculums in der Speculation ausschließlich kantischen Prinzipien huldigen will, aber es muß an solch einen unbedingten Nachbeter die Forderung gestellt werden, daß er das System im Sinne des Urhebers inne habe. Der Verfasser des philosophischen Lehrbuchs entspricht aber dieser Forderung in doppelter Rücksicht nicht, einmal, weil er hinter den Prinzipien Kant's zurückbleibt, das anderemal, weil er über dieselben (aber auf inconsequente Weise) hinausgreift.... Zur Begründung dieser Behauptung muß der Gefertigte in aller Kürze auf den Hauptgesichtspunkt des kantischen Systems aufmerksam machen.

im Hauptquartier als ungenügend befunden, und so erhielt ich den Auftrag, zugleich mit Ehrlich gegen das Centrum und den linken Flügel des Feindes zu operiren, und dabei vorzugsweise schweres Geschütz spielen zu lassen. Es war ein Auftrag unwiderstehlich wie ein Armeebefehl. Ich that also, was ich nicht lassen durfte, und so entstand eine zwiespältige Polemik — meinerseits recht eigentlich invita Minerva — eine Arbeit in Form eines Mißtrauensvotums an Dr. Volkmuth. Wir schickten sie bereits vor längerer Zeit an Zukrigl, damit er ihre Veröffentlichung in Fichte's Zeitschrift besorge. Von ihm aber erhielt ich erst gestern ein Schreiben, worin er uns bekannt macht, daß Fichte sich ein für allemal weigere, den Artikel aufzunehmen, und zwar, wie es scheint, ohne ihn auch nur gelesen zu haben. Eifersucht zwischen ihm und Zukrigl scheint der nächste, das jungfräulich-schüchterne Wesen des letzteren der entferntere Grund davon zu sein.... Was soll nun geschehen? Meiner Meinung nach wäre es das Beste, das Ganze ad acta zu legen. Aber unser Generalissimus ist obstinat — trotz unseres alten Radetzky. Der Artikel muß gedruckt werden, wie er ist, und zwar mit einer Feuer und Flammen sprühenden Anmerkung gegen die Redaktion der Fichte'schen Zeitschrift. Unser Freund Knoodt wird sicherlich dafür sorgen, daß beides in der Bonner Zeitschrift geschehe. Ich wiederhole, daß ich anderer Ansicht und insbesondere gegen den Abdruck in letztgenannter Zeitschrift bin, in der bereits genug gegen Volkmuth polemisirt worden und nach ihrem letzten Artikel nichts Besseres mehr zu sagen ist. Aber soll ich zur halben Million Bedenklichkeiten, die ich bereits vor G. ausgesprochen, und über die er nachgerade halb toll ist, auch noch die andere Hälfte hinzufügen, damit er es ganz werde? Wecke den schlafenden Löwen nicht! Darum wende ich mich seiner Weisung folgend an Sie, lieber Freund. Ich werde gleichzeitig mit diesem Schreiben eines an Zukrigl absenden und ihm auftragen, die Vagabundenarbeit unverzüglich vor Ihr Tribunal zu stellen. Würdigen Sie ihn eines Blicks von Kopf bis zu Füßen, und wenn Sie nach freier Ueberlegung mit G. übereinstimmen, so mag er in Gottes Namen in der Bonner Zeitschrift erscheinen. Dann aber — um der endlosen Polemik hier endlich ein Ende zu geben — dürfte es gerathen sein,

den Artikel in die Reihe der Ihrigen aufzunehmen und zwar als Schluß derselben, jedoch unter meinem Namen."

Darauf ging ich um so lieber ein, als meine Artikel keinen würdigeren, ja meisterhafteren Schluß erhalten konnten. — Außerdem erschienen auch noch Abfertigungen Volkmuths von Seite Baltzers im 1. und 4., nnd von Seite meines Schülers Kreutz, damals Alumnus des Trierer Priesterseminars, im 1. Hefte des Jahrgangs 1848 derselben Zeitschrift.

Ehe ich nunmehr zu dem Revolutionsjahr 1848 übergehe, bemerke ich noch, daß schon im Laufe des 47ger Jahrs bei Günther und seinen Schülern der Gedanke auftauchte, eine dualistische Zeitschrift zu gründen, namentlich wegen der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Angriffe auf G.'s Philosophie. „Besäßen wir (schreibt G. an Ehrlich) ein eigenes Blatt, so könnten wir jede Sottise brevi manu in aller Eile abthun. So aber können die Gegner dreimal laden und abfeuern, ehe wir nur einmal dazu kommen. So hieß es in der neuen Sion: ‚Wiewohl G.'s Leistungen himmelweit verschieden sind von denen der andern Philosophen, so scheint es doch, daß er dem Princip der protestantischen Philosophie zu sehr huldige.' Möchte man nicht aus der Haut fahren, wenn man bei den gottesfürchtigen Sioniten das Wort scheinen findet in einer Sache, wo man entweder schweigen oder von sein reden müßte, um den Namen eines ehrlichen Mannes nicht aufs Spiel zu setzen! wie oft soll man denn wiederholen, daß keine Wissenschaft möglich ist, ohne den Geist als Princip der Erkenntniß gelten zu lassen? Daß er Auctorität nur von Gottes Gnaden ist, sollte sich doch bei den Vertheidigern der Crea-

türlichkeit des Geistes (im Gegensatze zur Emanation des Monismus) wohl von selbst verstehen."

XV.

1848.

Das Jahr 48 traten G.'s Freunde, die einen mit zuversichtlicher Hoffnung für die Sache, der sie dienten, die anderen mit nicht geringer Besorgniß an. So schrieb mir Baltzer am 3. Jänner (im Hinblicke auf Zukrigl's Berufung nach Tübingen und meine Beförderung zum professor ordinarius):

„So scheint es denn, daß G.'s Denkgeist allmälig die Katheder in Deutschland besteigen, und in der lebendigen Wechselwirkung mit einer hoffnungsvollen Jugend das Licht der wahren Speculation in der Kirche anzünden soll."

Dagegen Elvenich am 4. Jänner:

„Nachdem Erzbischof Geissel durch Pius IX. angewiesen worden ist, die Philosophen zu überwachen, ist Vorsicht Ihnen doppelt nöthig. An sich zwar wäre gegen eine solche Weisung nichts zu erinnern... Aber unter den obwaltenden Umständen hat dieselbe wohl nicht den Sinn, daß die Bischöfe sich es angelegen sein lassen sollen, die philosophischen Bestrebungen möglichst zu fördern, sondern daß sie aufpassen, oder falls sie selber von Philosophie nichts verstehen, durch Andere aufpassen lassen sollen, ob auch in gehörigem Maße philosophirt werde. Welches ist aber das gehörige Maß? Glauben Sie, daß man die G.'sche Philosophie noch darunter subsumirt? Ich glaube es nicht. Wenn Hermes, der zwar die Autonomie der Vernunft geltend macht, aber nur einen negativen Gebrauch der Philosophie in der Theologie zuläßt, schon zu viel philosophirt hat, was wird man in Rom erst von einer Philosophie halten, welche die Trinität u. s. w. zur Vernunftkenntniß zu erheben sucht? Gerade eine solche Philosophie ist es, die man in Rom perhorrescirt, in dem Wahne, daß das

Christenthum dadurch in bloße Philosophie umgesetzt werde. Man kennt die Zeitbedürfnisse viel zu wenig, weiß zwischen Philosophie und Philosophie nicht recht zu unterscheiden; daher das Bangen vor der Philosophie überhaupt. — Die empfohlene Vorsicht erscheint um so nothwendiger, als man in Rom zum Erstaunen Aller, die auf Gesetz und Gerechtigkeit noch etwas halten, kurzen Prozeß zu machen fortfährt. Ein schlagender Beweis hievon ist der päpstliche Erlaß an den Erzbischof von Köln. Was sind das für Zustände, wenn Männer, denen nicht die geringste Schuld nachgewiesen ist, öffentlich schwerer Vergehen beschuldigt und wie kirchliche Bösewichte an den Pranger gestellt werden! Das audiatur et altera pars, die wesentliche Bedingung der richtenden Gerechtigkeit ist ganz abhanden gekommen...."

Und Zukrigl, der seine Entlassung sowohl vom erzbischöflichen Ordinariate als vom Kaiser noch immer nicht erhalten hatte, am 2. Februar:

„Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut. Aber nicht weniger erfreute mich die Begeisterung der Studirenden der Philosophie in Bonn bei Ihrer Promotion zum ordentlichen Professor. Ich habe die Rede, welche Sie bei dem von den Studenten Ihnen gebrachten Fackelzuge hielten, in der Augsburger Postzeitung mit großer Theilnahme gelesen. Sie können sich hiebei die Rührung Günther's denken. Er lebt jetzt ordentlich wieder frisch auf, da er hört, daß am Rheine so viele Stimmen für seine speculative Anschauung einstehen. Und sonder Zweifel hat sein Dualismus eine besondere Tiefe und Anziehungskraft. Das habe auch ich hier in Wien in meinen Vorlesungen über Religionsphilosophie erfahren. Die meisten Studenten sagten mir, jetzt erst wüßten sie, wie tief das Christenthum in der Idee wurzele...."

Günther dagegen schreibt mir am selben Tage:

„Ihr letztes Schreiben, ein reiches Angebinde, erhielt ich kurz vor dem Feste Mariä-Lichtmeß; und so kam es nicht nur nicht zu spät sondern vielmehr zur rechten Zeit, indem es mich gewissermaßen zu einem Simeon machte, der ebenfalls sagen kann: Nun läßt du deinen Diener in Frieden (in das Jahr 1848 hinein) fahren. — Solche

Jahre wie die von 46 und 47 mit ihren plumpen Ausfällen von katholischen Laien und Geistlichen auf meine 20jährigen Bemühungen und Leistungen für das katholische Christenthum wünsche ich nicht, daß sie wiederkehren. Lobhudeleien sind mir von jeher zuwider gewesen, aber seines Lebens froh zu werden, diesen gemäßigten Wunsch darf ich doch für mich in Anspruch nehmen von Seite derer, die mit mir dieselbe geistliche Mutter (die katholische Kirche) zu ehren verpflichtet sind. Und selbst jener Frohsinn wie selten fängt er an zu werden in der Zeit, in welche unser kurzes Leben fällt! Vom Meister Hegel erzählt man, daß er an seiner Phänomenologie (zu Halle) sitzend und schreibend den Kanonendonner der Schlacht bei Jena überhört habe; aber von welchem Katholiken kann man sagen, daß er den Kanonendonner von Luzern und Freiburg verschrieben und verduselt habe? Von unserem österreichischen Italien will ich gar nicht reden, da hier selbst der Sieg über die Malcontenten uns indirect das Licht ausblasen kann, wie die Besiegung das direct thun wird. Und wer nun überdies die Wurzel von dieser ganz Europa überwuchernden Schlingpflanze kennt, wie könnte der gleichgültig bleiben, wenn er und seine Leistung nicht nur nicht anerkannt sondern so verkannt wird, daß ein Plus ultra unter die Unmöglichkeiten gehört!"

Und dann fährt er fort:

„Ich weiß nicht, ob Ihnen schon das Sendschreiben Mazzini's an den Papst zu Gesicht gekommen ist. Der österreichische Beobachter gab neulich einen Auszug daraus. ‚Wenn Gott will (heißt es unter Anderem) daß die alten Glaubensmeinungen wieder aufleben, so kannst Du (Pius IX.) machen, daß sie wieder aufleben; und wenn Gott will, daß sich dieselben umformen d. h. daß Dogma und Kult sich vom Fuße des Kreuzes hinweg einen Schritt näher zu Gott, dem Vater und Erzieher des Menschengeschlechts hin bewegen, so kannst Du (Pius) abermal, in der Mitte beider Epochen stehend, die Welt zur Eroberung der religiösen Wahrheiten leiten und den Materialismus und die Negation (der Kritik) vernichten. Ich rufe Dich daher auf, ein Apostel des ewig Wahren zu werden.'

„So ist es denn wahr geworden, daß die Apostel des 19. Säculums abermals den Eckstein verworfen; darum wird es auch wahr

werden, daß, wer auf diesen Stein fällt, sich verletzen, jener aber, auf den der Stein fallen wird, zerschmettert werden müsse. Und das muß unser Trost sein: daß wohl Himmel und Erde, nicht aber des Herrn Wort vergehen werde.

„Merkwürdig ist noch eine andere Aeußerung Mazzini's· ‚Durch die Macht der Zeit (welche von der Hierarchie beschleunigt wurde) ist der Glaube überall todt. Der katholische ist im Despotismus untergegangen, der protestantische in der Anarchie.‘ Und wer wird den Muth haben, Mazzini Lügen zu strafen? Freilich sollte es unter die Unmöglichkeiten gehören, in einer solchen Zeit von der katholischen Orthodoxie verketzert zu werden auf dem Boden der Speculation; aber es gehört selbst auf Universitäten zu den Wirklichkeiten. Clemens und Dieringer, Ihre Collegen, brechen Ihnen morgen den Hals, wenn Sie ihnen heute dazu Gelegenheit geben — und zwar salva conscientia, so lange es mit dem Wissen dieser Herren so steht, wie es steht, nämlich miserabel. Dieringer muß (wenn ihm die zahlreichen Citate in seinem ersten Werk ‚die göttlichen Thatsachen des Christenthums‘ aus meinen Schriften einfallen) sich schämen, mit Volkmuth gegen mich und Sie Partei genommen zu haben. Clemens wird es Ihnen nie verzeihen, daß Sie ihn verhindert haben, mit seiner realistischen Scholastik eines Nicolaus v. Cusa in Bonn durchzudringen. Ich hatte seinen Jordano Bruno und Nicolaus v. Cusa unlängst zu lesen angefangen, habe sie aber wieder aus der Hand gelegt, weil man nicht nur nichts daraus lernt, sondern hie und da auch auf Spuren kommt, die den Schalk verrathen. Dahin gehört vor Allem die Note zum Texte (S. 149), wo er Schelling's Ausfall auf die Außerweltlichkeit des altersschwachen Theismus mit Lust anführt, und die bloße Ueberweltlichkeit eines Cusa recommandirt. Sollten Sie in Zukunft mit dem fanatischen und stolzen Mann auf eine empfindlichere Weise als bisher zu thun bekommen, so nehmen Sie sich Folgendes als Resultat meiner Lectüre seiner Schrift ad notam. Bruno verhält sich zu Cusa eben so wie Feuerbach zu Hegel. Wie Feuerbach die Momente des Geisteslebens aus der Hegel'schen Logik hinausgeworfen hat, um ungestört die letzten Consequenzen aus dem natürlichen Begriffsleben zu ziehen, so hat J. Bruno die Elemente des positiven

Christenthums, die Cusa mühsam in seine realistische Behandlung des Begriffs hereingezogen, wieder hinausgeworfen, und so dem Begriffsleben auf dem Wege zur Verabsolutirung (Realisirung nannten sie die Platoniker in der Scholastik) freien Spielraum verschafft. — Das hat aber Clemens übersehen, weshalb es Niemanden wundern darf, wenn er an Jordano zu rühmen weiß, daß derselbe mit Cusa darin übereinstimme: die Idee als unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste d. h. als Theilnahme des endlichen Geistes am Logos Gottes zu bestimmen. Diese Stelle (S. 136) dient zugleich zum Belege, wie Clemens, Volkmuth und Dieringer (als thomistischer Theolog) gegen den Dualismus sich verbinden konnten. Drum, Freund, stehen Sie fest! Der Dualist ist ein Simeon, der (wie sein auserwähltes Volk) in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lebte, und das Heil in dieser mit leiblichen Augen zu schauen gewürdigt wurde. Vergangenheit (in der Gegenwart) ohne Zukunft, und Zukunft (in der Gegenwart) ohne Vergangenheit sind Einseitigkeiten, die eben so im Leben der Wissenschaft wie im Leben der Völkerpolitik über Kurz oder Lang zu Schanden werden."

Und nun kam die Pariser Februarrevolution. Da schreibt mir Baltzer (am 29. Februar):

„Was sagen Sie zu den Vorgängen in Paris und Rom? Die Constitution im Mittelpunkte der Kirche ist jetzt eine Thatsache, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Deus providebit!"

Auch Günther theilte Baltzer's Hoffnung, daß die Reformen des Papstes auf staatlichem Gebiete zum Heile der Kirche ausschlagen würden. Nachdem er nämlich in seinem Geleitschreiben zur Uebersendung der 2. Auflage der Incarnationstheorie hervorgehoben, daß er keine Schuld an dem theueren Preise für die neue Ausrüstung derselben trage, da er nur wenig dafür erhalten und auch nicht versäumt habe, dem Verleger zu sagen, daß arme Theologen die nächsten Abnehmer der Vorschule seien, fährt er fort: „Was sagt Ihre Umgebung zu dem Umschlage der Witterung in

der politischen Atmosphäre Europas? Friedrich Schlegel pflegte, wenn die Rede auf den Parallelismus der physischen und moralischen Witterung kam, zu sagen: Warum soll die Ausdünstung von 90 Millionen Menschen nicht die Atmosphäre in ein gleiches Schicksal hineinziehen?

„Welchem Schicksale wird die katholische Kirche (als Vertreterin des monarchischen Prinzips gegenüber dem demokratischen) im katholischen Frankreich entgegengehen? Nach meiner Ansicht ist es für die alte Kirche von welthistorischer Bedeutung, daß Pius den Anfang mit Reformen gemacht hat und damit fortfährt; ohne dies, bei Fortdauer des alten Regimes, hätte die Kirche von dem unerwarteten Umschlage einen harten Schlag erlebt, der mit einer furchtbaren Verfolgung (von der Vernichtung kann ohnehin bei Katholiken keine Rede sein) geendet haben würde. Und wenn nun den h. Vater auch der Undank und das Unglück treffen sollte, daß er als weltliches Oberhaupt abgesetzt würde, so wird doch selbst böser Wille der Kirche nicht nachsagen können, daß sie als solche eine abgesagte Feindin alles Fortschrittes sei. Freilich noch besser wäre es, wenn dem wissenschaftlichen Fortschritte der Schule in der Kirche der Brodkorb nicht bis zum Verhungern in die Höhe gezogen worden wäre. Doch mit diesem Martyrium dürfte es wohl in der alten Kirche bald zu Ende gehen. Wenigstens sollten unsern Infulirten die Augen aufgerissen werden von dem nun um sich greifenden demokratischen Treiben in Bezug auf Kirchenverfassung, dem doch nur durch eine gründliche Naturphilosophie und ihre Uebertragung in die kirchliche Wissenschaft der Stachel abgebrochen werden kann…“

Für Günther selber hatte die Wiener Märzrevolution die unmittelbare Folge, daß ihm der Brodkorb höher ge-

hängt wurde. Darüber schreibt mir Croy im Laufe des April:

„Den Anlaß zu dem gewaltsamen Umschwunge der Dinge in Wien, die frohen Erwartungen in thesi und die traurigen Folgen in praxi: constitutioneller Staat und ausschließlich privilegirte Studentenregierung, Religionsfreiheit sammt Redemptoristenjagd, freie Presse und hochmüthige Bornirtheit in allen Ständen, Schwurgerichte und Faustrecht, kurz die Lebensäußerungen des emancipirten Oesterreichs kennen Sie sattsam aus den Zeitungen und andern Blättern. Ich füge nur hinzu, daß Veith in der eben abgelaufenen Faste Predigten gehalten, die (nur mit den schönsten Volksreden eines O'Connel zu vergleichen) so unwiderstehlich auf Tausende seiner Zuhörer wirkten und so glaubensfroh und wissensstark waren, daß ihm die Intelligenz in loco — versteht sich im Namen der Lehrfreiheit — mehr als Einen Drohbrief zuschickte.*) Und nun erbitte ich mir Ihren Rath in einer für uns ungleich wichtigeren Sache. Es betrifft unsern lieben Meister Günther. Durch den Sturz des alten Systems hat er insofern Schaden gelitten, als er seinen Gehalt als Censor verloren hat und dadurch — man kann wohl sagen — ein armer Mann geworden ist. Denn selbst die unzureichende Pension, die er vom Fürsten Bretzenheim bezieht, ist bei dem drohenden und gerade in Ungarn theilweise schon hereingebrochenen Ruin des Adels unsicher geworden. Zwar steht in Aussicht, daß man ihm hierorts eine theologische Professur anbieten werde, vorausgesetzt, daß Professor Scheiner (als Rathgeber ins rathlose Cultministerium berufen) Rath und Muth genug hat, auf ihn hinzuweisen. Aber, lieber Freund, ich fürchte sehr, daß die Stimme des Löwen sich auf dem Katheder etwas wunderlich ausnehmen, vielleicht gar die Schule zur Einöde machen, daß der vieljährige und deshalb rauhe Wüstenbewohner ins moderne Universitäts- (= Burschen-) Leben sich eben so wenig finden werde, als in den Exerzirtaumel und Trommellärm, der jetzt an allen Ecken und Enden los ist, und dem er scheu ausweicht. Die Besorgnisse, die sich noch weiter an einen Professor Günther knüpfen, und zwar gerade wegen seiner außerordent-

*) Vgl. Löwe a. a. O. S. 213—216.

lichen philosophischen Genialität, theilt gewiß Jeder, der ihn selbst nur aus seinen Schriften kennt. Indeß der Mensch denkt, Gott lenkt. Vielleicht führt es zum Besten."

Nachdem G. das Amt eines k. k. Censors der philosophischen und juristischen Schriften verloren, möchte es an der Zeit sein hervorzuheben, mit welcher gewissenhaften Gründlichkeit er dasselbe verwaltet hat. Es ist dieses ersichtlich aus den Aeußerungen G.'s über 3 Schriften, welche die oberste Censurbehörde von ihm verlangte, und welche in den nachgelassenen Papieren sich vorfanden. Diese 3 Schriften sind 1. die Erziehungslehre von Schwarz 4 Bände, 2. ein Lehrbuch der Philosophie, dessen Verfasser nicht genannt ist, 3. Frint's Lehrbuch der Religionsphilosophie. Ich muß mich aber auf die Mittheilung von Nr. 2 und 3 beschränken, weil die sehr ausführliche Censur von Nr. 1, die vom 15. August 1830 datirt ist, zu viel Raum in Anspruch nehmen würde.

G. schreibt in Beziehung auf das philosophische Lehrbuch: Es kann einem Manne nicht zur Last gelegt werden, wenn er noch im dritten Decennium des 19. Säculums in der Speculation ausschließlich kantischen Prinzipien huldigen will, aber es muß an solch einen unbedingten Nachbeter die Forderung gestellt werden, daß er das System im Sinne des Urhebers inne habe. Der Verfasser des philosophischen Lehrbuchs entspricht aber dieser Forderung in doppelter Rücksicht nicht, einmal, weil er hinter den Prinzipien Kant's zurückbleibt, das anderemal, weil er über dieselben (aber auf inconsequente Weise) hinausgreift.... Zur Begründung dieser Behauptung muß der Gefertigte in aller Kürze auf den Hauptgesichtspunkt des kantischen Systems aufmerksam machen.

1. Es ist bekannt, daß nach Kant der Unterschied zwischen Wissen und Glauben dahin angegeben wird, daß jenes ein vollkommenes (d. h. sicheres und gewisses) Erkennen, dieses aber ein unvollkommenes Erkennen gewähre. Denn ein vollkommenes Erkennen entsteht nur dann, wenn ursprüngliche (apriorische) Geistesformen (Kategorien) auf ein gegebenes (aposteriorisches) Materiale der Erfahrung in Anwendung gebracht werden können. Ein unvollkommenes Erkennen wird demnach überall eintreten müssen, wo das eine oder das andere jener Elemente nicht vorhanden ist, d. h. wenn entweder die apriorische Form ohne erfahrungsmäßiges Materiale, oder dieses zwar als gegeben vorhanden ist, aber ohne Form im Denkgeiste, unter welche dieser jenes Material bringen oder subsummiren könnte.

Aus diesem (dogmatischen) Satze wurde nun consequent gefolgert: a) Daß nur die Erscheinungen (Phänomene) der Dinge vollkommen erkannt werden könnten, nicht aber, was die Dinge hinter diesen Erscheinungen d. h. an sich seien. Denn nur die Erscheinungen seien das Materiale, auf welches alle und jede Form im Denkgeiste ausschließlich zu beziehen sei. b) Daß der Glaube ein unvollkommenes Erkennen sei, und zwar, weil ihm das Materiale (das Object oder die Erscheinung) fehlt, wenn er sich auch auf ursprüngliche, unabweisbare Denkformen des Geistes berufen kann. Denn die Gegenstände des Glaubens sind keine Erscheinungen der Dinge, sondern die Dinge an sich (d. h. übersinnliche Dinge), die eben deshalb nie Objecte der Erfahrung d. h. Erscheinungen werden können, z. B. Gott, Seele, Freiheit, Unsterblichkeit u. s. w.

Kant war indeß weit davon entfernt zu behaupten, daß jene übersinnlichen Dinge deshalb nicht existirten, weil sie

nicht erkannt würden; er wollte die theoretische (erkennende) Vernunft nur in ihre Schranken zurückweisen, die er allerdings unter der besagten Voraussetzung als überschritten ansehen mußte, wenn die Vernunft sich ein Urtheil (sowohl pro als contra) in Bezug auf Existenz übersinnlicher Dinge herausnahm, und deshalb nannte er solch einen Vernunftgebrauch transcendent d. h. die Grenze überschreitend. c) Mit gleicher Consequenz nannte er jene ursprünglichen Geistesformen ohne vorhandenes Materiale (zum Unterschiede von ursprünglichen Geistesformen mit gegebenem Materiale) reine Vernunftbegriffe (Ideen), die letzteren aber reine Verstandesbegriffe (Kategorien).

So viel als Einleitung zur Erhärtung meines obigen Urtheils über das philosophische Lehrbuch.

Daß der Verfasser desselben sich zu dieser Ansicht Kant's bekennt, spricht er vorzüglich im §. 84 S. 76 aus. Allein §. 87 S. 79 sagt er (im Widerspruche mit sich und mit Kant): „daß die Vernunft nur dann transcendent werde, wenn sie nicht etwa blos das Dasein jener (unerkennbaren) übersinnlichen Dinge, sondern auch noch ihre innere Natur und Wesenheit zu erforschen strebe u. s. w.“ Ferner sagt er (in gleichem Widerspruche) §. 86, daß die Idee vom Unbedingten bezogen werde einmal auf das erkennende Subject, dann auf die erkennbaren (äußeren) Objecte, endlich auf das allerrealste Wesen über allen Subjecten und Objecten d. h. auf Gott. Und doch soll (schon nach dem früheren §. 79) jene Idee vom Unbedingten nur dem Verstande als Leitstern dienen bei seinen Untersuchungen über die Einrichtungen in der sichtbaren Welt.

Wie kann ein Kantianer von Gott als allerrealstem Wesen vor aller Anwendung und Uebertragung einer ur-

sprünglichen Denkform reden, da ja alle Realität aller Wesen erst durch und nach jener Anwendung zu Stande kommt, die aber nicht zu Stande kommt, wo die Erscheinung des Dings abgeht?!

2. Diese und ähnliche Abweichungen aber von kantischen Prinzipien, weit entfernt dem Verfasser zum Nachtheile angerechnet zu werden, müßten ihm sogar als Verdienst zuerkannt werden, — jedoch nur in der Voraussetzung, daß sie als wirklich begründete Verbesserungen, nicht aber als Verstöße aus Mangel an speculativem Scharfblick auftreten. Daß aber jene Abweichungen solche Verbesserungen nicht sein können, dafür spricht vor Allem a) die geringe Kenntniß des Verfassers im Felde der philosophischen Literatur überhaupt und in specie in Betreff der Verhandlungen über das kritische System. Denn zufolge der seiner neuen deutschen Bearbeitung angehängten Literatur hat der Verfasser seit mehr als zwanzig Jahren kein speculatives Werk gelesen. b) Die Gemüthsart desselben (so weit sie sich schriftlich ausspricht). Denn bis zur Eitelkeit, ja bis zur Bizarrerie ist die Zweifelsucht (Skepsis) in seiner letzten Schrift gesteigert.

Zum Belege des Gesagten mag hier der Kürze halber nur das Wichtigste stehen. In der rationellen Psychologie §. 88 S. 81 heißt es: „diese sei bisher noch eine sehr problematische Wissenschaft.“ Vielleicht hat dieser Vorwurf Grund. Dann hätte er aber dargethan werden müssen: a) im §. 92 S. 85, der von der Einfachheit und Geistigkeit der Seele handelt. Was sagt nun hierorts der Verfasser? Folgendes: „diese (Einfachheit und Geistigkeit) ist bisher bewiesen worden aus der Natur des Erkenntnißvermögens. Allein bei einer strengen Prüfung zeigt sich die

Unhaltbarkeit des Beweises. Höchstens folgte daraus: daß das Denkende ein von aller uns bisher bekannten Materie verschiedenes Wesen sei. Ob es aber eine Monade oder doch ein Wesen sei, das zwar wohl aus gleichartigem, aber doch noch aus einem mit gewisser Quantität versehenen Stoffe bestehe, blieb unentschieden." Bei solch einer Aeußerung muß sich der Verfasser allerdings zurufen lassen: si tacuisses, philosophus (saltem cantianus) mansisses. Denn es springt ja in die Augen, daß, wenn einmal aus der Natur des Denkens bewiesen werden kann, und dann auch bewiesen worden ist, daß das denkende Prinzip in uns keine Materie sein könne, hiermit auch zugleich erwiesen ist, daß alle und jede Materie (uns bekannt oder unbekannt) denkunfähig ist. (Nach kantischen Prinzipien ist und bleibt es entschieden, daß sich weder das Eine noch das Andere von der Seele — als Ding an sich — behaupten läßt.)

b) Der Grund jenes Vorwurfs hätte sich ferner darlegen lassen in §. 95, wo vom Verhältnisse zwischen Seele und Leib gesprochen wird. Daselbst liest man Folgendes: „Was aber Seele und Leib an sich seien, ob nicht vielleicht beiderlei Erscheinungen auf einem und demselben Prinzipe beruhen, welches sich äußerlich als ein räumliches, innerlich als ein zeitliches Thätigkeitsprinzip offenbart, ist uns ganz unbekannt." Diese Behauptung vorausgeschickt, ist es schlechterdings nicht zu begreifen, wie der Verfasser im §. 138 Note 6 doch wieder behaupten konnte: „die Vernunft findet im wollenden Subjecte ein unbedingtes Prinzip, denn dieses Subject ist ein Ding an sich, frei von allem Naturzwange, theils sich selber Gesetz gebend, theils nach diesem Gesetz sich bestimmend zum Handeln." Das ist wohl kein Beleg für die gänzliche Unbe-

kanntschaft in Bezug auf das fragliche Verhältniß zwischen Seele und Leib!! Nicht genug, wenn das wollende Subject **wirklich** frei und die Natur wirklich nothwendig ist, so ist ja die Ausgleichung dieses contradictorischen und conträren Gegensatzes in einem Dritten gar nicht denkbar. Denn eine wirkliche Freiheit und eine wirkliche Nothwendigkeit ist eine im jedesmaligen Prinzipe gegründete Freiheit und Nothwendigkeit, d. h. das eine Prinzip ist frei und das andere ist nothwendig. Was aber Prinzip ist, kann nicht als bloße Erscheinung eines **anderen** Prinzips gedacht werden, ohne einen Widerspruch zu setzen. Auch hätte dem Verfasser als Metaphysiker bekannt sein müssen, daß es gerade der Pantheismus sei, der sich in der Vereinerleiung zweier Substanzen (Geist nämlich und Natur) in einer dritten (Gott) gefällt, und auf diese Weise das Universum zum Leibe Gottes metamorphosirt. Aber gerade dieser Artikel über den Pantheismus unter den metaphysischen Systemen §. 4, S. 6 ist sehr oberflächlich berücksichtigt.

c) Das Non plus ultra aller Zweifelei findet sich in §. 109, der von dem Beweise für die Unsterblichkeit der Seele handelt, und zwar aus der Einfachheit derselben. Da heißt es: α) Einfachheit der Substanz der Seele sei bloße Voraussetzung; β) es sei zu viel gefordert, wenn aus der Einfachheit die Unmöglichkeit all und jeder Vernichtung gefolgert werde. „Denn (heißt es) wenn auch eine Vernichtung durch Trennung der Theile unmöglich sei, so sei doch eine Vernichtung durch Kraftabnahme möglich.“ Als Kantianer aber hätte der Verfasser wohl wissen können: daß Einfachsein und Substanzsein identisch sei, und daß der Begriff von Substanz, als von Sein, das Nichtsein im Begriffe schon ausschließe. Ferner hätte er wissen sollen,

daß alle sogenannte Kraftabnahme nur ein Wechsel der Erscheinungen ist, der keinen Kantianer berechtigt, jenen Wechsel in das Prinzip (Kraft-Noumenon) der Erscheinungen hineinzutragen, geschweige jenen Wechsel bis auf die Annihilirung des Prinzips geltend zu machen.

Uebrigens trifft den Verfasser derselbe Vorwurf, der dem kritischen Systeme nicht lang nach seinem Erscheinen gemacht wurde, und der sich im Verlaufe der Zeit immer rechtskräftiger herausstellte. Desto mehr muß sich aber jeder Anhänger des Kriticismus aufgefordert fühlen, entweder den Vorwurf zu widerlegen oder das Getadelte gut zu machen durch Benützung der Fortschritte in der Speculation.

Dieser Vorwurf betrifft aber vorzüglich die Kluft zwischen den Aussagen der theoretischen und der praktischen Vernunft. Solch eine Hauptaussage der theoretischen war der Satz: Ist das Bedingte gegeben, so muß auch das Unbedingte (Gott) vorhanden sein, welche Aussage aber die theoretische Vernunft für nichts anders als eine bloße Aufgabe (nicht aber als eine Lösung) behandelt. Ganz anders verfährt (nach Kant) die sogenannte praktische Vernunft, die jenes Unbedingte als wirkliches Object denken muß, und zwar als vollkommenes Willenswesen (als Heiligkeit). Und warum? Weil die praktische Vernunft die Forderung des Sittengesetzes nicht als Täuschung erklären kann, welche Forderung darin besteht: nach Heiligkeit zu streben, d. h. Gott, dem Urbilde aller Heiligkeit, in unendlicher Annäherung immer ähnlicher zu werden. — Es ist dem großen Denker Kant schon bei seinen Lebzeiten die Schwäche des praktischen Beweises für Gottes Dasein nachgewiesen worden, indem gezeigt wurde: daß, so lange die Suprematie der praktischen Vernunft über die theoretische nicht besser aus-

gemittelt sei, die theoretische Vernunft eben so leicht zur praktischen sagen könne: die Forderung des Sittengesetzes ist nichtig, weil Gott kein gewisses Object ist, wie die praktische Vernunft zur theoretischen spricht: deine Gottesidee muß ein gewisses Object sein, weil das Sittengesetz etwas Gewisses in mir ist. So viel über die Kluft im kritischen Systeme, die aber nicht so schwer auszufüllen ist, wenn benützt wird, was die Zeit seitdem Solides zu Tag gefördert hat. Z. B. in der Voraussetzung, daß der erkennende Geist für seine Erkenntniß auf Kategorien angewiesen ist, so wie diese auf den außer ihnen vorhandenen Stoff, kann von der erwiesenen Kategorie eben so sicher auf das Object geschlossen werden, als von dem Objecte auf die ihm entsprechende Form im Geiste, weil beide in reciprokem Verhältnisse stehen; und zwar um so sicherer, weil in der Anweisung der Kategorie auf das Materiale der Erkenntniß keineswegs liegt, daß das Materiale nur eine sinnfällige, tastbare Materie sein müsse.

Zur zweiten in Frage stehenden Schrift, dem Lehrbuche der Religionsphilosophie, übergehend, schreibt Günther: Was der Verfasser des philosophischen Lehrbuchs zur Stunde noch nicht zu leisten versucht hat, das hat der Verfasser des anderen Lehrbuchs schon vor mehr als zwanzig Jahren ins Werk gesetzt; freilich nach dem Geständnisse Aller, die in dieser Sache ein Verständniß haben, nicht auf die glücklichste Weise, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß aller Anfang schwer, und daß dem eifrigen Willen für die gute Sache der Jubel auch über ein halbes Gelingen nicht zu verargen ist, so lang die Halbheit nicht für das Non plus ultra taxirt wird, von welcher Anmaßung der hochwürdige Verfasser selbst stets weiter entfernt war, als mancher seiner

unbedingten Lobhudler, die die Schwierigkeit der Aufgabe so wenig als die Lösung derselben zu beurtheilen im Stande waren. Jene Aufgabe war aber eben die besprochene Kluft im Kriticismus zwischen theoretischer und praktischer Vernunft und ihre mögliche Ausfüllung.

Und nicht zu läugnen ist es: daß der Verfasser der Kategorientafel der Vernunft dieselbe Gewißheit zu vindiciren strebte, welche Kant der Kategorientafel des Verstandes bereits vindicirt hatte. Und darin besteht das Verdienst des Verfassers des Lehrbuchs. Hiemit aber ist das Geschäft unserer Beurtheilung keineswegs zu Ende. Denn nachdem die Wirklichkeit der übersinnlichen Gegenstände (Gott, Geist, Natur) vom Verfasser einmal erhoben und ausgemittelt war, handelte es sich um ein gleich wichtiges metaphysisches Problem, nämlich um die Bestimmung und Feststellung des Verhältnisses jener übersinnlichen Gegenstände zu einander (des Verhältnisses Gottes zu seiner Welt, in specie zum menschlichen Geiste). Und gerade in dieser neuen metaphysischen Operation kam es zu neuen Verirrungen, die sich füglich in zwei Klassen bringen lassen, und zwar:

1. Der menschliche Geist wurde dem Wesen nach Gott gleichgesetzt. Der Gottheit wurde (wie dem creatürlichen Geiste) eine theoretische und praktische Vernunft beigelegt, nur mit dem Unterschiede: daß beiderlei Vernunft in der und für die Gottheit als eine unendlich vollkommene, für den und in dem menschlichen Geiste aber als eine endliche und beschränkte aufgestellt wurde. Daraus ergab sich nun aber für die moralische Bestimmung der Menschheit der Satz von einer unendlichen Annäherung ohne Erreichung des Zieles, welches Gott selber, das

Ideal aller Vollkommenheit, war. Denselben Satz hatte zwar schon Kant ausgesprochen, aber (wie gesagt) mit dem Unterschiede, daß Kant aus der Gewißheit dieser moralischen Bestimmung die Gewißheit der Gottheit postulirte, Frint aber umgekehrt aus der objectiven Realität der Gottesidee die Gewißheit der Bestimmung des Menschen deducirte. Auch der Philosoph Jacobi (und seine Schüler Salat, Köppen, Weiler) hatte dasselbe Verhältniß zwischen Gott und dem Geiste, und dasselbe aus jenem Verhältnisse resultirende Endziel der Menschheit aufgestellt, nur mit dem Unterschiede, daß er behauptete: Gott werde nicht durch Kategorien, sondern auf unmittelbare Weise erkannt, eben weil der erkennende Geist im Menschen göttlicher Wesenheit sei.

2. Der Hauptfehlgriff aber wurde begangen darin:

a) Daß man bei der Behauptung, Gott und Geist sind dem Wesen nach gleich, und nur dem Grade nach verschieden (der beim Geiste in seiner Beschränkung durch die materielle Physis liege) noch den Mund vollnahm von der Nothwendigkeit einer Offenbarung (nach Form und Materie);

b) daß von der materiellen Offenbarung behauptet wurde: sie bestehe darin, daß Gott dem menschlichen Geiste etwas offenbaren könne, worauf dieser α) durch und aus sich nie gekommen wäre, und β) daß der Geist in seiner (göttlichen) Vernunft nur einen negativen Maßstab zur Beurtheilung der Offenbarung besitze, aber keinen positiven. (Mit anderen Worten: ist nur das Factum der Offenbarung einmal erwiesen, ferner nachgewiesen, daß der Inhalt der geoffenbarten Lehre in keinem Widerspruche mit der Vernunft steht; so ist das Geschäft der Vernunft zu

Ende). Kurz: Unbegreiflichkeit ist ein Prädicat aller Offenbarung.

Im Gegensatze aber mit diesen Behauptungen standen die Behauptungen der Zeitphilosophie; und es ist mit Händen zu greifen, daß die Behauptungen sowohl Kant's als Jacobi's bei gleichem Fundamente mit denjenigen von Seite des Verfassers consequente Folgerungen aus demselben Fundamente (der wesentlichen Gleichheit des Geistes mit Gott) waren. Denn ist der Menschengeist göttlicher Natur, so ist Alles, was sich Offenbarung Gottes nennt, zwar nicht zu läugnen, aber anders zu deuten, als die Kirche es auslegt, nämlich: sie ist Fulguration (um bildlich zu reden) von Unten hinauf, aber nicht von Oben herab.

Am allerwenigsten kann als der zureichende Grund aller Offenbarung die Verschlimmerung der Menschheit durch die Ursünde angesehen werden, die eine solche abnorme Vorkehrung nothwendig gemacht hätte. Wie so? Weil Gott und Göttliches gar nicht sündigen, Gott gegen Gott nicht auftreten kann. Eben so wenig kann in der menschlichen Vernunft bei ihrer wesentlichen Gleichheit mit der göttlichen ein blos negativer Maßstab für Beurtheilung göttlicher Handlungen liegen, was doch die Offenbarungen sind. Mit einem Worte: keine Glaubenslehre des positiven Christenthums konnte (bei solch einem Fundamente) im Sinne der Kirche gerettet und gerechtfertigt werden. Denn wer einmal Gott und Geist dem Wesen (der Qualität) nach gleichgesetzt hat, und sich selber versteht, der darf nicht hinterher vom Geiste prädiciren, was er sich in Beziehung auf Gott zu unterfangen schämen müßte.

So viel mag hinreichen, um über den Widerspruch, in welchem beide Lehrbücher wechselseitig befangen liegen, einen Aufschluß zu geben, wie ihn die Geschichte der Speculation in unseren Tagen selber liefert, ohne aber jenen Widerspruch in dem bösen Willen des A oder B zu suchen.

Das Resultat aber, worauf dieser Widerspruch Jeden, der ihn versteht, führt, ist die Einsicht: daß ein anderes Fundament zur Begründung religiöser Wahrheiten gesucht werden muß, da ein solches in dem Semipantheismus der bisherigen Speculation nicht liegt. Und hierin besteht die Aufgabe unserer Zeit, aber auch das reiche Streben derselben, und (was nicht ausbleiben kann) die Erbitterung der abgelaufenen Periode über diese neuen Bestrebungen. Vieles ist bereits geschehen für jene Aufgabe, und noch mehr wird und muß geschehen. Das positive Christenthum (und sein systematischer Lehrbegriff, als Theologie), das seit der Reformation in die Botmäßigkeit der Philosophie gerathen mußte, und in dieser Sclaverei zu einer herrenlosen Sache geworden, ja, wenn es hoch kam, als Kappzaum für den Volkscentaur noch äußerlich becomplimentirt wurde, sucht sich zu emancipiren und emancipirt festzustellen. Diese Feststellung kann aber durch nichts Anderes verwirklicht werden als abermals durch Philosophie, aber im Sinne des Christenthums. D. h. das Christenthum muß sich über sein Fundament selbst verständigen. Denn Philosophie ist ja nichts anders als das Streben des Geistes zur Verständigung. Der Keim zu dieser Selbstverständigung liegt im Menschen, als einem Wesen, das seiner selbst bewußt wird, und nach tausend Ursachen fragt, weil es (im Bewußtsein) sich selber als Causalität gefunden hat.

Das Resultat aber solcher Selbstverständigungen ist Philosophie, und in dieser par excellence Metaphysik, in so fern sie alles in Natur und Geschichte Gegebene schließlich aus und in Gott zu begreifen strebt. Und wenn sich nun etwa folgende Parallele wirklich begründen ließe: daß, wie sich in der physischen Welt gegen die Verheerungen des Blatterngiftes kein besseres Mittel finden läßt als die Inoculation des Giftstoffes, so auch in der intelligenten Sphäre der moralischen Welt der Mensch gegen das Verderben der Wissenschaft nur mit gründlicherer Wissenschaft zu bewaffnen sei; so verstände es sich von selbst: daß einerseits nicht jeder Impfstoff und nicht jeder Quacksalber zum Impfprozesse qualificirt sei, und anderseits, daß jener Impfstoff so wenig in einer bloßen Logik gefunden werden könne (weil diese kalt und warm aus Einem Munde blasend, sowohl von der Lüge als von der Wahrheit in Dienst genommen wird), als in einer Metaphysik, in der Logik vorgetragen d. h. als Zuckererbsen an die Wände des Hörsaals geworfen wird, um von den offenen Mäulern der Zuhörer aufgefangen und zur Prüfungszeit apportirt zu werden. Starke Speisen sind für schwache Magen auch ein Gift, und wenn unter den physischen Uebeln die eingebildeten Krankheiten am schwersten zu kuriren sind, so stehen in der moralischen Welt auch die Einbildungen junger Leute oben an. Die alte Ordnung der Dinge trug Metaphysik erst nach einem zweijährigen Studium der Logik und Physik und Geschichte vor.

Mit dieser Schlußanmerkung, die zwar den Auftrag, aber nicht das Vertrauen, welches eine hohe Polizei-Censurhofstelle in die Gesinnung des Gefertigten setzt, überschreitet, schmeichelt derselbe sich, des hohen Auftrags sich entledigt zu haben. Wien. A. Günther.

XVI.

1848.

Bei der Ungewißheit, ob die Wiener Professur und mit ihr ein Jahreseinkommen zur Wirklichkeit werde, und zugleich im Hinblicke auf das dringende Bedürfniß einer kräftigen und beharrlichen Ein- und Durchführung der Günther'schen wissenschaftlichen Richtung in die nachgerade rathlos gewordene Zeit, erschien es am gerathensten, wenn jetzt Günther und Veith die Redaction eines Journals übernehmen und alle Freunde und Schüler unter dieser in Deutschland geachteten Firma sich associiren würden. Das meinte auch Croy und ging in diesem Sinne den Meister an. Aber er klagte mir:

„Es ist zum Staunen, wie G. jetzt, wo die Zeit dafür gekommen, sich dagegen wehrt und den Jahre lang gehegten Plan als unausführbar verwirft. Und warum? Es seien dermalen noch zu wenige Dualisten in der Welt, und diese würden ihn am Ende auch noch im Stiche und in Noth gerathen lassen; er allein werde dann die Zeitschrift schreiben müssen, und wo bleibe ihm dann die Zeit zur Vorbereitung auf eine Professur? Denn der Wunsch nach einer solchen in Wien steckt in seinem Herzen wie ein Pfeil. Auch gehöre zu einem solchen Unternehmen ein pecuniärer Fond, und woher den nehmen? wo einen Verleger finden, der sich dafür interessire? Einen andern Plan habe er auf den Rath seines Freundes, des Canonicus Greif, gefaßt, nämlich mit Veith ein christkatholisches Handbuch für die gebildeten Stände, etwa unter dem Titel „Kirchenjahr“ herauszugeben. Ich erwiederte ihm: er thue seinen Schülern Unrecht, wenn er ihnen zutraue, daß sie jetzt, wo ihre Stunde gekommen gegen die Gewalten der Finsterniß, nicht zu seiner Fahne stehen und als Makkabäer der Wissenschaft, wenn auch in kleiner Zahl, den h. Kampf mit fröhlichem Muthe kämpfen würden. rc. Auch würde er auf viele Abnehmer rechnen können, so daß es nicht blos dem Verleger sondern auch ihm

einen hübschen Gewinn eintragen würde. Denn so lange es sich um seinen Unterhalt handle, sei gewiß jeder seiner Schüler bereit, auf das Honorar für seine Arbeiten zu verzichten“.

„Was die Herausgabe eines Hausbuchs betrifft, so bin ich eben Willens zu ihm zu gehen und folgendes grobe Geschütz spielen zu lassen. In den Tagen der gefesselten Presse habe er mit allen Schulen turnirt wie ein Riese, und jetzt, wo allenthalben ein noch entschiedeneres Auftreten von ihm erwartet werde, ziehe er auf ein bisher noch nicht von ihm betretenes Gebiet, auf das der Askese sich zurück. Habe ein solcher Rückzug nicht den Anschein von Schwäche und Verzagtheit? Werde der theologische Radicalismus, der nachgerade, wie auch Baltzer und Zukrigl berichten, über seine Bestrebungen stutzt, dann nicht aufs Neue in das alte Halloh: ‚dogmatische Befangenheit‘! ausbrechen und seine Sache ungeprüft in diese Kategorie werfen? Werde er nicht spotten: ‚sehet da den alten verkappten Jesuiten! Unter der Herrschaft des Absolutismus hat er den Philosophenmantel der aufdämmernden Sonne vorgehalten; nun weicht er vor ihren leuchtenden Strahlen ohnmächtig zurück in die alte Finsterniß jenseits der Berge, um das noch schlaftrunkene Volk für hierarchische Zwecke auszubeuten!‘ — Kurz, ich sehe nicht ein, wie die Herausgabe eines katholischen Hausbuchs jetzt großen Erfolg haben könne, und halte es für das Klügste, wenn die annoch kleine dualistische Schaar unter der Leitung ihres vielerfahrenen Meisters den von diesem begonnenen Kampf gegen unchristliche Bestrebungen in einem Journal rüstig fortführen, und ‚was sie wolle‘ allseitig und in den verschiedensten Tonarten (jeder in der ihm eigenthümlichen) aussprechen würde, während Günther selbst, die Polemik möglichst aufgebend, den Rest seiner Jahre leitenden Artikeln, hauptsächlich aber dem Aufbaue seines Systemes weihen sollte..... Wenn Sie meiner Ansicht sind, dann ersuche ich Sie, kühn herausfordernd an G. zu schreiben. Er ist zu schüchtern. Und doch — wie leicht könnte das jetzt so verhängnißvolle ‚zu spät‘ auch für unsere Sache erschallen!...“

Am 6. Mai antwortete ich auf diesen Brief im Wesentlichen Folgendes:

Daß ich nach Kräften G.'s pekuniäre Noth mitheben und in Beziehung auf das Journal im gewünschten Sinne an ihn schreiben wolle. An Mitarbeitern werde es schwerlich fehlen; auch einige meiner Schüler seien zur Mitarbeit befähigt und bereit. Augenblicklich aber möchte es kaum möglich sein, einen Verleger zu finden; vorerst müßten die unruhigen politischen und kirchlichen Gewässer etwas abgelaufen und Zutrauen und Credit wiedergekehrt sein. Auch würde ich selber wohl erst nach einigen Monaten ein fleißiger Mitarbeiter werden können, denn augenblicklich sei ich von den politischen Wahlkämpfen ganz in Anspruch genommen. „So bin ich heute erst von einer dreitägigen Reise in den Wahlkreisen, die mich als ihren Candidaten für das Frankfurter Parlament aufgestellt, zurückgekehrt. Und gleichzeitig sind wir auf kirchlichem Boden beschäftigt, um ein liberaleres kirchliches Regiment herbeizuführen, wie solches durch die veränderte politische Weltlage zur dringendsten Forderung geworden. So bin ich denn auch (mit meinem Freunde, Pfarrer Reinkens) als Deputirter des Bonner Clerus bei Erzbischof Geissel gewesen, bei dem wir aber die ungnädigste Aufnahme gefunden haben. Denn er denkt nur daran, die Weltlage im Interesse der Kirchenfreiheit d. h. absoluter hierarchischer Herrschaft auszubeuten.“ *)

*) Der niedere Clerus konnte sich nicht überzeugen, daß seinen Interessen auf der Versammlung der deutschen Bischöfe im Herbste 1848 zu Würzburg, wo sie sich über die kirchlichen Freiheiten, die sie den gerade bedrängten Fürsten abtrotzen wollten, einigten, in irgend einer Weise Rechnung getragen sei. Derselbe fürchtete vielmehr, daß aus den der Kirche in den Schooß fallenden Freiheiten nur eine größere Abhängigkeit von der bischöflichen Willkür erwachsen werde, wenn das Verhältniß zwischen Bischof und Geistlichkeit nicht auf altcanonischer Grundlage neu geregelt werde. Eine Anzahl von 372 Geistlichen hatte daher den Muth, in einer ehrfurchtsvoll gehaltenen Adresse den Erzbischof Geissel um die Zulassung des niederen Clerus zu seinem Rechte, d. h. um die durch die canonischen Gesetze vorgesehene definitive Anstellung der Pfarrer, so wie um die Einsetzung geistlicher Gerichte zu bitten. Auch unter den in dieser Petition enthaltenen übrigen Punkten befand sich kein einziger, der nicht durch Conciliensbeschlüsse

Und am 1. Juli schrieb ich ihm von Frankfurt aus, wohin ich inzwischen als Deputirter gereist war:

„Günther und Veith scheinen ein philosophisches Journal nicht redigiren zu wollen. Da müssen wir denn so bescheiden sein anzuerkennen, daß sie höher auf der Warte stehen und die Zeichen der Zeit besser verstehen als wir. Ja, nach reiflicher Ueberlegung kann ich selber nicht verkennen, daß ein „Kirchenjahr," wenn Günther und Veith ihren Geist und ihr Gemüth daran setzen, sehr segensreich wirken kann. Trotz allen christlichen Misères verlangen doch noch Tausende nach gesunder geistiger Nahrung; und bei diesem Hunger ist zu hoffen, daß nicht wenige Hände nach einem solchen Hausbuche greifen werden. Und das wäre schon ein nicht geringer Gewinn. Denn Deutschland ist in Gefahr zu vergottlosen, und ist doch (wenigstens in den Gliedern, auf deren Wirksamkeit es bei der gegenwärtigen Umgestaltung aller Verhältnisse vorzüglich ankommt) weniger geneigt, ein philosophisches Journal als ein kernhaft und edel gehaltenes christliches Hausbuch zu lesen. Lassen wir daher Günther und Veith nur machen; vielleicht thun sie einen glücklichen Griff, während wir einen Mißgriff beklagen zu müssen vermeinen....."

Nach wenigen Tagen erhielt ich Croy's Antwort:

---

oder canonische Vorschriften begründet werden konnte. Doch dieser Schritt der 372 Priester, in welchen das seit der napoleonischen Zeit systematisch unterdrückte Selbst- und Rechtsbewußtsein in seinem Todeskampfe zu einer letzten Lebensäußerung aufzuringen sich bemühte, erschien dem Erzbischofe als eine anmaßliche Ueberhebung, gegen welche er nicht ernst und strenge genug einschreiten könne. Und er verfügte über hinlängliche Mittel, um die Unterzeichner einzuschüchtern und zur Rücknahme ihrer Unterschrift zu zwingen. Alle bis auf einige wenige gaben dem Drucke nach und leisteten die geforderte Erklärung. Keiner wurde befördert, so lange sein Name noch auf der Liste der 372 stand, wohl aber mit dem Gifte der Verdächtigung und Verleumdung vollauf überschüttet, ja des kirchlichen Hochverrathes angeklagt. Vgl. den Lebensabriß Geissel's im 8. Bande der „Allgemeinen Deutschen Biographie". S. 524 f.

„.... Es scheint beinahe, daß über den Angelegenheiten des Dualismus dasselbe Schicksal walte wie über denen der Monarchie, nur umgekehrt. Wie hier „zu spät“, so ist dort Alles und Jedes „zu früh“ .... Es ist noch „zu früh“, daß das volle Tageslicht des Christenthums in die Augen der Sions-Wächter und Kinder brenne, gesammelt in dem Brennspiegel einer von G. redigirten Zeitschrift. Aber, lieber Freund, wenn Deutschland in Gefahr ist zu vergottlosen (wie Sie mit Fug und Recht schreiben), und Jene, auf deren Wirksamkeit es bei der jetzigen Umgestaltung aller Verhältnisse vorzüglich ankommt, weniger geneigt sind, nach philosophischen Artikeln als nach einem Hausbuche von Günther und Veith zu greifen, so lade ich Sie (da das Hausbuch inzwischen aufgegeben worden) zu einem andern Unternehmen ein, das zunächst die Gottsuchenden im gottlosen Deutschland im Auge hat, zu einem wissenschaftlichen Volksblatt, redigirt von Veith. Es erscheint unter dem sinnigen Titel ‚Aufwärts‘ und ist Organ eines katholischen Volksvereins, den Veith im Drange hiesiger Verhältnisse gegründet, und der seinen Statuten nach so zu sagen das höhere Dritte zum Pius- und Borromäusverein bildet. Wenn diese und alle derartigen Vereine sich nach und nach in Einen großen Bund zusammenschließen und so massenhaft der gottlosen Masse gegenüberstehen würden, nur dann ließe sich noch etwas für das Christenthum in Deutschland hoffen. Aber auch die noch Gläubigen unter den Protestanten müßten bei Zeiten aufgefordert werden, um den gemeinsamen Familienschatz, die Kleinodien des Heils zu wahren: Es handelt sich heute in der Kirche nicht minder als im Staate um die verwahrlosten Massen, um jenen echten und rechten Communismus (sit venia verbo!), der im Vollichte des Christenthums auf Erden allseitig Wurzel schlagen und im Himmel blühen soll. Oder sollte die Züchtigung der katholischen Kirche in Europa ihres 300jährigen Schlafes wegen fortgehen bis zur schrecklichen Erfüllung des prophetischen Wortes: ecclesia migrat? Ich kann's nicht glauben. Darum lasset uns wirken, so lange es Tag ist! Günther, Hock, Ehrlich ꝛc. arbeiten für jenes Volksblatt, jeder pro modulo suo, ohne sich zu nennen. Thuen Sie desgleichen!.... Durch populär wissenschaftliche Darstellung brechen wir uns für jetzt allmälig (ohne geradezu mit der Thüre ins alte morsche Haus zu fallen) in

den sogenannten gebildeten Ständen Bahn, um dann später in streng wissenschaftlicher Haltung und mit dem zweischneidigen Schwerte des Geistes das moderne Heidenthum niederzukämpfen. — Sie erhalten mit morgiger Post Programm und Statuten des besagten Vereins und die ersten Nummern des Volksblatts sammt einem Schreiben von Veith.... Lassen Sie sich den Anschluß unseres Vereins an die beiden rheinländischen und insbesondere die möglichst große Verbreitung des Volksblatts recht angelegen sein."

Nun hatte ich aber auch in meiner Begeisterung für die G.'sche Speculation den phantastischen Plan einer Concentrirung aller opferwilligen Schüler Günther's, Günther und Veith selber an ihrer Spitze, an Einem Orte dem Croy vorgelegt. In obigem Briefe vom 1. Juli schrieb ich ihm nämlich:

„Erinnern Sie sich noch des Vorschlags, den vor 5 oder 6 Jahren Baltzer dem Günther machte, ein Heilig-Geist-Kloster zu gründen. Ein eigentliches Kloster sollte es nicht sein, sondern ein durch das Band der gleichen Ueberzeugung und der gleichen Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit geeinigtes freies Zusammenleben. Nun liegt am Fuße des Siebengebirgs in der schönsten Gegend des Rheinthals die Insel Nonnenwerth; sie gehört noch zur Diözese Trier, drängt sich aber wie ein Keil in die Kölner Erzdiözese ein; und auf ihr steht ein großes wohlerhaltenes Kloster mit Kirche. Wie wäre es, wenn wir diese Insel, was augenblicklich unter sehr günstigen Bedingungen möglich ist, kauften und zu unserer bleibenden Wohnstätte wählten? 2c. Denken Sie darüber nach!..."

Darauf antwortete Croy:

„Ihr letztes Schreiben enthält eine Stelle, bei der mir gerade so zu Muthe ward, wie Ihrem Namenspatron, als dieser auf sturmbewegtem Meere seinem Meister zurief: ‚Herr, wenn du es bist, so mache, daß ich über die Wogen zu dir hineile!' Es war die Stelle, wo ich mit Ihnen das neu erstandene Christenthum vom freien deutschen Rheine umflossen sah. Also Nonnenwerth lautet die Antwort auf die Frage, die ich so lange schon in meiner Seele trug, auf die Frage,

die jener heimatsferne Dichter in den Worten aussprach: ‚Wo bist du? Wo bist du? o mein geliebtes Land! Gesucht, geahnet, doch nie erkannt!‘ Soll das heilige Geistkloster auf Nonnenwerth wirklich mehr sein als ein süßer Traum, ein Nebelbild in schöner Mondnacht nach gewitterreichem Tage?

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz.
Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her.
Wir aber — — schwammen vorüber
Trostlos auf unsrem Meer.

Warum müssen die schönsten Gedanken der Menschen oft nichts als leere Träume sein? Aber merkwürdig ist und bleibt es dennoch, daß Ihr Gedanke gleichzeitig und gewaltig in vielen zerstreuten Herzen sich regt, in Günther, Veith, Ehrlich, mit denen ich erst unlängst darüber sprach, und in so manchen Anderen. Was mich betrifft — ich bin mit Leib und Seele, mit Hab und Gut dafür....“

Wiederholt kam ich brieflich und mündlich mit Croy, Baltzer, Günther, Ehrlich und Anderen, auch mit mehreren meiner Schüler auf diesen, aus dem Verlangen nach brüderlich freundschaftlichem Zusammenleben und literarischem Zusammenwirken hervorgehenden Plan zurück, der aber als unpraktisch schließlich aufgegeben wurde.

Den von Croy angekündigten Brief Veith's erhielt ich am 12. Juli. Darin ersucht er mich, für das Gedeihen des Volksblatts „Aufwärts“ zu wirken durch Förderung des Anschlusses des Wiener Katholikenvereins an den Borromäus- und den Piusverein, durch Verbreitung des Blattes in meinen Kreisen, so wie durch Beiträge „in dem frischen Tone, in welchem Ihr kleiner geharnischter Artikel über Aberglauben im Aschbach'schen Kirchenlexicon gehalten ist.

Denn (fährt er fort) ich habe erst wenige Mitarbeiter: auf Ehrlich kann ich zählen, auch auf unsern verehrten Freund Günther. Er liefert mir aus seiner Werkstätte Schnitze (keine Schnitzer), die ich etwa popula- und paraphrasire, doch aber mit seiner Chiffre bezeichne, wie ich eben jetzt mit einem solchen Hobelspane vom allerbesten Eichenholz zu thun im Begriffe bin, des Inhalts ‚die doppelte Souveränität im Menschen‘, ein Span, der Licht und Feuer gibt, also luminös ist. In den 2 beiliegenden Nummern ist die Richtung, die ich einhalten möchte, wohl deutlich genug ausgesprochen, — es ist nun aber schon ‚die schwere Noth der Zeit,‘ welche der ‚Zeit der schweren Noth‘ vorausgeht und unsägliche Verwirrung anrichtet. Es wäre für den deutschen Michel Zeit zum Stoßgebet: utinam dirigantur gressus mei in via justificationum tuarum! (O daß meine Schritte auf dem Wege deiner Gerechtigkeit gelenkt würden!) Aber so weit ist derselbe noch nicht, er schlägt um sich herum, aber nicht in sich hinein.....“

Des Weiteren läßt er sich aus in einem am 4. Aug. an mich gerichteten Briefe über den Wiener Katholikenverein (auch Severinsverein genannt), über das „Aufwärts“ und die Wiener Zustände.

„Am 1. August habe ich in einer Plenarversammlung unseres Vereins vor wenigstens 300 Männern Ihr Schreiben vom 23. Juli vorgelesen und dadurch ungemeine Freude, Rührung und Jubel erweckt. Da im Vereine eine ganz hübsche demokratische Mischung der Stände vertreten ist, so kann die Ergriffenheit der Leute von der Theilnahme der deutschen Brüder und Glaubensgenossen am Rheine an ihnen, den bisherigen Fäjaken, nicht anders als erfreulich genannt werden. Und es ist immer noch viel, daß bei der furchtbaren Auflösung aller ethischen und loyalen Gesinnungen oder Traditionen der Sinn für die Kirche und der Muth für ihr Bekenntniß noch vorhanden

geblieben, wenn auch nicht in der Mehrzahl, die schon längst in Frivolität versumpft war. Am empfindlichsten ist hier der Mangel an ästhetisch-asketischer und speculativer Bildung des Clerus, sonst müßte Alles besser und rascher gehen. Die Helfer greifen zu viel casuistisch defensiv oder offensiv ein, und da ihr Zelus ein in Nachahmung der Redemptoristen erstarkter ist, so kann er wenig nachhaltig Gutes wirken. Dies ist die Schmach Jerusalems, daß überall die Schule und die Wissenschaft zu Boden liegen, so daß den Lenkern selbst der leitende Gedanke fehlt. Ohne speculative Theologie, ohne Creatianismus kein Heil; darauf lebe ich und sterbe ich. Hochdieselben werden in den beiliegenden Blättern Nr. 3—9 nicht ohne Lächeln die stille pianissimo auftretende Tendenz, dieses Feld zu bauen, bemerken; N. E. bedeutet Professor Ehrlich, und A. G. ist leicht zu dechiffriren. A. G. gibt mir Papierschnitzel aus seiner Fabrik.... Glücklicher Weise ist er mit meiner Manipulation sehr zufrieden, und, was eben so viel ist, diese Darstellung findet bei vielen Leuten, die weder Günther noch sein System kennen, aufrichtigen Beifall; und so ist zu hoffen, daß diese Art Arbeiten von Nutzen sein wird, auch im ehemaligen Auslande, am Rhein, und überall, wo noch ein Funken Gelehrigkeit übrig geblieben. Erunt omnes discibiles Dei. (Alle werden auf Gott gelehrig horchen.) Für den Augenblick ist das doemonium meridianum der Lehrmeister. Hier fängt der Deutschkatholicismus in der allerbesten Form seinen Spuk an und geht über unsern dicken Apostel Füster nicht hinaus; es sind schon einige halbverrückte dumme Kerls aus dem Stande der Suspension zugegen, heimische Früchtchen, die in dem süßen Weck debütiren. Die Wiener müssen nun einmal ‚Alles' haben, und zuletzt den Katzenjammer auch dazu; immer noch wissen sie vor lauter ungeheuerlicher Freiheit, Deutschheit, türkischer Musik und Sommerfestlichkeiten nicht wo aus wo ein; aber trotz der schrecklichen Verrückung aller Prinzipien können sie doch ihre gutmüthige Natur nicht verläugnen; und gibt es einmal blutige Köpfe, so hoffe ich doch noch immer, daß das Blut eben nicht in Strömen fließen wird. Selbst die Arbeiter haben viel zahmes Wesen trotz Ultrademokraten. Leider hat man ihnen das letzte Fünklein katholischen Glaubens und sittlicher Grundsätze humanistisch ausgelöscht, und den Einfluß des Clerus, der ohnehin gering

und unklar gewesen, großentheils beseitigt. Da aber nirgends ein großer Geist dominirt, so wird auf keiner Seite etwas Erkleckliches ausgerichtet.... Den hiesigen Reichstag haben bisher die czechischen Elemente noch in solidem Gang erhalten, die Heimischen (Wienerischen) sind zu sehr Börne- und Heinescher Art, und solches Zeug hat keinen Halt. Geistliche sind in Niederösterreich ganz und gar ausgeschlossen geblieben; es fehlt uns aber auch an tüchtigen Männern dieses Standes, und wo sollten sie herkommen? Füster-Eulogius Schneider ist das Aequivalent für den ganzen Clerus; doch ist die Achtung, die er besitzt, eine höchst zweideutige, und er kann nicht lange sich halten...."

Doch kommen wir zu Günther selbst zurück, und hören wir, wie er die Ereignisse des Jahrs 48 beurtheilte. Am 21. Mai schrieb er mir:

„Die A. A. Z. bricht in der außerordentlichen Beilage vom 14. Mai zu dem Vorschlag der Siebzehner-Commission eines erblichen deutschen Kaiserthums in den Ausruf aus: ‚Welche Gefahren für die Freiheit und Selbstregierung sowohl des ganzen Deutschlands wie der einzelnen Staaten und Völker lassen sich mit Sicherheit voraussehen!'... Der Horror der Dynasten vor einem deutschen Kaiser liegt wohl tiefer, als die Gekrönten ahnen, nämlich in dem gespaltenen Herzen der Jungfrau Europa. Mit der Einheit des Glaubens ist die politische Einigkeit zu Grabe getragen worden von dem Mißtrauen der Träger des Sargs. Und nur Einer kann den Trägern befehlen zu halten, und der gebeugten Matrone hinter dem Sarge zurufen: weine nicht! Dieser Eine läßt sich Zeit, wie er sich Zeit ließ, als es sich vormals um das gespaltene Herz des Morgenlandes (Juden- und Heidenthum) handelte. Er läßt sich Zeit, weil er nur radical heilen kann, wenn er überhaupt in die Kur nimmt. Wer aber will heut zu Tage kurirt werden? Doch wohl nicht diejenigen, welche keine Ahnung von dem inneren Aposteme der Gegenwart haben. Die 4000 evangelischen Christen in der Kirchenversammlung zu Köthen beschlossen ohne Anstand: daß man keine Geistlichkeitskirche, sondern Gleichberechtigung Aller d. h. keine starren Verfassungsformen (wahrscheinlich ohne Knochengerüste wie bei den Mollusken) wolle. Beilage

der A. A. Z. 13. Mai. Und die bayerische Kammer der Reichsräthe sagt über Pauperismus: ‚Intelligenz und Erwerbsgleichheit sind die Grundlage zur Abhilfe des Pauperismus.‘ Und von der Ueberhandnahme der unehelichen Kinder findet sie den Grund in der Erschwerung der Ansäßigmachung. Sind dort wie hier nicht Blinde die Führer des blinden Haufens?! Und wie sollte es anders sein können, so lange überall das positive Christenthum in Beziehung auf Sein und Nichtsein in Frage steht? wo selbst Jene, die sich für es in die Brust werfen, wissenschaftlich nichts Besseres zu sagen wissen als: es sei das Christenthum die Einheit von der Transcendenz des Juden- und von der Immanenz des Heidenthums? (So hat selbst ein Lasaulx als Mitglied der Münchener Akademie gesprochen). — Hier stehe ich nun an der Stelle, wo ich Ihre Exhortation zu einer philosophischen Zeitschrift und Ihre Abhortation von einem Erbauungsbuche besprechen sollte. Ich finde aber heute so wenig Lust in mir, umständlicher auf die Sache einzugehen, als mit Andern über Philosophie zu reden, die wie ein Schwamm angesoffen sind vom politischen Mischmasch der Journalistik. Ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie mich von der Gebetbücherfabrikation zurückhalten, aber sehr übel würde ich es Ihnen nehmen, wenn Sie wüßten, was wir Zwei (Veith und ich) eigentlich vorhaben, wenn wir das ‚Kirchenjahr‘ in höherem Styl behandeln und veröffentlichen wollen. Sie können es aber nicht wissen, denn Sie kennen unser Vorhaben nur aus einem Berichte Croy's, der nicht weiß, was er will. Einerseits stellen sich ihm die Haare zu Berg, wenn er daran denkt, daß der Deutschkatholicismus, wie verlautet, das Liguorianerkloster beziehen soll (und wer könnte ihm das verargen, da bei der Bildungslosigkeit unseres Clerus der Abfall gewaltig um sich greifen würde?). Anderseits will er eine philosophische Zeitschrift, von der er doch gesteht, daß sie unter dem hiesigen Clerus, weil demselben alle Capacität dafür abgehe, auf Absatz nicht rechnen dürfe. Aber wozu dann eine philosophische Zeitschrift? Etwa für jene Geistlichen, welche am Ostersonntage mit Gesalbader über Unsterblichkeit der Seele die Zuhörer langweilen, anstatt sie darüber aufzuklären, warum Christus nicht im Tode bleiben konnte? und welche die Nothwendigkeit des Cölibats aus der consecrirten Hostie, weil diese, in welcher zugleich der allmächtige Gott (?) wohne, von dem Celebranten

in der Hand gehalten werde, ableiten, wie solcher Unsinn neulich gedruckt zu lesen war? So stehen die Dinge bei uns als Folge des alten Systems, das den Priester, wie den Beamten und Musketier für den kirchlichen und staatlichen Kamaschendienst abzurichten verstand....."

Und am 29. Juni, meinem Namenstage, schrieb er mir aus Rodaun, wo sein Freund Greif ein Landhaus besaß, während er selber es vorzog, ein schlichtes Bauernhaus zu beziehen, das ihn lebhaft an das Vaterhaus in Lindenau erinnerte:

„Deshalb bin ich auch zufrieden, mich zu dieser Umsiedelung entschlossen zu haben, wiewohl ökonomische Rücksichten mich davon hätten abhalten sollen. Croy aber plagte mich, bis ich es that, wie er selbst geplagt wurde von der Furcht vor den bevorstehenden Stürmen in Wien, wie solche Prag nun schon erlebt hat. Dazu kam noch, daß meine Leute, die Tochter meines Bruders und meine Wirthschafterin, vor Angst krank zu werden drohten, weshalb ich die eine nach Haus zu ihrem Vater schicken mußte, während ich mit der andern hierher zog — in Gottes Namen. Und Gott sei es gedankt! Fern von dem durchwühlten Wiener Ameisenhaufen hat es mir wohlgethan, in der lieben Natur unter Gottes freiem Himmel mit seinen Wolkenphantasien der Gedankenarbeit durch einige Wochen obzuliegen. Leider ist Croy schon wieder von mir fort und in die Stadt zurückgegangen; ich aber sitze noch in Rodaun, dessen nettes Kirchlein auf einem Berge neben dem Liechtenstein'schen Schlosse liegt. Da ergeht denn an den Celebranten die Frage des Psalmisten: Quis ascendet in montem sanctum, aut quis stabit in loco sancto? Innocens manibus et mundo corde, qui non accepit in vano animam suam. (Wer wird auf den h. Berg steigen und wer wird am h. Orte stehen? Wessen Hände schuldlos sind, und wessen Herz rein; wer nicht vergeblich seine Seele empfing). Um die Reinheit deiner Hände und deines Herzens, Freund und Schüler, ist nun deinem Meister in Wien nie bange gewesen; da wir aber in einer Zeit leben, von der wahrhaft das Wort des Herrn gilt: ‚wenn jene Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch selig werden (doch um der Gerechten willen werden sie

abgekürzt werden)', so habe ich am heutigen Tage für Dich zum Herrn gerufen, daß Dein politischer Glaube nicht wanke d. h. Dein katholischer Glaube an den Herrn und seine Macht, die den Fürsten dieser Welt bereits gerichtet hat, in der Anwendung auf die socialen Fragen der Zeit, die oft in einer Weise beantwortet werden, daß man seinen Augen und Ohren nicht traut. Was wird z. B. über die Souveränität des Volks zusammengefaselt, während man kein Bedenken trägt, Jene, die daneben noch einen Sinn mit der Souveränität der Fürsten verbinden, wenigstens zu transportiren, weil das Volk sie noch nicht aufknüpfen mag. Ist denn nicht jedem Lebensprinzipe die Autonomie, folglich auch die Souveränität zu vindiciren? Aber weil die Offenbarungsweise der Prinzipe so verschieden ist, wie ihre Urbestimmung zum Gedanken, so fällt die Souveränität verschieden aus in der Erscheinung d. h. in der Betheiligung der Einzelnen an jener*)..... Doch — wo müßte der anfangen, welcher auf einem Reichstage der doppelten Souveränität, des Fürsten und des Volks, das Wort reden wollte? Nicht mit dem A B C des Dualismus, vor dem aber unsere Zeit, selbst auf katholischem Boden, dasteht wie der Stier vor dem neuen Thore seines Stalles?...."

Dann kommt er noch einmal auf die dualistische Zeitschrift zu reden.

„Ich bin der Meinung, daß es dazu noch nicht an der Zeit sei aus zwei Gründen. So lang die Fluth des republikanischen Treibens so hoch geht wie jetzt, wird sie ersäuft wie ein junger Hund im Sacke. Es ist räthlich, der Tollheit einstweilen aus dem Weg zu gehen. Der Buchhandel ist nebstdem in großer Noth. Schwer wird sich ein Verleger finden, und der gefundene wird seine Rechnung nicht sogleich finden, und uns desto leichter im Stiche lassen, weil theils die Zahl verlässiger Mitarbeiter vor der Hand gering ist, theils diese selbst noch an ihrer dualistischen Durchbildung zu arbeiten haben, um einst

*) Ausführlich bespricht G. die Souveränitätsfrage in den Artikeln „Die doppelte Souveränität im Menschen" im „Aufwärts" S. 54—57, 84—88 und 132—134; und „Die doppelte Souveränität in der Menschheit" S. 225—229, 233—237 und 242—246.

gerüstet und schlagfertig nach allen Seiten dazustehen. Ich selber möchte noch zuvor die Resultate meines Nachdenkens systematisch in Reih und Glied gestellt haben, bevor eine Zeitschrift Einzelnes in ein helleres Licht zu stellen wagen darf. Es haben daher die Schüler wie der Meister auch ohne Zeitschrift noch volle Hände zu thun, besonders die Professoren unter den erstern, um sich eine schlagfertige Schaar von Mitarbeitern heranzubilden. Der echte Mitarbeiter an einer künftigen Zeitschrift ist der, welcher als Euer Zuhörer mit Novalis fragt:

Weint denn Keiner von Euch Allen?
Soll sein Name so verhallen?
Ist die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie in seinen Augen
Wieder Lieb' und Leben saugen?
Ist er nun auf ewig todt?"

Und G. schließt den Brief mit den Worten:

„Ich hoffe von Deiner Hand noch einige Zeilen zu erhalten, bevor Du von Frankfurt fortgehst, wenn Du als Monarchist nicht gehängt wirst."

Auch einige Bemerkungen aus einem von mir am 21. Juli an Croy geschriebenen Briefe mögen wegen des auf G. Bezüglichen hier am Orte sein:

„.... Habe ich mich auch über Euern Katholikenverein gefreut, so kann ich doch die Furcht nicht los werden, daß die Trilogie des Borromäus-, Pius- und Severin-Vereines schließlich nicht zum Vortheil der freien Wissenschaft innerhalb der katholischen Kirche, sondern vielmehr zu noch schlimmerer Knechtung derselben, als bisher schon der Fall war, ausschlagen werde..... Inzwischen freue ich mich über meine Anwesenheit im Frankfurter Parlamente. Warum? Wegen der Süßigkeit des Verlassens desselben. Denn man vertrödelt hier seine Zeit — um höchst zweifelhafter äußerer Erfolge willen. Für mich aber gibt es keinen größeren Genuß und Gewinn, als über Gott, Geist, Natur, Mensch und dessen Geschichte zu lesen, zu denken

und zu schreiben. Freilich wäre auch dies parlamentarische Leben und Treiben kostbar, wenn Unser Einer nicht den Mund halten müßte über seine Principien. Denn diese Art von Selbstverläugung in dem Babel des politischen Zeitgeistes ist ein wahres Martyrium. Selbst Arnold Ruge, mein Nachbar in der Paulskirche, macht sich, obwohl seine Philosophie in vielen Köpfen spukt und auf den Barrikaden losschlägt, zum Gegenstande des Gelächters, so oft er mit seinen Kategorien des Begriffs und des Humanismus auf die Tribüne steigt. Ich aber kann ihm von dieser Stelle herab nicht antworten, ohne Gefahr (wenn auch nicht als Perle) zertreten zu werden.... Abgesehen übrigens von meinem inneren Herzeleid lebt sich in Frankfurt besser als an den meisten anderen Orten Deutschlands, denn es befinden sich hier viele durch Bildung und Charakter ausgezeichnete Männer, von denen man, namentlich in politicis, viel lernen kann.... Auch den Reichsverweser, Erzherzog Johann, habe ich wiederholt gesprochen, zum erstenmal in der Mainlust, wo er sich durch unsern Präsidenten von Gagern die einzelnen Deputirten vorstellen ließ. Als er nach einigen einleitenden Worten meinerseits mich fragte, wie es mir als Philosoph in Bonn gehe, erwiederte ich: ‚Vortrefflich! Das kommt aber daher, weil ich Schüler eines Wiener Philosophen bin, bei dem ich 3 Jahre zugebracht habe.‘ So? (erwiederte er) wie heißt denn dieser Philosoph? ‚Er heißt Anton Günther.‘ O, dessen Name ist mir wohlbekannt, erwiederte der alte menschenfreundliche Herr.... Auch mehreren österreichischen Abgeordneten habe ich die Schmach vorgehalten, die der Kaiserstaat seit Jahren auf sich geladen habe, daß er einen Mann wie Günther in der Verborgenheit darben lasse. Und ich muß zur Ehre derselben sagen, daß sie die Schmach fühlten, und so viel an ihnen liege, Abhilfe versprachen. Freilich konnte ich ihnen nicht Unrecht geben, wenn sie, wie z. B. Somaruga und Sperling bemerkten: daß es in diesem Augenblicke und bei dem noch andauernden Studentenregimente unmöglich sei, dem G. eine Professur in Wien zu verschaffen, und daß auch gegenwärtig seine Doction vom Katheder herab keinen Erfolg haben, und daher seiner Philosophie nur schaden könne.“

Druckfehler-Verzeichniß des ersten Bandes.

S. XVI, Z. 5 von unten und S. 75, Z. 5 von unten: l. „Wolf“ statt „Wolff“.
S. XIX, Z. 5 von unten und S. 190, Z. 2 von oben: l. „Kähler“ statt „Köhler“.
S. 124, Z. 1 von oben: l. „Hofkaplans“ statt „Hofkanzlers“.
S. 340, Z. 8 von unten: l. „abstracten“ statt „stracten“.
S. 357, Z. 16 von oben: l. „38“ statt „3“.
S. 361, Z. 6 von unten: l. „herauszugeben“ statt „herausgegeben“.



